A. Wrede / Rheinische Volkskunde

Deutsche Stämme Deutsche Lande

Herausgeber: Professor Dr. Fr. von der Leyen

Rheinische Volkskunde

Von

Dr. Adam Wrede,
Honorarprofessor a. d. Universität Köln

Zweite
verbesserte und vermehrte
Auflage

1 · 9 · 2 · 2

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Druck von der
Piererschen Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.
Altenburg S.-A.

Der neugegründeten
Universität Köln
und ihrem ersten Rektor
Herrn Geh. Regierungsrat
Prof. Dr. Chr. Eckert

Vorwort zur ersten Auflage.

Den Grundstock der vorliegenden Rheinischen Volkskunde bildet ein Aufsatz, den ich im Jahre 1913 für das von Dr. Otto Brandt und Dr. Otto Most herausgegebene und 1914 erschienene zweibändige Werk „Heimat- und Wirtschaftskunde für Rheinland und Westfalen" schrieb. Schon damals war die ganze Niederschrift weit umfangreicher als der gedruckte Teil, und Herr Dr. Otto Most ermunterte mich sehr, das Ganze als selbständige Schrift zu veröffentlichen. Inzwischen brach der Weltkrieg aus; an eine Veröffentlichung war zunächst nicht zu denken. Erst mit dem während des Krieges immer stärker erwachenden und gepflegten Heimatgefühl schien auch der rechte Augenblick für die Herausgabe der Rheinischen Volkskunde gekommen zu sein. Aber die in der Not und Schwere der Zeit begründeten Schwierigkeiten verzögerten wieder die Veröffentlichung der Arbeit. Immerhin kam diese Verzögerung dem Buche zugute insofern, als noch mehr Stoff gesammelt und manche Einzelforschung noch verwertet werden konnte.

In der Arbeit, die ich nunmehr vorlege, wird zum ersten Male eine umfassende und in ihren einzelnen Abschnitten wie im ganzen abgerundete Darstellung des rheinischen Volkswesens und Volkslebens geboten. Da sie für Leser aller Volkskreise bestimmt ist, habe ich mich bemüht, ihr eine möglichst gemeinverständliche, lesbare Form zu geben durch einfachen Satzbau und einfache, von Fremdwörtern freie Ausdrucksweise. Weil nun anderseits zu den Lesern auch solche gehören werden, die nicht nur fertige und feststehende Ergebnisse der Forschung wissen wollen, sondern auch weitere Wege zu neuer Nahrung und eigenem Forschen kennen lernen möchten, so habe ich mit Zusätzen, Angaben von Quellen und Nachweisen von Schriften nicht zurückgehalten. Sie sind am Schluß des Buches besonders zusammengestellt. Geradezu notwendig aber erschienen mir die Anmerkungen, weil die Darstellung trotz ihres Umfanges und einer gewissen Stoffülle dennoch manchmal mehr hinweisend und andeutend als erschöpfend sein konnte, die Anmerkungen daher vielfach als Ergänzungen dienen.

Bei der Darstellung selbst habe ich mich bemüht, möglichst viel von dem aufzuzeigen, was noch vorhanden ist und geübt wird

oder aber bis vor wenigen Jahren oder Jahrzehnten noch bestand und lebendig war. Soweit enthält das Buch namentlich die neuere rheinische Volkskunde. Da nun, wie im neuen Deutschland überhaupt, so auch im Rheinlande Wandlungen im volkstümlichen Leben eingetreten sind und mit weiteren zu rechnen ist, so dürfte das Buch für spätere Zeiten in mancher Hinsicht Quellenwert haben, zumal nicht weniges in der Darstellung auf eigener Anschauung und Beobachtung beruht.

Wo es möglich war, wurde auch die ältere Vergangenheit berücksichtigt und Wert auf die Darlegung geschichtlicher Entwicklungen gelegt. Deshalb wurden ältere Quellen herangezogen, die bisher für die rheinische Volkskunde noch nicht oder in nur ganz vereinzelten Fällen fruchtbar gemacht worden sind. Für die Nachweise sittenmäßigen Lebens und Handelns aus dem kölnisch-ripuarischen Gebiete konnten z. B. die Denkwürdigkeiten des Kölner Ratsherrn Hermann Weinsberg (1518—1598) herangezogen werden, eine vorzügliche Quelle altkölnischer Volks- und Sprachkunde, die ich unter Verwertung von Funden aus anderen stadtkölnischen Akten und Urkunden zu einer altkölnischen Volkskunde zu verarbeiten gedenke. Funde aus diesen anderen alten Stoffgruppen sind übrigens auch schon in dieser Arbeit verwertet. Durch diese archivalischen Belege sollen der volkskundlichen Forschung nicht nur neue Stoffe zugeführt werden, sondern es soll namentlich auch auf den Zusammenhang des jetzigen ländlich-bäuerlichen Volkslebens mit dem früheren städtisch-bürgerlichen hingewiesen werden; es soll gezeigt werden, daß das Landvolk noch heute z. B. sittenmäßige Handlungen übt, die es einst vom Bürgertum übernahm oder gemeinsam und gleichzeitig mit diesem pflegte, aber dann treuer und viel länger bewahrte als dieses. Die geschichtlich gewordene bürgerliche Volkskunde sollte im allgemeinen noch mehr erforscht und verarbeitet werden.

Gern danke ich zum Schluß an dieser Stelle allen, die mir für die Abbildungen meistens eigene Aufnahmen oder in ihrem Besitze befindliche Bilder überließen. Ich habe alle in dem Verzeichnis der Abbildungen namhaft gemacht. Erwähnt sei auch, daß der Verlag alle Kräfte anspannte, um das Buch den Verhältnissen entsprechend schnell und gut zu fördern.

Köln, am 12. Juni 1919.

Adam Wrede.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Wie die erste Auflage, so soll auch die zweite gar vielen dienen. Es ist deshalb an dem Grundzug des Buches nichts geändert worden. Um so mehr Wert wurde auf Verbesserung und weitere Ausgestaltung des Inhaltes gelegt. Willkommen wird die größere Zahl von Bildern sein (69 statt 38), desgleichen die größere Zahl von Melodien (14 statt 3) und die starke Vermehrung der Anmerkungen und Hinweise, die in der neuen Auflage 55 Seiten umfassen und allein schon mit ihren 751 Nummern eine selbständige volkskundliche Bibliographie des Rheinlandes bilden könnten. In diesen Anmerkungen, in denen besonders viele Arbeit steckt, werden zumal die Kreise der Wissenschaft wichtige Hinweise und Ergänzungen finden.

Wie die Anmerkungen den Haupttext ergänzen und vertiefen, so ergänzen sich die einzelnen Abschnitte untereinander. Mundart und Dichtung ist zum Beispiel nicht nur im 5. Abschnitt im Zusammenhang dargestellt, sondern auch in anderen Abschnitten berührt. Ähnlich ist es mit dem Volksglauben und den Bräuchen. Das eingehende Verzeichnis der Stichwörter weist diese Tatsache aus.

Die „Rheinische Volkskunde" hat bei ihrem ersten Erscheinen große Anerkennung gefunden und viele Freunde gewonnen, trotzdem sie nur eine erste Zusammenfassung und Bearbeitung des Stoffes war. Erfreulich ist besonders der Anteil, den die Schulen und Lehrer aller Gattungen, ebenso Unterrichts- und Gemeindeverwaltungen an dem Buche und seinem Inhalt nahmen. Für diese Anteilnahme sei allen Kreisen herzlichst gedankt.

Es gilt, durch die neue Auflage neue Freunde für eine gute und wichtige Sache, neue Helfer und Mitstreiter im Dienste der Heimat und des Vaterlandes, des großen, ganzen, zu gewinnen. Ernste Zeiten erfordern außerordentliche Anstrengungen. Möge man sich deshalb besonders bei den so sehr gefährdeten rheinischen Verhältnissen noch mehr die Verwendung der Kräfte angelegen sein lassen, die im Volke wurzeln und dem Volke zu geben imstande sind, was des Volkes ist.

Köln, im Herbst 1921.

Adam Wrede.

Inhalt

Verzeichnis der Abbildungen.

Einleitung.

Die rheinische Volkskunde nach ihrem Begriff und Umfang.

Volkskunde will ein Spiegel des Volkslebens sein. Sie will das Leben des Volkes schildern, wie es ist. Sie will feststellen, seit wann es so ist, und sie will zu ergründen suchen, warum es so ist. So schreibt Otto Lauffer zu Eingang seines Bändchens „Niederdeutsche Volkskunde“ [1]. Kürzer und treffender hätte das Wesen und die Aufgabe der Volkskunde im allgemeinen nicht ausgedrückt werden können.

So will auch diese rheinische Volkskunde das Leben des rheinischen Volkes, der gebildeten Stände so gut wie der ungelehrten, in seinen eigentümlichen Gestaltungen erfassen, seine äußeren Lebensgewohnheiten, seine geistigen Regungen und sein sittenmäßiges Handeln widerspiegeln. Das Bild, das in diesem Spiegel erscheint, weist genug eigenartige Züge auf, die es rechtfertigen, von einem besonderen rheinischen Volkstum zu sprechen und eine rheinische Volkskunde zu schreiben.

Eine Frage erhebt sich dabei von selbst: Auf welches Gebiet ist der Begriff rheinisch zu beziehen?

Sprach man in Zeiten des hl. römischen Reiches deutscher Nation von „rinisch“ oder „rinsch“, von „Rinischheit“, d. h. von rheinischer Tracht und Art, so meinte man wohl das Land abwärts von Worms oder von Mainz, jenes Land, mit dem der lebenskräftigste, ausdrucksvollste Teil des Rheinstromes und Rheinraumes beginnt [2].

Heute wird das Wort rheinisch nach einer gewissermaßen stillschweigenden Übereinkunft in erster Linie auf die seit 1815 zu einer Einheit zusammengefaßte preußische Rheinprovinz bezogen [3]. Sie ist das „Rheinland“ vorzüglich und sollte billigerweise auch diesen Namen tragen.

An das preußische Rheinland denkt man vorzugsweise, wenn z. B. von rheinischer Kunst, rheinischem Wirtschaftsleben, rheinischer Ge=

schichte die Rede ist. Und wirklich ist, um an das Letzte anzuknüpfen, die rheinische Geschichte unter dem alten Reiche im wesentlichen die Geschichte der Gebiete der Rheinprovinz [4]. Jene Gebiete am Rhein sind auch die Hauptstätte fränkischen und vorfränkischen, d. h. römischen und gallisch-keltischen Lebens und Geschehens gewesen. Ähnlich ist es beim Wirtschaftsleben, das am Rhein vorzugsweise in den Talkesseln der Mosel und Saar, im Koblenzer und Neuwieder Becken und in der ganzen niederrheinischen Bucht, vor allem wiederum in der Kölner, uralte Heimstätten hatte. Im besonderen ist der in unserem Zeitalter so machtvoll emporgeblühte rheinische Gewerbefleiß gerade an die Rheinprovinz geknüpft, und die im gewerblichen Leben so beliebte Verbindung „Rheinland und Westfalen" trägt dazu bei, beim Klange des Wortes Rheinland und rheinisch vornehmlich nach dem Nieder- und Mittelrhein zu schauen. Und wie steht es, wenn man von rheinischer Kunst spricht? In der bildenden Kunst haben von den rheinischen Landschaften die jetzigen preußischen eine ruhmvolle, durch besondere Merkmale ausgeprägte Vergangenheit, während ihre Tonkunst in der Gegenwart eine führende Stelle einnimmt.

Die innige Verquickung von rheinisch und Rheinprovinz erfährt durch gewisse neuere, in bestimmte Volkskreise aber schon tief eingedrungene Vereinigungen und Schöpfungen, die sich ganz oder vornehmlich im Rahmen der Rheinprovinz halten, stets nachhaltigere Stärkungen. Die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde [5], der Verein für rheinische (und westfälische) Volkskunde [6], der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz [7], der Rheinische Verein für ländliche Wohlfahrt und Heimatpflege [8], das Wörterbuch der rheinischen Mundarten [9], das Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinprovinz, genauer für Siedlungskunde, Mundarten und Volkskunde [10], und neuerdings besonders volkstümlich gerichtete Zeitschriften wie „Rheinische Heimat" [11] und „Rheinisches Land" [12] und mehr politisch-wirtschaftlich gehaltene wie „Die Westmark" [13], sind sicherlich als starke Betonungen gemeinsamer Bestrebungen und noch mehr als Zeichen des Bewußtseins eines rheinischen Zusammenhanges anzusehen. Außerordentlich wertvoll ist die Feststellung, daß gleichzeitig alle diese Schöpfungen ganz- und großdeutsch gerichtet sind.

Auch die vorliegende rheinische Volkskunde bewegt sich im

Rahmen des preußisch-rheinischen Gebietes. Sie behandelt das Leben des Volkes im Bereiche der ehemaligen Kurfürstentümer Köln und Trier mit Koblenz, des Saarlandes und der früheren pfälzischen Oberämter Simmern und Kreuznach, der Reichsstädte Köln und Aachen, der Herzogtümer Jülich und Berg, nicht zuletzt des ersten preußischen Besitzes am Rhein, nämlich des alten Herzogtums Kleve, der Grafschaft Mörs und des Oberquartiers Geldern, also des Niederrheins im engeren Sinne. Vornehmlich aus allen diesen Gebietsteilen erwuchs die heutige Rheinprovinz, von den kleineren politischen Gebilden, die in den größeren eingebettet lagen, abgesehen.

Demnach wird auf der linken Seite des Stromes sowohl im Südwesten der noch ländlich gerichtete Saargau und das industrielle Saartal als auch im Norden des Rheinlandes das niederfränkische Gebiet in die folgende Darstellung hineingezogen. Es verliert nichts an Wert, so oft auch man betont, daß das Saarland nach seinem räumlichen Zusammenhang und das Saarvolk nach seinem völkischen Empfinden rheinisch und deutsch ist [14]. Und obwohl weiter das Volk im Norden des Rheinraumes in manchen seiner Lebensformen und Gewohnheiten den Niedersachsen verwandt ist, unterscheidet es sich doch wieder von ihnen so sehr, daß es in der engeren niederdeutschen Volkskunde, z. B. in Lauffers genanntem Büchlein, keinen Raum findet. Es gehört vielmehr in den Kreis der übrigen rheinischen Volksteile.

Der Begriff rheinisch ruht längs des ganzen zugehörigen Stromlaufs auch auf dem rechten Rheinufer. Mit dem Klever Lande, den alten rheinischen Abteien Elten, Essen und Werden, besonders mit dem weit nach Osten sich ausbuchtenden Bergischen Lande, faßt das rechte Rheinland herzhaft in das übrige Deutschland. Von der rechtsrheinischen Bevölkerung gehört das bergische Volk zwischen Wupper und Sieg ganz besonders in den Rahmen der rheinischen Volkskunde. Eine alte Sprach- und Stammesgrenze, die sich freilich mit der heutigen politischen nicht deckt, trennt diesen bergischen Volksteil als fränkischen von dem angrenzenden westfälisch-sächsischen. Zu der Stammeszugehörigkeit des bergischen Volkes zum linksrheinischen gesellen sich alte politische, kirchliche und wirtschaftliche Beziehungen, namentlich Beziehungen zum kölnisch-ripuarischen Westen. Seit dem Zeitalter der Ot-

tonen sind diese Beziehungen immer stärker und stetiger geworden.

Wenn nun auch das Leben des Volkes hauptsächlich innerhalb der vorgeführten Begrenzung zur Darstellung gelangt, so doch nicht ausschließlich. Ein Hinübergreifen im Osten in das fränkische Siegerland, das stammwidrig mit Westfalen verbunden ist, ferner in das Gebiet der unteren Lahn, rechtfertigt sich von selbst.

Obwohl seit dem 12. und 13. Jahrhundert bis 1794 in eine große Zahl kleiner und kleinster Gebiete zersplittert und besonders im Norden und Süden nicht eins in Sprache und äußerer Lebensweise, bildeten dennoch die mittel- und niederfränkischen Länder am Rhein eine Einheit im geistigen Leben, besonders im geistig-religiösen Leben, auch in volksrechtlichen und wirtschaftlichen Dingen, eine Einheit, die in ihren verschiedenen Richtungen weniger ihren Bewohnern bewußt als tatsächlich vorhanden war.

Vielleicht am stärksten und am ehesten äußerlich wahrnehmbar war die wirtschaftliche Einheit. Sie war besonders deutlich daran erkennbar, daß ihre vielen in den rheinischen Ländern hin und her laufenden Fäden sich in dem mittleren Teile, im ripuarisch-fränkischen Lande und seinem Vororte Köln trafen[15]. Zudem unterlagen die mittleren Teile, das Jülicher und das Bergische Land, kölnischem Einfluß in rein wirtschaftlichen und sehr vielen Fragen des Volkslebens in engerem Sinne, in der Vergangenheit am stärksten vom 13. und 14. Jahrhundert bis in das 17. hinein. Kölnischer Einfluß ging über Jülich und Berg hinaus in das engere niederrheinische Land, auch südwärts tiefer in die Eifel hinein und den Rheinstrom entlang bis Koblenz. Durch den wechselseitigen Austausch von Volksteilen und Menschenkräften, wie er z. B. zwischen Jülich-Berg und Köln in frühvergangenen und jüngeren Zeiten besonders stark war, aber auch zwischen den anderen rheinischen Gebieten und Köln sich vollzog, gewannen alle Beziehungen und Beeinflussungen starken Rückhalt und stets neuen Antrieb.

Nirgendwo bildete der Rhein irgendeine Grenze. Quer über den Strom gingen und gehen noch heute dieselben Volksstämme, Mundarten, Siedlungsweisen, Lebensgewohnheiten. Wichtige Straßen und Verkehrswege gingen und gehen desgleichen quer über den Strom. Von Duisburg aus fand das linke Rheinland

z. B. auf dem Hellwege und heute durch den Schienenstrang die Verbindung mit den nördlichen und östlichen Teilen Deutschlands, noch mehr von Köln aus nach dem gesamten Deutschland. Heute verbindet ein undurchdringliches Geflecht der mannigfachsten Beziehungen die beiden Rheinufer überhaupt[16]. Sie sind auf Gedeih und Verderb miteinander verwachsen, nicht nur verbunden. Durch die Gemeinsamkeit aller Bestrebungen der wirtschaftlichen und geistigen Kultur ist dann das Volksleben im Rheinlande auch im Sinne der Volkskunde in mancher Hinsicht verbunden und vereinheitlicht worden.

Eine Hauptquelle wirtschaftlichen und eine Hauptstätte volkstümlichen Lebens ward für den fränkischen Volksteil der Rhein und die rheinische Flußlandschaft, soweit sie sich links in den Flußgebieten der Nahe, Mosel und Saar, der Ahr und der Erft, rechts in denen der unteren Lahn, der mittleren und unteren Sieg, der Wupper, der unteren Ruhr und Lippe erstreckt. Rheinisch ist darum des Volkes und seines Lebens vornehmste Bezeichnung, die zugleich die verschiedenen fränkischen Landes- und Volksteile auch äußerlich einigend zusammenfaßt.

Unerschöpflich reich ist das volkstümliche Leben im Rheinlande. In die Reize der Landschaft verwoben, entfaltet es stets aufs neue seinen machtvollen Zauber.

Erster Abschnitt.

Rheinische Siedlungsgeschichte und Stammeskunde.

Von der frühesten Steinzeit an bis in die römisch-fränkische Zeit hinein ist das Rheinland mannigfachem Wechsel der Bevölkerung unterworfen gewesen. Geschichtliche Überlieferungen aller Art, wie Überreste, Namen und schrifttümliche Quellen zeigen, daß und wie sich die verschiedensten Rassen und Völkerteile übereinander und ineinander schoben. Am lehrreichsten ist die Schichtung der Orts- und Geländenamen, bei deren rückwärts gerichteter Betrachtung eine fränkische, römische, keltische und vorkeltische, vielleicht ligurische Zeit nacheinander sich abhebt.

Nichts ist lehrreicher für die Siedlungsgeschichte des Rheinlandes in der grauen Vorzeit als die berühmte Kartsteinhöhle bei Eiserfey in der Eifel. Eine Marmortafel am Eingang der Höhle weist in ihrer Inschrift darauf hin: „1911 und 1913 erforschte die Kölner anthropologische Gesellschaft die Höhlen des Kartsteins. Sieben Kulturschichten übereinander erwiesen sich als Wohnstätte des Menschen während der Vorzeit; davon fallen vier in die letzte Eiszeit, in der der Mensch gleichzeitig mit Höhlenbär, Mammut, Rhinozeros und Renntier lebte. Die Funde befinden sich im prähistorischen Museum zu Köln" [1]. Der Versuch, die Zeiträume solcher Kulturschichten durch Zahlen sicher zu bestimmen und ihre Träger bestimmten Völkern zuzuweisen, muß wenigstens vorläufig als aussichtslos bezeichnet werden.

Die älteste Spur von Menschen im Rheinlande stellt bis jetzt der Neandertalmensch dar, dessen Schädel 1857 am Eingange der Felderhofer Grotte im Neandertal bei Düsseldorf gefunden wurde [2]. Geologisch genommen gehört der Neandertalmensch und seine Rasse der vorletzten Eiszeit an und stellt ein Muster der Höhlenbewohner dar. Vom prähistorischen Standpunkte aus betrachtet ist er der älteren Steinzeit zuzuweisen. Mit dem Ende der jüngeren Steinzeit, die bis gegen 2000 v. Chr. dauerte,

lichtet sich etwas mehr das Dunkel, das über der ursprünglichen Besiedlung des Rheinlandes lagert.

Umfangreiche Spuren von ausgedehnten Landansiedlungen und vollkommeneren Wohnanlagen sowie namentlich der Töpferkunst wurden durch die mannigfachen Ausgrabungen des Bonner Provinzialmuseums im Neuwieder Becken, in der Gegend von Andernach und Weißenthurm, weiter bei Urmitz, Mayen und Plaidt [3] an der Nette zutage gefördert. Durch Grabungen des Kölner prähistorischen Museums im Vorgebirge bei Bonn und im Gelände zwischen der Agger und Sülz, den rechten Zuflüssen der Sieg, wurden Hügel und Gräber mit Tonbechern als Zeugen, nunmehrigen Kündern jüngerer steinzeitlicher Kultur entdeckt [4]. Die Funde deuten auf schon entwickeltere äußere Lebensformen von Menschen, die freilich dem Namen nach auch noch nicht bekannt sind. Vielleicht waren es Ligurer, ein kleiner, dunkelfarbiger Menschenschlag von großer Beweglichkeit, der in dieser Zeit oder in der nachfolgenden Bronzezeit, im zweiten vorchristlichen Jahrtausend das Rheinland besiedelte. Bestimmte Geländenamen, z. B. der Flußname Rhein, die Gewässernamen Nersa (Niers), Arnapa (Erft), Trevera (Trierbach) sowie Bergnamen wie Nore (mons Nore, vgl. Nürburg), machen vorkeltischen, vielleicht ligurischen Einfluß im Rheinlande wahrscheinlich [5].

Als das erste sicher nachweisbare Volk des Rheinlandes erscheinen die Kelten. Ihre Spuren reichen bis in die ältere Eisenzeit oder Hallstattzeit [6]. Diese folgt der Bronzezeit und umfaßt den Zeitraum von etwa 1200 bis gegen 500 v. Chr. Im 6. Jahrhundert, also von 600 bis 500, gelangte die Hallstattkultur zu hoher Blüte. Funde aus Mayen beweisen dies auch für das Rheinland [7]. In dieser Hallstattzeit waren die Kelten im Rheinlande wahrscheinlich mit den vor ihnen dort angesiedelten Ligurern gemischt. Der ligurische Kern beginnt etwa im 7. Jahrhundert v. Chr. dem stärkeren keltisch-gallischen Einschlag zu weichen. In der jüngeren Eisenzeit oder La Tène-Zeit, die von etwa 400 v. Chr. bis in das 1. Jahrhundert n. Chr. gerechnet wird [8], sind die Kelten dann zweifelsohne die Träger der Kultur im Rheinlande gewesen. Aber es ist in dieser Zeit bereits Germanenkultur im Rheinraum wahrnehmbar, eine Kultur, die aus der Bestattungsart und dem Inhalt der Gräber spricht. Zahlreiche Germanengräber aus vor-

christlicher (La Tène?)-Zeit sind felderweise zwischen Sieg und Wupper aufgedeckt worden, weitere bei Düsseldorf und Duisburg, weniger zahlreiche auf der linken Seite des Niederrheins [9]. Seit etwa 150 v. Chr., wenn nicht schon früher, fluteten germanische Volksstämme über den Rhein nach Gallien. Wenigstens berichtet Cäsar, wie sich die Germanen allmählich daran gewöhnt hatten, den Rhein zu überschreiten und in Massen nach Gallien zu kommen. Sie setzten sich nicht allein in den Besitz der Rheinniederung, sondern richteten ihre Stoßkraft auch gegen die keltische Hochburg, die Sitze der Treverer. Gegen die höher entwickelten keltischen Lebensformen vermochten indessen die Germanen ihre eigenen nicht oder nur wenig zu behaupten; sie gingen in der keltischen Bevölkerung auf. Lange vor Cäsars Auftreten in Gallien (58—51 v. Chr.) vollzog sich bereits namentlich am Niederrhein eine durchgreifende Vermischung germanischer Stämme mit keltischen Volksteilen. Vielleicht hat man sich auch die Treverer im letzten Jahrhundert vor Christus schon als keltisch-germanische Mischlinge zu denken. Bezeichneten sich doch die Treverer selbst als Abkömmlinge von Germanen [10]. Soviel darf man weiter behaupten, daß die Grundlage des Keltentums im Rheinlande erschüttert und zersetzt wurde. Aber nicht Germanen, sondern die Römer, denen die Kelten sich beugen mußten, entschieden diese Zersetzung zu ihren Gunsten.

Das Hauptglied der Kelten waren die Gallier. Zu den mächtigsten der gallisch-keltischen Volksstämme aber gehörten, wenigstens dem Kerne nach, die Treverer (Trierer), deren Wohnsitze sich über Eifel und Hunsrück erstreckten. Ihr Hauptbereich bildete zur Zeit Cäsars das Moselland [11].

Schriftsteller des Altertums schildern die Kelten als hochgewachsen und blondhaarig; in ihrer äußeren Erscheinung hätten sie also den Germanen geglichen [12]. Doch unterschieden sie sich von diesen, ihren östlichen und nördlichen Nachbarn, deutlich in ihrer Lebensführung, in ihrem ganzen Volkstum, wie Cäsar zuerst richtig beobachtet hat [13].

Die Kelten wohnten in Einzelhöfen oder in weiten, offenen Dörfern. Ihre Häuser waren nach Cäsar und dem Geographen Strabo mit Stroh gedeckt, die Wände aus Flechtwerk mit Lehmbewurf, also mehr Fachwerkbauten. Ringförmige Wallanlagen in Form von lockeren Steinhaufen, kurz Ringwälle genannt,

dienten ihnen als befestigte Wohnplätze und Zufluchtsorte. Eine ganze Reihe größerer und kleinerer Ringwälle ist im Hochwald auf dem Hunsrück aufgedeckt worden, unter ihnen der gewaltigste und bekannteste, der Ringwall bei Otzenhausen unweit Hermeskeil. Andere sind die „Hochburg“ im Kordeler Gemeindewalde bei Trier, die Ditzenley bei Gerolstein und die Steineberger Ley bei Mehren im Kreise Daun. Eine keltische Siedlung aus altgallischer Zeit, ein Trevererdorf mit Steinwall, wurde um 1900 im Koblenzer Stadtwalde bloßgelegt [14].

Gerühmt werden die Kelten als gute Vieh- und Pferdezüchter; geübt waren sie als Tuchweber und Metallarbeiter. Besondere Kunstfertigkeit zeigten sie in der Töpferei und bei der Glasbereitung. Sie offenbarten dabei einen kräftigen Sinn für Wirklichkeit und heitere Auffassung des Lebens. Das Andenken an eine der ersten keltischen Tuchweberfamilien aus römischer Zeit lebt in deren Grabmal, der Igeler Säule bei Trier, fort. Diese ist zugleich ein wertvolles Denkmal gallisch-keltischen Volkslebens [15].

Von der keltischen Tracht ist das Sagum, ein Umwurfmantel mit Kapuze, dem Kukullus, am bemerkenswertesten. Durch diesen Kapuzenmantel zeichneten sich namentlich die gallischen Landleute vor Römern und Germanen aus. Die Tracht der keltischen (oder ubischen?) Bauersfrauen ist in der Bekleidung der ländlichen Muttergottheiten oder Matronen erkennbar; am meisten fällt dabei die Kopfbedeckung in Form einer großen Haube auf.

An manchen ihrer Lebensgewohnheiten hielten die Kelten auch in der Römerzeit zäh fest. Ihre Mundart pflegten sie trotz der lateinischen Schrift- und Amtssprache. Noch im 4. Jahrhundert bezeugt der hl. Hieronymus, daß die Trierer ungefähr die gleiche Sprache redeten wie die kleinasiatischen Galater, ein eingewanderter Keltenstamm [16].

Auch der altgallische Götterglaube blühte fort, wenn er schon dem römischen Zugeständnisse machen mußte. Denn nicht nur tauschte z. B. der altgallische Handels- und Verkehrsgott Esus seinen Namen mit dem des Merkurius und in ähnlicher Weise der gallische Kriegsgott Lenus seinen mit dem des Mars, sondern es trat auch dieser und jener römische Gott, vor allen anderen Jupiter, als Kultgenosse neben ihnen auf. Sonst glänzte im gallischen Götterhimmel Epŏna, die Göttin der Pferde und Pferdezucht.

Vielleicht das bemerkenswerteste religionsgeschichtliche Merkmal ist der Matronenkult, die überaus starke Verehrung der Haus und Familie beschirmenden und auch den jeweiligen Volksteil schützenden Muttergottheiten. Ausgrabungen aus neuerer Zeit, Weihesteine und Altäre mit voller Darstellung der Matronen, geben wertvolle Aufschlüsse über diese Gottheiten. Stets sitzen sie zu dreien nebeneinander auf einer Ruhebank in einer Tempelnische, mit Fruchtkörbchen, Ährenbündeln und Füllhörnern im Schoß. Die Beinamen der Matronen sind teils nach den Heimstätten ihrer Verehrung, teils nach ihren Eigenschaften gewählt. Afliae, Alagabiae, Aufaniae [17], Gavadiae, Namanehae, Nersihenae (vgl. Niers), Udravarinehae, Vaccallinehae sind solche Namen [18]. Jeder Dreimütterschar war ein eigener Tempelbezirk geweiht, als deren größter sich bis jetzt der Bezirk der Matronae Vaccallinehae bei dem Dorfe Pesch in der Nähe von Münstereifel erwiesen hat. Zur Römerzeit stand der Kultus dieser Muttergottheiten vornehmlich in der Nordeifel, im Flußgebiet der Roer, der Urft und Erft in voller Blüte, also im Ubierlande [19]. Es erscheint daher nicht ausgeschlossen, daß es sich um einen ubisch-germanischen Götterdienst handelt oder um Gottheiten, die von Galliern und Germanen in gleicher Weise verehrt wurden. Noch heute spiegelt sich die Matronenverehrung in zahlreichen Jülicher und Eifeler Sagen von drei, meist weißgekleideten Jungfrauen wieder [20].

Die Verbreitung der Kelten im Rheinlande ist noch an Bach-, Berg- und Ortsnamen deutlich zu erkennen. Die Elz, die von den Eifelbergen zur Mosel rauscht, gehört zu einem Stamme alter Namen, der die meisten Vertreter auf gallischem Boden hat. In dem jetzigen „Hochkelberg“ steckt kelen = Berg, das sonst auf keltischem Boden Namensvetter hat [21]. Der Name der Hohen Acht, der höchsten Kuppe der Eifel, geht auf ein älteres Achon (mons Achon) zurück und dieses auf ein keltisches Acaun(on)-Fels. Von den rheinischen Ortsnamen sind ganz zweifellos gallisch-keltischen Ursprungs die mit magen gebildeten Zusammensetzungen wie Neumagen (a. d. Mosel), Marmagen (Kr. Schleiden), Remagen (a. Rhein) und Dormagen (unterhalb Kölns). Denn magos, in lateinischer Form magus, ist ein echt keltisches Grundwort mit der Bedeutung Feld, Ebene. Eine jüngere Schicht gallisch-keltischer Namen stellen die Bildungen auf âcum, älteres âco[n], heutiges

ach oder ich dar, wie Crucenacum und Cruciniacum Kreuznach[22], Antunnâcum Andernach, Sentiâcum Sinzig, Macriniâcum Mechernich, Tolbiâcum Zülpich, Juliâcum Jülich. Juliâcum (Ansiedlung eines Julius) ist eine Bildung aus gallisch-römischer Zeit und ein Beweis für die Nachwirkung des keltischen Einflusses in der Römerzeit. Von diesen Namen auf âcum, das ursprünglich Besitztum bedeutet und in der Regel mit dem Namen des Besitzers einer Hofstätte oder eines Ackergutes zusammengesetzt ist, weist das Rheinland mehrere hundert auf, die meisten in den Kreisen Jülich, Düren und Aachen, also im Ubierlande. Im rechtsrheinischen Gebiete sind sie nur innerhalb des Limes anzutreffen. In Gallien selbst ist ihre Verbreitung unendlich größer[23]. Andere, von einfachen keltischen Wortstämmen gebildete Ortsnamen sind überall im Rheinlande von der Saar und Mosel bis in den nördlichen Zipfel verbreitet und heute noch an ihrer Lautform und ursprünglichen Bedeutung als gallisch-keltische Namen erkennbar. So stellt man Bonn zu keltisch bonna (Grenze), Traben a. d. Mosel zu keltisch treb (Wohnplatz)[24]. Selbst einfache Dörfer wie Glehn (Kreis Grevenbroich) tragen ihren gallisch-keltischen Namen noch, wenn auch verhüllt, und bis in das Mittelalter hinein sind an der Mosel auch keltische Flurnamen urkundlich nachweisbar[25]. Mehr als letzte, rein äußere keltische Relikten sind solche Namen nicht. Umgekehrt weist z. B. Nordfrankreich ähnlich fränkisch-germanische Überbleibsel auf.

Das sieggewohnte Schwert der Römer machte der Vorherrschaft der Kelten im Rheinlande ein Ende. Unter Tiberius (14—37 n. Chr.) nämlich wurde das linke Rheinufer dem römischen Reichsverbande eingegliedert und in zwei Provinzen geteilt, Niedergermanien und Obergermanien mit den Hauptstädten Köln und Mainz. Beide Provinzen schied der Vinxtbach, der südlich der Ahr bei dem Schlosse Rheineck in den Rhein mündet. Das Land rechts des Rheines von Rheinbrohl bis zum Bataverlande wurde indessen niemals unbestrittener römischer Besitz trotz aller kriegerischen Versuche. Jählings unterbrochen wurde die römische Herrschaft im Rheinlande durch den Bataverkrieg der Jahre 69 und 70 n. Chr. Sie mußte aufs neue gefestigt werden. Im ganzen währte sie vier volle Jahrhunderte.

Der keltisch-germanischen Bevölkerung des Rheinlandes aber

wurde in den Römern ein neuer Volksteil zugeführt, ein Menschenschlag von mittlerer Größe und dunkler Haut- und Haarfarbe. Die Kelten und keltisierten Germanen, die in den Bereich der römischen Legionslager und der zahlreichen kleineren militärischen Stützpunkte hineingerieten, wurden bald in Berührung mit den römischen Lebensformen gebracht und vermischten sich im Laufe der römischen Kaiserzeit mit den fremden Eindringlingen leicht. Aber auch rein germanische Stämme verschmolzen mit den Römern, die schon 38 v. Chr. aus dem unteren Lahntal auf das linke Rheinufer, in das weite Kölner Gebiet geflüchteten oder übergesiedelten und von Marcus Vipsanius Agrippa 19 v. Chr. dem römischen Verbande eingeordneten Ubier sogar überraschend schnell, weniger die Sugambrer, die 7 v. Chr. aus der Gegend zwischen Sieg und Lippe neben die Ubier ins Klever Land verpflanzt wurden und dort unter dem Namen Kugerner lebten. Gerade die Romanisierung der Ubier, die seit der Mitte des 1. Jahrhunderts Agrippinenses heißen [26], ist bezeichnend für die Umwandlung von Germanen zu Romanen.

Mehr als früher schon drängten sich zur Kaiserzeit mit den Römern überall im Rheintale und im Mosellande zwischen Gallier und Germanen nicht wenige Griechen und hellenistische Orientalen, Kleinasiaten und Syrer, und vermittelten als Krämer, Sklavenhändler, Handwerker, Künstler und fahrende Leute bei steigendem Marktverkehr und wachsendem bürgerlichen Leben fremde Lebensformen und fremde Bildungsstoffe. Veteranen als Kneipwirte oder Händler und Beamte, die sich ansässig machten, trugen ihr Teil dazu bei. Trier, Koblenz (Confluentes), Bonn, Köln (Colonia Claudia Ara Agrippinensis) und Neuß wurden Ausstrahlungspunkte römischen Lebens. Im Lande machte sich der römische Einfluß auch geltend in der Verbesserung der Werkzeuge. Noch heute erinnert das in rheinischen Mundarten lebende Plooch-ko(u)lter = Pflugkolter, d. i. Pflugmesser, an die Römer. Man weiß ferner, daß ganze Teile des Rheinlandes von römischen Villenkolonien übersät waren, und römisches Leben tief ins Land hineindrang [27]. Zahllose Überreste von Gräbern [28], Villen, Befestigungen, Wasserleitungen, Straßenanlagen, Ziegeleien und anderen industriellen Anlagen halten die römische Zeit in unvergänglichem Andenken fest. Zahlreiche Namen von militärischen Anlagen, Verkehrs-

stationen und bürgerlichen Siedlungen leben in offener oder versteckter Form fort. Als zu castellum gehörig geben sich ohne weiteres (Mainz-)Kastel und Bernkastel (Mosel) zu erkennen, desgleichen Kassel in Ober- und Niederkassel, Rheinkassel, zu castrum das bei Bergheim (Erft) gelegene Kaster, zu palatiolum und palatium der Name des Moseldorfes Pfalzel. Aus der römischen Streckenangabe ad quintum lapidem leitet man den Namen Quint bei Trier ab [29], ähnlich aus ad nonum lapidem Noyn (Kreis Adenau und Kreis Saarburg). Es fällt nicht leicht, sich mit solchen Herleitungen zu befreunden, am schwersten aber, der versuchten Herleitung von Zons a. Rhein aus der Angabe ad undecimum lapidem oder von uncia, d. i. dem 12. Teile eines jugerum, über zi Unze beizustimmen. Detzem (Lkr. Trier) wird aus decima leuga, d. i. zehnter Meilenstein, und Sechtem (Lkr. Bonn) aus septima leuga, das ist siebter Meilenstein, gedeutet und der Unterschied von pt und cht als Übergang erklärt.

Auch Namen führen also mitten in die römische Kulturtätigkeit hinein und weisen im besonderen auf den Ausbau des Wegenetzes und des Verkehrs durch die Römer. Aus tausenden von Inschriften [30] spricht römisches Leben und römischer Geist, der das rheinische Germanien wie ein Sauerteig je länger, um so stärker durchdrang. Auch dem gesamten Lebens- und Schaffenskreise der späteren fränkischen Sieger drückte das römische Herrenvolk noch seine unvergänglichen Spuren auf. Und wie die gallisch-keltische Zeit, so lebt auch die römische in Sagen, abergläubischem Spuk und anderen Volksüberlieferungen fort. Wie weit im übrigen das Rheinland dem internationalen Leben durch die Römer erschlossen wurde, beweist auch der Dienst des persischen Mithra, des stiertötenden Gottes und „unbesiegten Sonnenhelden" am Rhein. Vom römischen Heere zum Gott erkoren, wurde er von den römischen Legionen eingeführt und in duldsamster Weise von den keltisch-germanischen Gottheiten in Kultgemeinschaft aufgenommen. Und wie griechische Kunst und Kultur die keltisch-römische beeinflußte, zeigt das 1911 in Bonn aufgefundene Sinnbild des Rheinstromes, ein menschlicher, von langem Haupt- und Barthaar umrahmter Kopf mit Stierhörnern. Nach Franz Lehner (Bonn) ist diese Art der Darstellung eines Flußgottes von Griechenland nach Unteritalien und

weiter nach Gallien und an den Rhein zu den Kelten und Römern gelangt.

Da die gallisch-keltische Grundbevölkerung an wichtigen Merkmalen ihres Volkstums festhielt, so würde zuletzt die Verwelschung des Rheinlandes, vielleicht eine Mischung mit gallisch-römischem Gepräge durchgedrungen sein, wenn nicht eine neue Völkerschiebung es anders gefügt hätte. Erneut und nachhaltiger als früher und seit der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. stießen rechtsrheinische Germanen, Teile der großen Frankengruppe, über den Rhein vor und gewannen das Rheinland endgültig für das germanische Volkstum.

Die fränkische Völkergruppe bildete sich im 2. bis 4. Jahrhundert n. Chr. Von welchem germanischen Urstamm sie ins Leben gerufen wurde, oder welchem Anlaß eine ganze Reihe germanischer Stämme am Nieder- und Mittelrhein die spätere gemeinsame Benennung Franken verdankt, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Der Name selbst ist quellenmäßig sicher erst um die Zeit des Kaisers Gordian III. (238—244) nachweislich. Franci, heißt es, also Franken, hätten einen Einfall in Gallien versucht, seien aber bei Mainz von Aurelian, dem nachmaligen Kaiser, geschlagen worden. Erheblich später erwähnt sie eine alte Straßenkarte, die sogenannte Peutingersche Tafel, die nach ihrem Entwurfe in die Zeit um 366 zurückreicht, am Niederrhein.

Mit der Erklärung des Namens Franken [31] steht es ähnlich wie mit der des Namens Sachsen. Auch Franke bringen einige mit dem Namen einer Waffe, dem fränkischen Wurfbeil, in Verbindung, dessen Bezeichnung in dem angelsächsischen franca und altnordischen frakka bewahrt ist. (In fränkischen Quellen begegnet francisca für Streitaxt.) Andere denken an ein Eigenschaftswort frei, das in romanischen Sprachen franco, franc lautet, oder an unerschrocken, mutig, das in dem Spätaltnordischen frakkr, norw. frakk, rasch oder tüchtig, sich erhalten hat. Die Deutung nach der Waffe ist abzulehnen, die anderen Erklärungen sind zum mindesten fraglich. Die ursprüngliche Bedeutung aber wird wohl kaum wiederzufinden sein.

Die Bildung der fränkischen Völkergruppe ging vom Niederrhein aus [32]. Unter den Stämmen, die in dem Sammelnamen Franken untertauchten, werden die Salier, Chamaven, Chattuarier, Bruk-

terer und Chatten genannt. Gregor, Bischof von Tours, der gegen Ende des 6. Jahrhunderts eine Geschichte der Franken schrieb, nennt zum Jahre 392 nach einer anderen Nachricht die Brukterer, Chamaven, Amsivarier und Chatten als Träger des Frankennamens und als Verbündete. Aber, wie gesagt, zu den Franken wurden auch die Chattuarier gerechnet, und als wichtigster Zweig der Franken traten seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts die Salier auf.

Die Chamaven werden zum ersten Male auf der Peutingerschen Tafel ausdrücklich als Franken bezeichnet: Chamavi qui et Franci oder Chamaven, die auch Franken (heißen). Wir finden sie auf dieser römischen Reisekarte noch auf dem rechten Rheinufer, in dem Lande von der Yssel hin zur Lippe, als Nachbarn der salischen Franken [33]. Von den Saliern war zur Zeit Julians (361—363) der größte Teil bereits auf linksrheinisches Gebiet übergetreten und hatte neue Sitze in Toxandria, dem Lande südlich und westlich der unteren Maas, gewonnen. Dem Laufe der Schelde folgend dehnten sie ihre Wohnsitze dann weiter nach Südwesten, in die Gegend von Arras, aus. Die Chattuarier, die zur Zeit des Tiberius zwischen Rhein und Ems, vielleicht in dem Gebiet nördlich der Lippe, Xanten gegenüber, wohnten, finden wir um 360 an der Ruhr [34]. Ein besonders tatkräftiger Stamm war der der Brukterer. Reste des Stammes scheinen sich gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. in das Land zwischen Lippe und Ruhr geflüchtet zu haben. Sie haben später allem Anschein nach geholfen, den Frankennamen rheinaufwärts weiter auszubreiten. Zur Zeit des Kaisers Gallienus (260—268 n. Chr.) zogen sie nämlich in die Landschaft gegenüber Köln, in das Bergische. Dort vereinigten sie wieder andere Stämme mit sich, die nördlicheren Tenkterer und Chasuarier sowie die südlicheren Usipier und Tubanten, und gewannen sie für die fränkische Völkergruppe. Von den Brukterern wanderte der Frankenname weiter zu den Chatten, die das ehemalige rechtsrheinische Ubierland bewohnten, d. h. das untere Lahntal und den Westerwald. Ihr König Mallobaudes wird um 378 als rex Francorum bezeichnet.

Um die Wende des 4. Jahrhunderts, besonders aber seitdem Stilicho im Jahre 403 die römische Rheinarmee zum Schutze Italiens weggezogen hatte, überfluteten aufs neue fränkische Volksmassen den Rhein; ihrem stürmischen, unermüdlichen Drängen mußte die

römische Herrschaft am Rhein bald nach der Mitte des 5. Jahrhunderts erliegen. Chattuarier und jene Völker, die sich um die Brukterer als Kern geschart hatten, und zuletzt Chatten gewannen das linke Rheinufer, den Hauptteil des heutigen Rheinlandes.

Nach der Frankenchronik, dem Liber historiae Francorum, besetzten die Brukterer das alte Ubierland, also das Gebiet nordwärts von Köln bis Gelduba, dem heutigen Gellep bei Krefeld, und südwärts bis zum Vinxtbach, der bei dem Schlosse Rheineck oberhalb Brohl in den Rhein mündet. Köln selbst fiel etwa 457 in ihre Hände. Der alten Römerstraße von Köln auf Trier zu folgend, drangen sie weiter vor bis in das Moseltal und beteiligten sich an der mehrmaligen Bestürmung Triers. Wenig später als Köln, zwischen 457 und 465, fiel auch dieses in die Hände der Franken, wahrscheinlich in die Hände der aus den Brukterern und ihren engeren Genossen hervorgegangenen Frankengruppe. Diese erscheint später unter dem Namen Rip(w)arer, Ripuarier, einem Namen, der wirklich von dem lateinischen ripa mit einer Anlehnung an die deutschen Volksnamen auf varii gebildet sein muß [35]. Der Name kommt zuerst bei Jordanis, Geschichte der Goten (geschrieben 551) im 36. Kapitel vor. Als das eigentliche Ripuarien gelten in der Karolingerzeit rechts vom Rhein der Ruhrgau, Keldach- oder Keldagau [36], Deutzgau, Auelgau (Sieg- und Aggertal) sowie das eroberte Gebiet links vom Rhein Nivanheim (vgl. Nievenheim bei Zons), Kölngau [37], Jülichgau, Zülpichgau, Bonngau und Eifelgau. In Ortsnamen wie Reiferscheid (Kr. Schleiden und Kr. Adenau) und ähnlichen an der Sieg wollte oder will man den Begriff „ripuarischer Grenzort" bewahrt finden. Nächst dem salischen Zweige der Franken, der die belgischen Niederungen und das nördliche Gallien oder Frankreich besiedelnd als Bevölkerung oder Volksteil des Rheinlandes nicht in Betracht kommt, bildet der ripuarische ein Hauptglied der ganzen Frankengruppe.

Mit dem ripuarisch-fränkischen Volksteil kreuzte sich im Moseltale der vom Osten, von der unteren Lahn und aus dem Neuwieder Becken [38] flutende Volksstrom der Chatten (Hessen), die früher schon ihre Scharen in die Täler der Nahe und Mosel geworfen hatten. Sie breiteten sich später auf beiden Seiten der Mosel aus, nördlich bis in die Eifel hinein, südlich bis zur Nahe [39].



Abb. 11. Gehöft in Lammersdorf (Hohes Venn) mit geschützten Häusern.

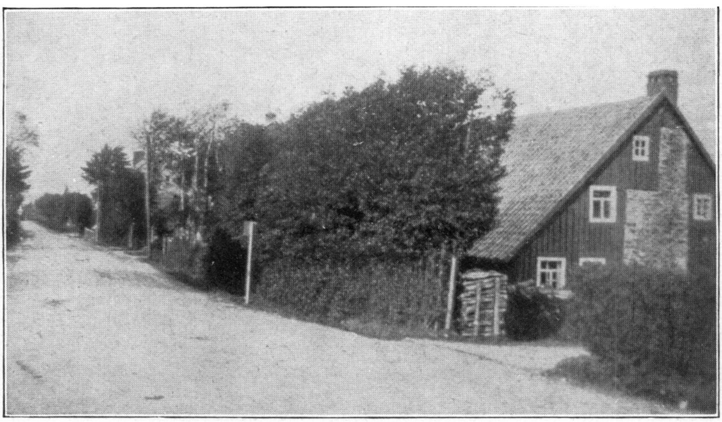


Abb. 12. Dorfstraße in Lammersdorf (Hohes Venn) mit Schutzhecken.

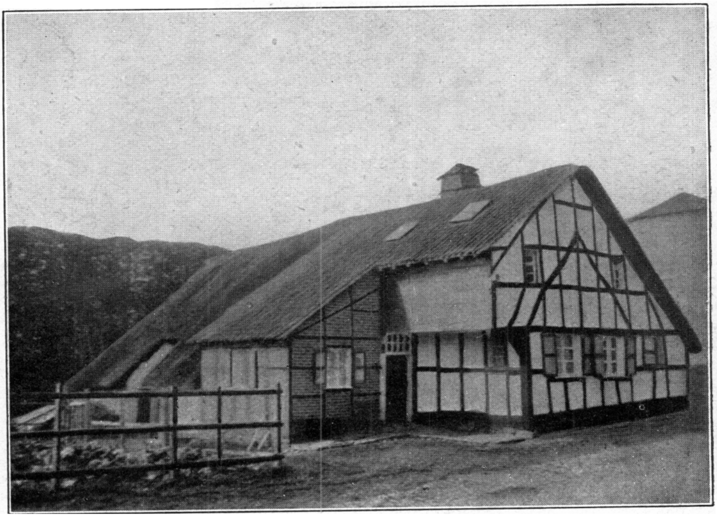


Abb. 13. Bauernhaus (Kalterherberg, Hohes Venn).



Abb. 14. Bauernhaus mit Durchfahrttor und Ausschnitt für Fußgänger, Dreiborn (Eifel).

Man hat sich daran gewöhnt, ihre Nachkommen im heutigen Mosel- und Nahegebiet als Moselfranken zu bezeichnen.

Während also Brukterervölker oder Ripuarier die Mitte, den Kern des Rheinlandes, und die Chatten das Südende besetzten, wurden die Chattuarier in dem nördlichen Zipfel des Rheinlandes seßhaft. Sie breiteten sich in dem Gebiete der Kugernen, der alten Sugambrer, zwischen Rhein und Maas längs der Niers aus, etwa zwischen Kleve und Geldern. Im Mittelalter hieß ihr Land pagus Hattuariensis, auch Hattuaria. Die heutige Wissenschaft pflegt sie vorzugsweise als Niederfranken anzusprechen. Die Chamaven wurden westlich von ihnen um die Maas seßhaft.

Neben und zwischen den neuen Siedlern, den Franken, blieben vielfach Kelten und Romanen weiter wohnen und leben. Reste der keltisch-romanischen Bevölkerung hielten sich namentlich auf dem Hunsrück, im Mosel- und Ripuarierland bis in das 10. Jahrhundert hinein. Die Franken kamen eben nicht als Vernichter von Kultur und Leben, sondern zeigten sich duldsam. Sie gewährleisteten den Unterlegenen Sprache und Recht, wie aus dem Wortlaut der fränkischen Gesetze hervorgeht.

Mit den alten Einwohnern aber haben sich zweifelsohne auch diesmal wieder die Germanen, also fränkische Volksteile, vermischt, und trotz der erdrückenden Überzahl der fränkischen Siedler ist diese Mischung bemerkbar. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn sich im Rheinlande bis auf den heutigen Tag eine gewisse Rassenmischung geltend macht. Rein äußerlich fällt die Verschiedenheit des Volkes in dem Nebeneinander des dunklen, wenig mittelgroßen Schlages und des hellblonden, großen leicht in die Augen. Auch kennzeichnende Mischungen, wie schwarzes Haar und blaue Augen, fehlen nicht. Die besonderen körperlichen Merkmale der Romanen glaubt man z. B. im Äußeren eines Teiles der Landbevölkerung in der Gegend von Mayen (Maifeld) und überhaupt im Mosellande noch heute erblicken zu können [40]. Den fränkischen Stammesschlag dagegen, dessen Kraftgestalten bei den Römern Bewunderung und Furcht erregten, entwickelte der niederrheinische Volksteil am reinsten weiter. Hochgewachsene, festgebaute, blonde Menschen, schlanke Mädchen trifft man fast durchweg noch heute im Norden des Rheinlandes.

Bei der Durchdringung des Rheinlandes übernahmen die Franken

in sehr vielen Fällen die keltoromanischen Siedlungen und Heimstätten und bauten sie weiter aus. Den Beweis dafür liefern zahlreiche Umbildungen ursprünglich keltischer oder keltisch-römischer Namen durch fränkisch-deutsche Endungen und Formen. Hatten doch auch die Römer im Rheinlande bei der Namengebung vielfach an die vorgefundenen gallischen Benennungen angeknüpft! Die Franken machten z. B. aus einem Orte Anchiriacus a. d. Mosel ein Ankaraha, aus dem durch Erleichterung der Endvokale seit dem 11. Jahrhundert urkundlich nachweisbar sich das heutige Enkirch entwickelte. Das römische Landgut Tiberiâcum wandelten sie zu Civiraha, so schon in einer Urkunde von 898 genannt, und entwickelten es später zu Zieverich (Kr. Bergheim). Das gallisch-römische Novaesium treffen wir in frühmittelalterlicher fränkischer Zeit unter dem Namen Niuse als Salhof oder Herrenhof, aus dem sich dann die kurkölnische Stadt Neuß entwickelte. Aus dem gallisch-römischen Buruncum wurde gar Worringen, 1153 in der Form Worunch, 1170 als Worunc, 1218—38 als Worinc überliefert [41].

Auch die Namen auf weiler stellen wenigstens zum Teil einen Zusammenhang der gallisch-römischen mit der fränkischen Besiedlungszeit dar [42]. Weiler ist nämlich aus dem in spätlateinischer Zeit von villa (Herrenhof) abgeleiteten villare (Zubehör zu einem größeren Gut, Vorwerk) über die Zwischenstufe wilre gebildet. Es verband sich entweder mit dem Namen des fränkischen Siedlers, der eine dieser umfangreichen römischen villae in Besitz nahm, z. B. Othweiler oder Oidtweiler (1275 Oitwilre), das auf den fränkischen Herrn des villare Namens Otho hinweist, ähnlich Garzweiler zu Gerhardsweiler, oder mit einem Naturnamen, z. B. Holzweiler (Holtzwylre, 898 Holtvilare) zu Holz, Wald (vgl. Gehölz). Manchmal weist auch das Bestimmungswort auf die vorfränkische Zeit hin [43].

Zu dem Ausbau und der Umbildung keltisch-romanischer Siedlungen traten zahlreiche rein fränkische Neugründungen hinzu. Sie sind wiederum kenntlich an ihren Namen. Mit am ältesten, aber im Rheinlande weniger zahlreich sind die Orte auf ingen, die eine Sippen- oder Gefolgschaftssiedlung oder auch eine nach dem Gelände benannte Niederlassung bezeichnen. Orte wie Hönningen an der Ahr und rechts des Rheines zwischen Linz und Rheinbrohl, dazu mehrere andere an der unteren Ahr wie Hep-

pingen, Eßlingen, im Bergischen Solingen, Geistingen, Köttingen und andere besonders im Süden zeugen von früher deutscher Besiedlung [44].

Ebenso eigentliche Frankensiedlungen wie Stätten der Deutschen überhaupt sind die Orte auf heim, deren Anlage sich durch mehrere Jahrhunderte hindurchzieht. Teils mögen sie ursprünglich die Heimstätte eines einzelnen Geschlechtes darstellen. Einzeln kommen sie am Niederrhein vor, wie Binsheim (Kr. Mörs, 8. Jahrhundert Benesheim, Ansiedlung eines Benno ?). Haufenweise liegen sie an der fruchtbaren Gilbach, aber auch überall in der Eifel. An Namen wie Frixheim (12. Jahrhundert Friedesheim, Ansiedlung eines Friddo? Kr. Neuß), Butzheim (12. Jahrhundert Bodesheim zu dem Personennamen Bodo, Kr. Neuß), Friesheim (8. Jahrhundert Frigbodesheim, Kr. Euskirchen) zeigt sich, wie in ihnen vielfach die ursprünglich hohe Bedeutung des Geschlechtsältesten ihre Spur hinterlassen hat. Andere Bildungen auf heim sind nach der Lage im Gelände benannt: Bergheim, Poulheim (zu pol sumpfiger Teich), Merheim (zu mar Sumpf), Holzheim (vgl. Holzweiler). Sie erscheinen auch abgeschwächt und verkürzt auf em wie Bachem, Bachheim (Kr. Bonn, Köln), Dahlem (Kr. Schleiden) und Dalem (Kr. Bitburg) gleich Talheim, auch auf en wie Wissen (Kr. Geldern = Wisheim), Dülken (zu Dullik- oder Dillikheim). Auf um auslautende Heimorte sind z. B. Oppum (zu Upheim, Krefeld-Oppum), Bockum (Buchheim, Kr. Krefeld), Eckum (12. Jahrhundert Eckingheim, zu Ecking von Ecko), Danikum (12. Jahrhundert Deginnincheim, zu Deginning von Deginno). Biebernheim im Kr. St. Goar lautet im Volksmunde Biewerum, das nahe Birlheim aber Berkem. Namen auf stede(n), d. i. Stätte, wie Sinsteden, 1155 Sentsteden (zu altdeutsch sinidi Weide, also Stätte oder Wohnplatz in einer Weide) treten seit dem 7. Jahrhundert auf.

Wieder andere bildeten den Namen ihres Wohnplatzes auf hoven (hofen, zu hova, Hufe, Wohnplatz einschließlich Ackerflur und Allmendeteil). Die ältesten fränkischen, besonders im Jülicher Lande zahlreich verbreiteten hoven gehören noch der Zeit des 7. bis 9. Jahrhunderts an, z. B. Widdeshoven (793 Widugiseshova, Hufe des Widugis), Ükinghoven (1155 Uckenhoven, zu dem Namen Ucco). Im Bergischen sind sie nicht weniger zahlreich.

Jünger sind die ebenfalls nach dem Gründer oder nach der örtlichen Lage benannten hausen, z. B. Noithausen (zu Notho), Kamphausen (zu kamp, durch Wall oder Hecke ausgesondertes Ackerland), Hackhausen (zu Hack, Gebüsch), Ehringhausen (Bergisch). Zahlreich sind die Hausenorte im nördlichen und östlichen Siegkreis. In Westfalen gehören die Ortsnamen auf hausen (husen) zu den verbreitetsten Siedlungsbezeichnungen. Die ursprünglich wohl als Siedelstätte eines Herrn oder einer Familie angelegten Heim, Hoven, Hausen, Steden und andere wuchsen im Rheinlande zahlreich zu Dörfern oder gar freundlichen Landstädtchen aus. In den kirchlichen Ausbau der Landschaft führen die mit kirchen gebildeten Orte, die auf westfälischem Boden durchweg in die Zeit zwischen 900 und 1100 fallen, auf rheinischem dem Kerne nach wohl noch dem 9. Jahrhundert selbst angehören: Odenkirchen, Giesenkirchen, Rommerskirchen, Geilenkirchen, Neukirchen (Kr. Grevenbroich), Euskirchen, Neunkirchen (Kr. Daun und a. d. Saar), im Bergischen Lande Engelskirchen, Lützenkirchen, Wermelskirchen. Am Niederrhein lautet ihr Grundwort kerk, so in Aldekerk, Nieukerk. Ihre Entstehung geht in vielen Fällen auf die Gründung eines Gotteshauses zurück, einer Tochterkirche, die von einem Grundherrn auf dem eigenen Boden erbaut wurde, um die kirchliche und seelsorgliche Pflege der Gutsfamilie und des Hofgesindes besser zu üben. Namen wie Rommerskirchen (12. Jahrhundert Rumerskirke, zu der Person Hrotmar), Odenkirchen (zu einem Odo), Giesenkirchen (zu einem Giso) verraten noch den Gründer. Mit der Zeit wurden auch solche Kirchen wie Gutshöfe Ausgang und Kern neuer Siedlungen. Außerhalb des Rheinlandes sind Orte mit dem Grundwort kirchen am häufigsten in Flandern und in Bayern.

Im Gegensatz zu den Einzelgründungen freier Franken standen die später von kleineren Machthabern, von weltlichen und geistlichen Grundherren, angelegten und von Anfang an aus mehreren Hausstellen bestehenden Siedlungen abhängiger Leute, die man gern das Dorf des Gründers nannte, wie Freimersdorf (1197 Drimersdorp zu Fridumar? Lkr. Köln), Paffendorf (Kr. Bergheim, das Dorf geistlicher Grundherrlichkeit). Sonst hat auch von diesen zahlreichen rheinischen Siedlungen nur ein kleiner Teil einen Geländenamen als Bestimmungswort.

Als die fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung namentlich seit dem 10. und 11. Jahrhundert einen immer größeren Anbau der Landschaft erforderte, suchte man jetzt besonders Platz zu neuen Siedlungen auf Waldboden. Dieser Zeit entstammen die zahlreichen Namen auf rode, d. i. Neubruchland, in der Verkleinerung Röttchen. Solcher eine Rodung bezeichnender Namen bildeten sich auf rheinischem Boden bis ins 13. Jahrhundert hinein stets neue. Die Rodungsnamen zeigen sich besonders zahlreich auf beiden Seiten des Rheines im ehedem waldreichen ripuarischen Gebiete, in den Regierungsbezirken Köln, Aachen und Düsseldorf. Das Grundwort rode ging im Rheinlande zuletzt meist in rat(h) über, wahrscheinlich infolge falscher Anwendung des Schriftdeutschen oder aber infolge des Strebens nach lautgemäßer Schreibung. Auch wurde es in ard oder ert entstellt. An der Erft [45] stößt man auf Dockrath, Lanzerath, Grefrath, Röckerath (zu Rucco), Gilverath (zu Gilbert), Gierath (zu Gero), Otzenrath (zu Uzo), Sasserath, Gürath, Nanderath, Neurath, Erprath, im Niersgelände auf Wickrath, Hilderath, Sittard (vgl. Sitroth silva), Herrath, Spenrath, Lützerath, Immerath, im Eupener Ländchen auf Rabotrath, Hergenrath, Welkenrath und auf abgeschwächte wie Nöret, Neureth und Gemehret, in der Nähe von Köln auf Mödrath, Quadrath, im Bergischen [46] auf Altenrath, Aprath, Benrath, Donrath, Gräfrath, Herkenrath (1114 Herkenrode), Overath, Paffrath (vgl. Priesterath, Erft), Rupichteroth, Ründeroth, Dockert (vgl. Dockrath a. d. Erft), Wülfrath. Auch in den Namen der Rodungsorte verbergen sich vielfach die Namen der Urheber, wie in Wickrath (Wickinrod, zu dem Personennamen Wigo, Regb. Düsseldorf) oder ein Hinweis auf das Gelände wie in Beckrath (zu Bach), Denrath zu Denn (Moor), Quadrath (zu quat schlecht) [47]. Echt fränkisch sind auch Orte auf scheid (Scheidung, Grenze), wie Reiferscheid, Manderscheid, Remscheid, Eggerscheid, Hetterscheid im Bergischen, das als Hattuarengrenze gedeutet wird, Leuscheid (Sieg).

Eine viel größere Zahl noch, als die genannten Gruppen umfassen, bilden die Ortsnamen, die nur das Gelände der Siedlung bezeichnen und zugleich wesentliche Merkmale der Landschaft auch späteren Zeiten noch überliefern, also alle reinen Flur- oder Naturnamen, alte und vielfach echt deutsche Wortstämme wie Rheydt (zu Ried, Schilfrohrgelände, Kr. M.-Gladbach und Rheidt im

Siegkreis), Mörs (zu dem Gewässer Mörse), Herdt bei Neuß (zu Hard = Wald), ähnlich Hardt im Bergischen, Gohr (Kr. Grevenbroich zu gor Sumpf), Much (vgl. got. muks, sanft), Hüls (Stechpalme, Walddistel), namentlich in Zusammensetzungen auf broich (Bruch, von Lachen durchzogene Fläche besonders an der Niers), donk (Erhebung im Bruchland, so in Hülsdonk, Kr. Mörs), mar (Sumpf, Lohmar, Eschmar), loh (Wald, z. B. in Wanlo, verborgen in Stommeln aus Stumbelo), hag, hagen oder han, auch hain (Einhegung, auch Gebüsch), holz (Gehölz), busch (niedriger oder kleiner Wald), bur (Wohnsitz), esch (Saatfeld oder Esche), heide, lar (Platz, Stelle, so in Sieglar, Lohmar, Lind- und Lintlar, Koslar, Liblar), ap (älter apa) und ep oder pe aus epe (Wasser), bach, au, auel (Wasser, von Wasser umflossenes oder durchzogenes Land), lach (sumpfige Wiese) und so viele andere [48].

Gegen die große Fülle der fränkisch-deutschen Siedlungen und ihrer urtümlich deutschen oder vollständig deutsch umgeprägten Benennungen treten die vordeutschen Anlagen und Namen zurück und bleiben oder werden nur den Forschern und Freunden der Sprach- und Geschichtswissenschaft bekannt. Während dann die meisten der fränkischen Umbildungen und neuen Anlagen im Kerne blieben und sich nur mäßig weiter entwickelten, wurden die wichtigsten Orte und Dorfschaften in eine neue Entwicklung gedrängt. Abgesehen von alten Anlagen wie Köln und Aachen, die sich zu mitführenden Reichsstädten entfalteten, und von Trier und Koblenz, die Residenzstädte wurden, und von Duisburg, das früh Bedeutung als Handelsplatz erlangte, gewannen seit dem 13. und 14. Jahrhundert nicht wenige rheinische Orte Stadtstellung und städtisch gerichteten Charakter. In solcher Stadterhebung suchten weltliche und geistliche Machthaber, unterstützt von Kaufherren und Handwerkerverbänden, politische Machtmittel und wirtschaftliche Vorteile. Städte und Städtchen wie Kleve, Geldern, Xanten, Kalkar, Rheinberg, Mörs, Kempen, Neuß, Düren, Heinsberg, Jülich, Bonn, Rheinbach, Euskirchen, Zülpich, Münstereifel, Prüm, Saarbrücken, Andernach, Siegburg, Düsseldorf, Elberfeld, Wesel, Emmerich sind vornehmlich aus solchen politisch-wirtschaftlichen Gründungszeiten hervorgegangen [49]. Andere wie Viersen, Dülken, M.-Gladbach, Krefeld, Barmen, Solingen, Remscheid, Essen hat der Gewerbefleiß neuerer Zeiten in die

Höhe gebracht, aus einigen Großstädte gemacht[50]. Das äußere Wachstum und die wirtschaftliche Blüte solcher Plätze ließ wiederum kleiner und unbedeutend gebliebene nicht schlafen und trieb sie zum Wetteifer. Mit der Zeit, in der „Industriegelände“ und „Fabrikterrain“ von Ortschaften aus angeboten wurde (und noch wird), setzt eine Art neuer Gründungszeit ein, wohl zum Vorteil für die äußere Volkswirtschaft, aber sehr zum Nachteil für die innere Volkskultur. Die bereits machtvoll herangewachsenen Städte griffen und greifen noch weiter wie mit gierigen Fangarmen um sich und schließen auf dem Wege der Eingemeindung oft kilometerweit entfernte Vororte und Siedlungen ein, glückliche Fluren in Steinöden umsetzend. Vielleicht hat gerade die rheinische Landschaft in den letzten dreißig Jahren diese Entwicklung am meisten durchgemacht. Der Ausdruck, den das Rheinland namentlich durch die fränkisch-deutsche Besiedlung von etwa 600—1200 n. Chr. und durch den späteren mehr noch landstädtisch gerichteten Ausbau erhielt, blieb im wesentlichen bis zum großen Aufblühen des Gewerbefleißes und der Fabriktätigkeit im 19. Jahrhundert. Es trägt ihn glücklicherweise an einzelnen Stellen heute noch so wie vor alters.

Freilich geriet schon früher durch Siedlungen, welche der Industrie ihren Ursprung verdanken und durch ihre Namenbildung auf gewerbliche Betriebe, z. B. auf Eisenverarbeitung und den Kohlenbergbau hinweisen, ein neuer Strich in das Bild der Landschaft. Die kommende Veränderung dieses Bildes warf auf diese Weise schon ihren Schatten voraus. Die Veränderung selbst trat ein und wurde stärker, als in gleichem Schritt mit den aus den Tiefen steigenden Kohlenmengen und mit der ins Große gehenden wirtschaftlichen Entwicklung Marktflecken inmitten wogender Saatfelder oder kleinstädtisch gerichtete Siedlungen sich ins Große umbildeten und von einem Gewirre von Zechen, Hütten- und Hochöfen, Fabriken, Bahnhöfen und Lagerplätzen, Bergmannssiedlungen umgeben wurden. Was die häßliche Kralle, die sich hier und dort und dort und hier in das Antlitz der rheinischen Landschaft grub, zerstörte und noch zerstören wird, vermag keine Kunst wett zu machen. Ein echtes Kind der Neuzeit, des Zeitalters der Kohle, wurde so auf rechtsrheinischem Boden Hamborn, ähnlich wie auf westfälischem Gebiete Herne

und Gelsenkirchen in kurzer Zeit aus kleinen Orten von einigen hundert Einwohnern Großstädte wurden.

Starken Veränderungen ist in der Neuzeit das Kölner Gebiet und das niederrheinische Land ausgesetzt. In der „Ville" mit ihren Braunkohlengruben werden Heimstätten und umfangreiche Bergmannssiedlungen planmäßig angelegt und gebaut. Für Gleuel, Brühl, Köttingen, Balkhausen, Quadrath, Frechen hat man sie schon begonnen; für Horrem und Brüggen a. d. Erft sind sie für spätere Zeit geplant. Sie werden die Umbildung ehedem rein ländlicher Siedlungen fördern. Am Niederrhein wird der Bergwerksbetrieb mit seinen Schachttürmen und Arbeiterkolonien in wenigen Jahren der einst so traumversunkenen Wald- und Weidelandschaft ein ganz anderes Aussehen verliehen haben.

Aus allen Gegenden Deutschlands, aus Oberschlesien, Böhmen, den Westkarpathen, aus anderen slavischen und aus romanischen Ländern strömten namentlich im letzten Menschenalter die Arbeiter einzeln und mit Familie ins rheinische Land, füllten die Industrieorte, die in immer größerer Zahl zu den älteren Siedlungen hinzu oder an deren Stelle traten, und führten zu neuen Volksmischungen. Es ist das Los des Rheinlandes, daß es wegen seiner Lage als Grenzmark, wegen seines Bodenreichtums und seines hochgesteigerten Wirtschaftslebens stets neue Völkerwellen über sich ergehen lassen muß.

Zweiter Abschnitt.

Rheinische Geistesart.

1. Die geschichtlichen Grundlagen.

Mit der Herrschaft der Franken am Rhein tritt, zumal unter der kraftvollen salfränkischen Führung, das fränkische Stammesbewußtsein immer deutlicher hervor, besonders gegenüber anderen deutschen Volksstämmen, am meisten gegenüber dem benachbarten sächsischen Volkstum. Mit Karls des Großen Regierung und Kulturwirken gelangte diese fränkische Herrschaft zu jener stolzen Höhe, von der gerade das Rheinland Kunde gibt. Als dann nach dem Zerfall des großen Frankenreiches die Bildung selbständiger Staaten und Völker einsetzte, mußte das fränkisch-rheinische Land, in den Stürmen und Wirren zeitweise untertauchend, sich mit einer bescheideneren Rolle begnügen. Die nationale Scheidung im Vertrag zu Mersen an der Maas vom Jahre 870 und die Angliederung des gesamten Rheinraumes an das ostfränkische (deutsche) Reich brachte dem Rheinlande noch keine endgültige Richtung. Erst seit der Zeit Ottos des Großen, durch dessen Krönung in Aachen das Rheinland mit einem Male wieder in den Vordergrund gerückt worden war, und seitdem Ottos Bruder Erzbischof Bruno von Köln (943—965) der deutschen Reichspolitik treueste und festeste Stütze wurde, verfolgte das Rheinland die neugewonnene deutsche Richtung in fortschreitendem Maße und hielt sie bis heute trotz Drohungen und Heimsuchungen aller Art, trotz Lockungen und Schmeicheleien.

In dieser ersten deutschen Reichszeit, aber noch vor dem völligen Abschluß der Siedlungszeit (1200) bildete sich auch der Grundstock jenes rheinischen Volksschlages und Volkscharakters, wie er noch heute besteht [1].

Hinsichtlich der geistigen Verfassung war das neugebildete rheinische Volk von seinem jetzigen Zustande ähnlich weit entfernt wie hinsichtlich seiner gesellschaftlichen Ordnung. Erst in der

Schulung vieler Geschlechter und bestimmter Volksteile, unter der Einwirkung mannigfacher innerer Entwicklungen und äußerer, fremder Beeinflussungen bildete sich die rheinische Geistesart heran, freilich nicht, ohne daß gewisse Stammesunterschiede erhalten blieben, die in der Zusammensetzung des Frankenvolkes begründet sind.

Unter den Mächtegruppen, die auf die Geistesverfassung am Rhein einwirkten, steht die Kirche obenan. Ihre Anfänge im Rheinlande liegen freilich im Dunkeln; denn die geschichtlichen Nachrichten sind dürftig. Klarer sprechen die Funde, wenigstens für die ersten fünf Jahrhunderte. In den drei nächstfolgenden versagen auch diese. Erst mit dem neunten beginnen die Überlieferungen stärker zu fließen [2].

Sie zeigen die kirchliche Arbeit, an der seit dem 7. und 8. Jahrhundert auch iro-schottische Missionare beteiligt waren, in vollem Gange. Diese war indessen nicht leicht. Wie in den von den Saliern eroberten späteren südniederländischen Gebieten, so hielt sich auch in den rheinischen das Heidentum längere Zeit neben dem Christentum und heidnische Gepflogenheiten lebten im Volksglauben und Volksbrauch weiter fort [3].

Mit ihren zahlreichen Klöstern übernahm die Kirche außerhalb ihrer rein kirchlichen Tätigkeit die Führung in der Urbarmachung und Bewirtschaftung des Landes. Sie übernahm sie viel früher im Rheinlande und hatte sie viel nachhaltiger und dauernder, als dies z. B. in Niederdeutschland der Fall war. Zu der sorgsamen Wirtschaftspflege gesellte sie die Pflege geistiger Bildung und künstlerischen Schaffens, das beides mit romanischem Geiste erfüllt war. So hielt die Kirche vielfach auch als Grundherrin und weltliche Machthaberin das rheinische Volk lange Jahrhunderte hindurch vollends in ihrem Bann, und bis heute hängt Leben, Geist und Brauch des Volkes am Rhein mit religiös-kirchlichem Leben und Geist aufs engste zusammen.

In großer Fülle kreuzten sich auf rheinischem Boden die Gebiete selbständiger Herrschaften [4]. Neben den geistlichen waren es weltliche Fürsten und zahlreiche Glieder des mittleren und kleineren Reichsadels, die viele Teile des Landvolkes bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in zwar starker, aber nicht schroffer Abhängigkeit hielten, ihre Lebensgewohnheiten und geistigen Kräfte

in nicht gerade günstigem Sinne stark beeinflußten. Die Raub- und Fehdezüge vieler dieser Machthaber, die Kriege, die sie miteinander führten oder die infolge der Verbindung einzelner mit fremden Mächten auf rheinischen Boden verpflanzt wurden, machen es weiterhin verständlich, warum ganze Teile des rheinischen Landvolkes sich wirtschaftlich und geistig nicht voll entfalteten [5], und, wie z. B. die Eifeler, in ihrer Gesamtheit noch bis in die Neuzeit hinein als rückständig und beschränkt galten. Der Kleinmut und das mangelnde Selbstbewußtsein gerade der Eifeler, das im Gegensatz zu dem Gefühl der Selbstsicherheit und Unabhängigkeit anderer rheinischer Volksteile steht, wurde durch die seit der Staufenzeit in der Eifel um sich greifende Gewohnheit, bei jedem Erbgang den Grundbesitz unter sämtliche Erben zu teilen, auch nicht gerade behoben. Freilich herrschen seit langen Zeiten und bis heute an der Sieg ähnliche Verhältnisse.

Zu kraftvollen Volksteilen bildeten sich seit dem 12. und 13. Jahrhundert in hartnäckigem Ringen mit den geistlichen und weltlichen Machthabern die bürgerlichen Kreise in den Stadtgemeinden heran. Das rheinische Bürgertum war nicht bloß berufen, am Ausbau des rheinischen Volkscharakters mitzuarbeiten, es sollte vielmehr der Hauptträger der rheinischen Geistesart werden. Bürgerliche Volksteile waren es, die mit dem sich steigernden Selbstbewußtsein den Drang nach Unabhängigkeit und mit der politischen Freiheit jene heute echt rheinisch anmutende Selbstsicherheit im Handeln und Auftreten gewannen, auf dem Gebiete namentlich der wirtschaftlichen Kultur große Spannkraft entfalteten und in den Glanzzeiten des alten Reiches aufs beste bewiesen. Um so auffallender ist die Erstarrung, in welche das rheinische Bürgertum im 17. und 18. Jahrhundert versank. Freilich mit dem gesamten deutschen Volke war auch das rheinische durch den Willen der Fremdmächte aus dem Sattel gehoben. Eingestellt nach der Auflösung des Reiches (1806) in die neue Heimstätte deutscher Nation, in den Jahren 1815—1915, bewährte das rheinische Bürgertum in seinen Sproßzweigen die alte Spannkraft aufs neue und trug eigenartige, kraftvolle Antriebe des Lebens ebenso in das neue deutsche Reich [6].

Nicht zu unterschätzende westliche Einflüsse gaben dem rheinischen Volkscharakter weiterhin eine gewisse äußere Färbung. Es ist bereits

betont worden, daß bei der allmählichen fränkischen Durchdringung des Rheinlandes die vorfränkische Bevölkerung nicht ganz ausgetilgt wurde. Bis in das 10. Jahrhundert hinein läßt sich z. B. um Trier die romanische Sprache verfolgen, und romanisches Sprachgut verarbeitete das rheinische Volk in seine Mundart zu allen Zeiten. Ähnlich ging keltisches und keltisch-romanisches Blut in rheinisch-fränkisches auf, romanisches Wesen mischte sich mit fränkischem. Als aus der keltisch-romanischen Kultur sich eine neue französische bildete, blieb auch dieser ein Einfluß gewahrt, hier mehr, dort weniger, im Moseltal vielleicht am stärksten. Während der lothringischen Zeit des Rheinlandes, das ist vornehmlich in der Glanzzeit der Ottonen, machte sich der französische Einfluß wohl zuerst bemerkbar, noch deutlicher seit der Entwicklung des Ritterwesens und höfischen Lebens, freilich in allererster Linie in den oberen Gesellschaftsklassen. Mit der Erstarkung der Kaufmanns- und Handwerkerkreise und deren Beziehungen zum Westen drang unmittelbar westliche Kultur auch in die mittleren Volksschichten. Auch mittelbar, durch die südlichen Niederlande, traten diese Kreise mit den westlichen Völkern in Verbindung. Jahrhunderte lang vermittelten die südlichen Niederlande, die überhaupt das Brückenland zwischen der romanischen und germanischen Welt darstellten, besonders nach dem Rheinlande romanisches Leben und romanische Geistesart, am stärksten vom 14. Jahrhundert bis ins 17. hinein [7]. Neben einzelnen welschen Personen und Familien siedelten oder flüchteten zu gewissen Zeiten auch ganze Welschgruppen ins Rheinland abwärts und aufwärts, so besonders zur Zeit der religiös-politischen Wirren in den spanischen Niederlanden, zumal seit 1567. Um 1600 bestand in Köln neben der niederländischen Gemeinde eine welsche, in deren Sprache auch gepredigt wurde. Als Ludwig XIV. im Jahre 1685 das Edikt von Nantes aufhob, sollen zahlreiche Hugenotten, besonders Eisenarbeiter aus der Pikardie, in das Rheinland eingewandert sein [8]. In Kleve und Wesel fanden nachweislich Hugenotten Aufnahme [9].

Stets neue und nicht spurlose Berührungen mit größeren Massen von Franzosen brachten für das rheinische Volk auf beiden Ufern die vielen Kriege seit der Reformationszeit, deren Schauplatz vielfach rheinischer Boden war, und während deren sich Franzosen [10] in ihrer bekannten Art für längere Zeit zwischen die Bevölke-

rung einzunisten verstanden. Langdauernde Berührung mit größeren Massen von Franzosen brachte der Siebenjährige Krieg. Die Reichsstadt Köln [11] und das Bergische Land z. B. wissen von den lästigen, ungebetenen Gästen aus diesen Tagen zu sagen.

Besonderer Gefahr war das rheinische Volk ausgesetzt, als die französische Revolution zur Ausdehnung der französischen Herrschaft bis zum Rhein führte und der korsische Eroberer die gänzliche Französierung des Rheinraumes als ein Hauptziel verfolgte [12]. Der Glanz der Napoleonischen Herrschaft, unter der am Rhein alles nach französischen Vorbild eingerichtet wurde, konnte wirklich imstande sein, die Köpfe und Gemüter der Rheinländer zu verwirren oder zu verdrehen. Eine Verstärkung der Beziehungen zum französischen Volke und seinem Wesen war die unvermeidliche Folge, und das innere Leben im Rheinlande drohte in den französischen Bann zu gleiten. Läßt sich auch der ganze romanisch-französische Einfluß auf den rheinischen Volkscharakter nicht Zug für Zug genau nachweisen, so könnten ihn immerhin die Gallizismen in den rheinischen Mundarten schon andeuten [13]. Indessen blieb dieser Einfluß mehr äußerlich gerichtet.

Denn trotz aller westlichen Einflüsse und Bemühungen blieb der feste Zusammenhang des rheinischen Volkes mit dem übrigen deutschen gewahrt, die Anhänglichkeit des rheinischen Volkes an die deutsch-heimische Vergangenheit erhalten, das deutsche Wesen der Rheinländer ungeschmälert [14]. Deutsche Überlieferungen und Bekenntnisse machten sich deutlich geltend, in der Staatsanschauung bei den Publizisten wie Georg Forster und Joseph Görres, in der Stellung der Kirche und deren Diener gegen die französische Herrschaft und deren Gesetzgebung gegen die Priester, in der Anhänglichkeit des Volkes an die Kirche und nicht zuletzt an die Sitten und Bräuche der Vorfahren. Ein gewiß unverdächtiger Zeuge ist Joseph von Görres, der, von seiner Schwärmerei für das französische Heiltum gründlich bekehrt, in seinem Rheinischen Merkur seine Stimme erhob zum Rufe nach der Befreiung von jedem französischen Joche: „Auch die Länder diesseits des Rheines haben seit dem Beginn der geschriebenen Geschichte dem deutschen Stamme angehört; öfter ihre Regenten wechselnd, haben sie durch alle die Jahrhunderte Sitten, Sprache, Nationalcharakter unverändert beibehalten. Als die Gewalt der Revolution die Waffen

Frankreichs nach Teutschland trieb, wurden sie erobert ... Jahrelang dauerte der Widerstand der Eingebornen gegen die ausländische Macht; als endlich politische Verhandlungen ihr Schicksal unwiderruflich (!) bestimmte, fügten sie sich dem Unabwendbaren und wurden ruhige, gehorsame Untertanen; aber ihr Herz blieb bei ihrer Nation, und sie hörten nicht auf, Teutsche zu sein ..." [15]. Und die Überzeugung, daß die Rheinländer sich selbst und dem Deutschtum treu geblieben seien, lebte in den anderen deutschen Stämmen fort. Von wirklicher Anhänglichkeit des Volkes an die Franzosen war nichts zu spüren; statt der Begeisterung für sie erhoben sich Widerstände. Vielmehr von Erbitterung gegen sie zeugen Spottlieder, wie z. B. das Aachener, das in der Mundart überliefert ist [16]. Die französischen Verwaltungen mußten schon, wie die zahlreichen französischen Verwaltungsakten von 1797 bis 1814 in den Archiven von Köln, Aachen und so vieler anderer Städte beweisen, sehr vieles selbst unmittelbar und mittelbar in Szene setzen, um einigermaßen Stimmung selbst für einen Napoleon zu erzeugen. Und auch die Bilder und Büsten Napoleons, die, wie man so gern glauben möchte, aus Liebe zu Frankreich noch lange Jahrzehnte nach Napoleons und Frankreichs Glück und Ende im Rheinlande vom rheinischen Volk mit einer gewissen Andacht, Rührung und Verehrung gehegt worden seien, stellten vielen Rheinländern einen Mann dar, dem sie viel verdankten, und dessen Konterfei sie besaßen, weil sie den Träger gekannt hatten oder weil sie es vom Großvater ererbt hatten. Der Hamburger Buchhändler Friedrich Perthes (1772—1843) urteilte von allen: „An Sprache, Sitte und Art sind sie wunderbarerweise ungeachtet der zwanzigjährigen französischen Herrschaft durchaus deutsch geblieben" [17].

So wenig nun das rheinische Volk vor 1815 in seinem innersten Wesen irgendwie westlich gewandelt wurde oder sich hat wandeln lassen, so wenig verschloß es sich vor und nach 1815 den östlichen Einflüssen. Man würde daher zum mindesten eine Fahrlässigkeit begehen, wollte man nur von westlichen Einflüssen sprechen und nicht auch von östlichen. Kaum ein Land hat im Laufe der Jahrhunderte von Preußen und vom übrigen Deutschland so gern und dankbar empfangen als das Rheinland. In Künstlern, Gelehrten, Dichtern und Tonsetzern, in Arbeitern und

Angestellten, in Kaufleuten und Männern der Verwaltung strömten ihm stets wertvolle Menschenkräfte zu. Und seitdem besonders die Führer und Freunde der Romantik den Rhein wieder in seiner ganzen Schönheit und Deutschheit entdeckt hatten, seitdem Männer wie der Rügener Ernst Moritz Arndt, der Schweizer Jakob Burkhardt den Rhein als Kündiger des Deutschtums faßten, rheinisches Wesen als eine wahre Verkörperung des Deutschtums empfanden, schloß sich das rheinische Wesen immer deutscher auf.

Die große Mehrheit der Rheinländer erwies sich der deutschen Sache immer getreu, trotzdem sich die Angliederung des Rheinlandes an Preußen nicht leicht und nicht ohne Reibung vollzog und es infolge von Mißgriffen und Ungeschicklichkeiten der Regierung an Mißstimmungen nicht selten gefehlt hat. Die weit überwiegende Mehrheit des rheinischen Volkes bildete sich gerade in den gegenwärtigen übermäßigen Schwierigkeiten so sehr groß- und allgemeindeutsch heran, daß es unmöglich ist, sie vom Reiche zu trennen. Rühmlichst sind neben dem Bürgertum die großen Kreise der Arbeiter und Angestellten zu nennen, die offen und in großen Kundgebungen ihre Stellungnahme für Preußen-Deutschland bekannt haben. Was fremde Eindringlinge und einige wenige Verräter in fremdem Solde taten, war nur „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft" [18].

2. Die Merkmale.

Noch heute kann man in der reinen Geistesverfassung der rheinischen Bevölkerung neben dem leichtblütigeren und gelenkigeren Wesen ein mehr schwerblütigeres und bedächtiges Wesen antreffen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Niederfranken am Niederrhein nicht nur nach ihrer Lebensgewohnheit, sondern auch nach ihrer inneren Verfassung anders geartet sind als z. B. die Moselfranken. Wenn Ernst Moritz Arndt 1843 in seinem Buche „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" schreibt: „Der plattdeutsche Klever und Geldrer zeigt in seinem ganzen Wesen und Leben fast nur den Sachsen und Westfalen," so mag das in den Grundzügen stimmen. Schon vorher, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, urteilte der preußische Kammerpräsident von Buggenhagen, daß die Klever Landbevölkerung Abneigung gegen alles

Neue bis zur Widersetzlichkeit zeige. Wer sie von ihren Gewohnheiten abzubringen suche, erhalte ihr gänzliches Mißtrauen. Das ist entschieden ein dem westfälisch-niedersächsischen Wesen ähnlicher Zug, auch, daß die Bevölkerung ordentlich und eingezogen lebe. Aber die weitere Bemerkung, daß in der Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung ein Handelsgeist stecke, weist auf mehr rheinisches Wesen hin. Jedenfalls sind die rheinischen Niederfranken trotz allem lebhafter und voll größerer Anteilnahme am Leben als die benachbarten westfälischen Niederfranken. Einen getreuen Schilderer ihres Wesens haben die Leute vom Niederrhein freilich noch nicht gefunden. Denn Joseph von Lauff, obwohl ein feiner Darsteller der rheinischen Landschaft, gibt das niederrheinische Volk und Wesen verzerrt wieder.

Der Moselfranke, der südlich der Ahr diesseits und jenseits des Rheines angesiedelt ist, hat nach Arndt „in Lebendigkeit, Feurigkeit, Geschwindigkeit, in Haltung, Blick, Rede und Mundart etwas dem Allemannischen Verwandtes, der Mensch scheint dort fast ein Allemanne zu sein." Auch der ripuarische Franke, der zwischen den Niederfranken und Moselfranken lebt, hat sein eigenes Wesen. Auch er sticht besonders gegen den Volksteil im Süden ab. Der 1778 in Berlin geborene Georg Bärsch schrieb 1815 als Landrat des Kreises Prüm bei einer Vergleichung der Städte Köln und Koblenz: „Der Koblenzer bewegte sich schnell und eilte leichtfüßig durch die Straßen, während der Kölner die Gassen in gemessenem Schritte durchwandelte. In Köln fand man schon niederländische, breite und vierkantige Figuren . . ." Und ähnlich urteilt wiederum Arndt von der ländlichen Bevölkerung Ripuariens. Nach ihm ist der „Kurkölner, Jülicher, deutsche Luxemburger", also im wesentlichen, wie wir heute sagen, der Ripuare, ein Mann „mit einem Gemisch des Hochdeutschen und Niederdeutschen, in einer gewissen Übereinstimmung damit auch Art und Gemüt, mehr Ruhigkeit, Sachtmütigkeit (Sanftmut) und Schwerfälligkeit." Freilich gelten diese Unterscheidungen für die heutige städtische Bevölkerung kaum noch.

Die mannigfachen Abstufungen des rheinischen Volkswesens beruhen in erster Linie auf der mannigfaltigen Zusammensetzung des alten Frankenbundes und der besonderen Veranlagung seiner einzelnen Teile. Sie liegen aber auch begründet in der Beschaffen-

heit der räumlichen Umwelt und der äußeren Lebensbedingungen. Die einzelnen fränkischen Volksteile lebten entweder schon früh angeschlossen an den völkerflutenden Verkehr im Rheinraum und aufgeschlossen nach allen Seiten wie die Ripuarier im Herzen und Mittelstück des Rheinlandes, oder aber sehr lange abgeschlossen vom Verkehr und mehr in sich gekehrt. Die Aufgeschlossenheit oder Abgeschlossenheit der rheinischen Volksteile ist am meisten bedingt durch die jeweilige Gestaltung der rheinischen Landschaft. Selbst innerhalb ein und desselben Frankenteiles gibt es Unterschiede, z. B. bei den Moselfranken. Das Wesen des kleinen Moselbauers und Moselwinzers im engeren Sinne ist verschlossen und wortkarg und entgegengesetzt der inneren Verfassung bei den Moselfranken auf den Höhen und weiten Hochflächen oder bei den städtischen, wie etwa bei den Trierern[19]. Richard Wenz schildert die erstere Art in Romanen wie „Der Fremde", „Tante Regina", „Um die Scholle". Es mag sein, sagt Wenz dazu, daß die Enge und Tiefe des Flußtals mit daran schuld hat. Die Berge mit dem grauen, stumpfen Einerlei der hunderttausendstöckigen Wingertchöre haben langsam, durch Geschlechter hindurch, den einzelnen Menschen es anerzogen, deren ganzes Wesen hinwiederum sich der grauen Ödheit angepaßt hat. So seltsam es also auch dem frohen Zecher klingen mag: in ernstem, stummem Schaffen, in harter, verdrossener Arbeit zieht das Leben des Moselwinzers dahin und gestaltet so auch seinen Sinn. Wie sehr von diesen Moselbewohnern die herzfrischen Landmoselfranken abstechen, das verspürt man in dem Roman „Das Moselhaus" von Luise Schulze-Brück. Dem Hunsrücker wiederum verliehen „die kleinen und engen Verhältnisse, in denen zu leben er sich gezwungen sah, die Sprödigkeit seiner Scholle und die Rauheit des Klimas jene Zähigkeit im Erwerb und Festhalten der kleinen Vorteile, die seinem Wesen leicht den Stempel der Kleinlichkeit und Beschränktheit aufdrücken, aber ihm auch die Festigkeit und Kernigkeit des Wesens gaben, die ihn überall als Arbeiter, Handwerker und kleinen Beamten beliebt machen." Anderseits aber hat „der Blick über die weiten Hochflächen ihm dasselbe Auge für die Wirklichkeit des Lebens und einen vorwärtsstrebenden Sinn gegeben" [20]. Ähnlich ist es mit dem bergischen Volke. Das oft recht schwierige Gelände seiner Heimat setzt ihm immer wieder neue Hindernisse entgegen. Nur in rastlosem Fleiße

und in zäher Ausdauer gewinnt es seines Lebens Unterhalt. Ernst, zuweilen rauh und nicht wenig derb erscheint darum auch der bergische Volkscharakter. Die rauhe Schale des bergischen Volksmannes könnte allein schon sein berühmtes „Donnerkiel" verraten, ein bei schicklichen und unschicklichen Gelegenheiten gebrauchtes Kraftwort.

Wenn auch bis heute noch nicht die fränkisch-rheinische Geistesart zu einer ganz in sich abgeschlossenen, stark ausgeprägten Einheit ausgewachsen ist, so kann man doch eine Reihe von Wesenszügen als den Rheinländern allgemein eigentümlich aufzeigen[21].

Hervorstechend sind vor allem die durch das uralte Handelsleben und Verkehrswesen im Rheinlande schon sehr früh geübten und geschärften praktischen Betätigungen des Geistes. Die aus solchen Betätigungen, nicht minder aber aus glücklichen Blutmischungen und westlichen und östlichen Beeinflussungen sich ergebende allmähliche Hebung der geistigen Fähigkeiten im allgemeinen macht auch die hohe Durchschnittsbegabung und entsprechende Verstandesbildung erklärlich, die heute unstreitig zu den ersten Kennzeichen rheinischen Wesens gehört und sich in vielen Einzelzügen offenbart. Ferner eignet den Rheinländern eine gute, vielfach schnelle Auffassungs-, Vergleichungs- und Verknüpfungsgabe, die stets genährt wird von einer lebhaften, farbenreichen Einbildungskraft. Mit ihr verbindet sich eine leichtlebige Heiterkeit, um nicht zu sagen leichtsinnige Art, wie sie z. B. etwa Kölnern und Aachenern eigen ist[22]. Als leichtlebig beurteilt den Kölner der bergische Volksmann aus der Remscheider Gegend; denn die Spruchweisheit: „Was man nicht kann ändern, das muß man lassen schlendern" kleidet er in den Satz ein: „Wä mert nit ängern kan, lofer don äs de Kölschen on looten et reenen."

Ihren Ausdruck findet die leichte Verknüpfungsgabe sehr oft auch in einer zu wirksamem Witz sich zuspitzenden Schlagfertigkeit der Rede. Ein glückliches grielachendes Philosophieren gesellt sich ihm bei. Im Gegensatz zu dem tiefer liegenden und kräftigeren, oft sogar beißenden westfälisch-niedersächsischen Witz zeigt sich die rheinische Lustigkeit und Schlagfertigkeit mehr als harmloser, manchmal freilich auch als bewußt, aber leicht ironisierender Humor und oft wie eine schaumgeborene, schnell sich verflüchtende Erscheinung. Früh schon durchzog der Humor das bürgerliche Leben

in den alten rheinischen Städten und Städtchen und sorgte, daß der Sinn der vorwiegend kaufmännischen oder gewerblichen Bevölkerung nicht zu nüchtern blieb und zu ausschließlicher Geltung gelangte. Diesen Zweck auch verfolgte sehr greifbar das drollige Bildwerk in den Schnitzereien und am Steinwerk bei weltlichen und selbst kirchlichen Bauten, in den Chorgestühlen der Dom- und Abteikirchen und an den Pfeilerkapitälen. Die hier und da noch erhaltenen fratzenhaften Neidköpfe, Mundaufreißer, Zungenstrecker, komischen Tierfigürchen, auch die derbkomischen Darstellungen der fünf Sinne beweisen es. Recht üppig blühte dieser rheinische Humor in Rheinlands Metropole, in der durch heiteren Sinn und hurtige Phantasie, durch gemütliches und genügliches Behagen sich auszeichnenden Bürgerschaft noch heute bei den schalkhaft blinzelnden „kölschen Jriilächern". Ein Zeichen alten, tiefeingewurzelten Kölner Volkshumors war es sicherlich, wenn selbst der ehrsame hochweise Rat sich schalkhaft zu geben wußte. Um 1507 bestrafte er zwei Bürger wegen Weinspenden an Wähler, also wegen Wahlbeeinflussung, mit der ergötzlichen Begründung: umb karrenschmeerens willen [23]. Der besonderen Farbentöne, welche der rheinische Humor und sein in einer glücklichen Mitte liegender Ausstrahlungspunkt, der kölnische, bis heute noch besitzt, sind so mannigfaltige, daß er stets aufs neue schillert. Um diese große Mannigfaltigkeit von witziger Schlagfertigkeit, lustiger Geistreichigkeit und übermütig-schalkhaftem Grielächertum zu erkennen und zu genießen, muß man zu Sammlungen greifen, wie sie als „Kölsche Krätzjer" und unter ähnlichen anderen Namen im eigenen Lande und in der Fremde die Runde machen (siehe S. 107).

Die fast spielerische Art, mit welcher der Rheinländer Wort und Witz zu meistern versteht, ist freilich ruhiger Vertiefung, grüblerischem Sinnen und rein geistigem Denken wenig hold. Dafür aber hilft ihm diese Geistesanlage über so viele Unannehmlichkeiten des Lebens hinweg, stimmt auch mit seinem kurz besonnenen, schnell zugreifenden Handeln, mit seinem glücklichen Wagemut gut überein.

Beim Rheinländer sind eben die treibenden, vorwärtsschiebenden Kräfte stärker als die tragenden, allerdings oft genug auf Kosten sachlicher Besonnenheit und festgefügter Ordnung. Diese Kräfte erklären auch z. B. die frühe, leidenschaftliche Anteilnahme rheinischer Volkskreise am staatlichen Leben, noch mehr an politischen

Bewegungen [24]. Für diese ist, wie ein J. v. Görres [25], die rheinischen Vorkämpfer des Verfassungsstaates und die rheinischen Volksmänner in den Jahren des Verfassungskampfes, nicht zuletzt die Vorkämpfer für eine rheinische Republik von 1918/19 lehren, der jedenfalls bewegliche Geist des Rheinländers eher geschaffen als der mehr konservative Sinn des benachbarten Westfalen, der lieber das bewährte Alte pflegt, als Neues und Neuerungen sucht. Während zudem der Westfale es vorzieht, für sich zu bleiben, alles an sich herantreten zu lassen und seine Gefühle und Gedanken nicht unnötigerweise zu offenbaren, verbindet der Rheinländer mit seiner geselligen Neigung und dem großen Verlangen, sich in so vieles und in alles mögliche hineinzustürzen, oft eine große Mitteilsamkeit und trägt weniger Scheu, sein Herz auch vor Unbekannten auszuschütten, es mehr auf der Zunge zu tragen als im Busen treu zu hüten [26].

Weil der Rheinländer sich jedem Fortschritt und jeder Änderung leicht und schnell anzupassen, sich in alle Verhältnisse ohne größere Mühe einzuleben versteht, ist er auch leicht zu allem zu gebrauchen. Nicht nur wegen ihrer bäuerlichen Geschicklichkeit, sondern auch wegen ihres leichten und emsigen Anpassungsvermögens haben sich z. B. die verschiedenen rheinischen Volksteile sehr lebhaft an Neusiedelungen beteiligen können. Niederrheinische Franken haben zur Zeit Albrechts des Bären im Verein mit anderen Niederdeutschen an der Besiedelung und der Bebauung der mittleren Elbgegenden, auch des fernen Ostens lebhaften Anteil genommen. In der Zeit vom 12. Jahrhundert bis ins 16. halfen Rheinländer, an der Spitze Kölner Bürgerssöhne, slavische Gebiete aufschließen und einer höheren Lebensart entgegenführen [27]. Siedler moselfränkischen Ursprungs sind trotz ihres Namens die Siebenbürger Sachsen, die geistig und wirtschaftlich tüchtigsten Bewohner des ehedem südöstlichen Ungarns [28].

Mit der in allen Lebenslagen und in den verschiedensten Erdstrichen sich bewährenden Geschicklichkeit und Schmiegsamkeit verbindet der Rheinländer eine besondere praktische Befähigung im Handel und Gewerbe. Erstaunlich ist, was die ripuarischen Franken, allen voran Kölner und Aachener Kaufleute und Kaufmannsfamilien, bereits im mittelalterlichen Wirtschaftsleben geleistet haben. bewundernswert, mit welcher Kraft und Umsicht, mit

welchem Unternehmungsgeist Kölner etwa seit der Zeit der Ottonen mit England, bald auch mit Flandern-Brabant [29], Nordfrankreich und der Champagne Handel trieben, Kölner Handelshäuser und andere rheinische, namentlich im 14., 15. und 16. Jahrhundert Handelsbeziehungen sowohl mit dem europäischen Süden wie mit dem Norden und Osten bis Nowgorod knüpften und pflegten [30]. Und noch bis zum Weltkriege ist es vornehmlich der rheinische Kaufmann gewesen, der Kaufmann aus Solingen und Barmen, aus Remscheid, Düsseldorf, Köln, Aachen, Krefeld, der bis in die letzten Winkel der entferntesten Kolonien hinauszog und Abnehmer gewann oder Kunden besuchte, jener Kaufmann, um den uns andere beneideten, durch den unsere wirtschaftliche Entwicklung so hochgebracht wurde. Das Abbild eines selbstbewußten, klugen und weltgewandten Kölner Kaufherrn des Mittelalters gibt uns Rudolf von Ems, einer der fruchtbarsten und gelehrtesten Dichter des 13. Jahrhunderts, in seiner Dichtung „Der gute Gerhard von Köln". Daß sich mit dem klugen und kundigen Geschäftsgebaren rheinischer Kaufleute eine nicht geringe Gerissenheit oder Geriebenheit verband, ist wohl aus einer gewissen natürlichen und jeweils persönlichen Veranlagung zu erklären, aber auch aus vielhundertjähriger geschäftlicher Übung und Überlieferung, um nicht zu sagen erblicher Belastung. Die schon früher bemerkte Gerissenheit Kölner Kaufleute wird gut beleuchtet durch die alte Mahnung: „Was dir ein Colner (Kölner) heischet (abfordert), das saltu halb oder weniger bieten, so wirstu nit betrogen" [31]. Und die Redensart: „Ich wil eyn colnisch gebot thun und will die halbscheit (Hälfte) bieten" oder in neuerer mundartlicher und kürzerer Fassung „e kölsch Jebott dunn", das heißt, weit unter dem Werte bieten, ist ebenfalls ein beredtes Zeugnis.

Nicht minder tüchtig, schöpferisch und erfinderisch waren und sind die Rheinländer im gewerblichen Leben. Großen Rufes erfreuten sich an verschiedenen Plätzen Spinner, Weber, Färber, Lederbereiter und Gürtelmacher. Die Fertigkeit Kölner Schwertfeger und Harnischmacher wurde sogar in der Dichtung verherrlicht [32]. In den altbergischen Hämmern und Schleifkotten, Schmiedereien und anderen Werkstätten blühte und blüht noch die Handkunst an Gegenständen aus Eisen und Stahl. In der Neuzeit liefern die vielen bodenständig gewordenen Fabrikantenfamilien

im Kölner Bereich, in und um Aachen und Krefeld, besonders auch im Bergischen, im Wuppertal und im Düsseldorfer Bezirk einen starken Beweis für die außerordentliche Veranlagung der Rheinländer zu gewerblichem Schaffen. Nicht wenige von ihnen befruchteten und belebten das übrige deutscheund ausländische Gewerbe ganz außerordentlich. Mit steigender Wertschätzung darf man daher z. B. auch das Aufblühen der Stolberger Kupfermeister, der Reitmeister, d. i. Eisenbereiter des Schleidener Tales, der Monschauer Tucher und Dürener Papierfabrikanten verfolgen [33]. Das Wuppertaler Schaffen und Arbeiten ist von Rudolf Herzog in dem Roman „Die Wiskottens" dichterisch verklärt worden. Stark beteiligt an den geschäftlichen Erfolgen dieser und aller rheinischen Unternehmer und Fabrikanten ist der fleißige und wegen seines geübten Blickes und geschickten Griffes geschätzte Stamm von Angestellten und Arbeitern in den kaufmännischen Betrieben und industriellen Werken.

Nicht wenige der rheinischen Kaufleute und Fabrikherren ragen durch eine besondere Befähigung, das Tatsächliche in den Dingen und Erscheinungen scharf zu überblicken und zu erfassen, das Wesentliche derselben schnell zu berechnen und die Vorteile der Gesamtheit bei dem eigenen zu berücksichtigen, über den schon tüchtigen Durchschnitt noch hinaus, sind darin geradezu Meister und daher auch zur Behandlung großer wirtschaftlicher und namentlich finanzieller, auch innerpolitischer Fragen sehr geeignet [34]. Die bergischen Kaufleute z. B. verbinden mit der anerkannten geschäftlichen Tüchtigkeit den weiten Blick erfahrener und umsichtiger Geldleute und haben infolgedessen das Bankwesen im Rheinland sehr fördern können.

Wenn nun auch die gewerbliche Geschicklichkeit und überhaupt die wirtschaftlichen Fähigkeiten das rein geistige und künstlerische Denk- und Schaffensvermögen des Rheinländers überwiegen, so ist dieses doch sehr beachtenswert [35]. Künstlerischen Geist im engeren Sinne verrät das bildnerische Können und Leisten rheinischer Meister bei den mittelalterlichen Domen, den Kirchen- und Rathausbauten [36]. Einen besonders hohen Rang im Kunstgewerbe nahmen und nehmen die Goldschmiede ein. Jahrhunderte hindurch empfing ihre Tätigkeit stets neue Anregungen aus dem Bestreben der kirchlichen Kreise, die Schatzkammern der Gotteshäuser mit kostbaren Schreinen und prunkvollem heiligem Gerät zu füllen. Noch

heute bewahren Kirchen in Städten wie Aachen, Köln und Siegburg wertvolle Prunkstücke. Aber auch aus den erwerbstätigen und anderen bürgerlichen Kreisen gingen den Künstlern Aufträge zu. Wie sehr die Bürger es verstanden, Haus und Heim mit künstlerischem Schmuck in Gold und Silber auszustatten, bezeugen ihre Testamente und die Verzeichnisse ihrer Nachlässe. Auch das Ausland gab Aufträge. Und während auswärtige Goldschmiedegesellen in großer Zahl sich Köln zuwandten, um hier Amt und Bruderschaft zu gewinnen, hören wir, wie umgekehrt Kölner Goldarbeiter z. B. in Frankreich, selbst auf Sardinien ihre Kunst ausübten. In der Bildschnitzerei wurden die niederrheinischen Schulen von Xanten und Calcar weit berühmt. Die ganz und gar der Vergangenheit angehörende Kölner Malerschule[37] und auch neuere Meister der Farbe überragen in ihren Leistungen sogar die rheinische Durchschnittskunst.

Die volkstümliche Kunst, die auch in den rheinischen Dörfern so lange blühte, als die rheinischen Bauern zum größten Teile noch ihre eigenen Maurer, Schreiner, Schmiede, Stellmacher, Korbflechter waren, lebt in ihrer Ursprünglichkeit bis heute fort. Sie hat sich z. B. noch erhalten in Dörfern der südlichen Eifel bei Flecht- und Holzarbeiten und im Kreise Rheinbach wie auch am Niederrhein in der Töpferei, von der das Kaiser-Wilhelm-Museum in Krefeld schöne Stücke in wirklich künstlerisch empfundenen Formen aufweist[38]. Mancher Mann gerade aus ländlichen Volkskreisen zeigt sich in Handarbeiten sogar als recht vielseitiger Künstler.

In der Wort- und Tonkunst erscheint beim rheinischen Volke immer wieder die hohe Durchschnittsbegabung, die stets auf Kosten einzelner Größen und hervorragender Leistungen gestärkt wird. Doch übertrifft in der Wortkunst die rednerische Gabe fast noch die schriftstellerische, sicherlich aber übertrifft die schlagende Wortfertigkeit den schriftstellerischen Erfolg. Und obwohl die Sangesfreudigkeit im rheinischen Volke größer ist als bei manchem anderen deutschen Stamme, obwohl der Schmelz der rheinischen Kehlen in der ganzen Welt berühmt ist und das rheinische Volk im Chorgesang obenan steht, wie der Kölner Männergesangverein oft gezeigt hat, so überwiegt doch die heitere Neigung zur Musik den tieferen musikalischen Sinn. Seinem ganzen geistigen Wesen entsprechend bevorzugt der Rheinländer das Sinnfällige, Melodische in der Musik. Ähnlich muß in den als Rheinromantik anzusprechenden

Dichtungen z. B. eines Karl Simrock, Gottfried Kinkel, Wolfgang Müller von Königswinter und so mancher anderer[39] eine leichte und ansprechende Gefälligkeit sowohl eigenartige Formenschönheit als besonders Leidenschaftlichkeit und tieferen Geist ersetzen. Nach der stofflichen Seite konnte noch bis zur Wende des vorigen Jahrhunderts die Stadt mit dem ewigen Dom, die zu Tal grüßende Burg, das Schifflein auf blauer Flut, vor allem der Vater Rhein und seine Reben, nicht zuletzt das blonde Kind am Rhein die Darstellung tiefgreifender Empfindungen, Stimmungen und Seelenzustände hintanhalten. Diese in der Hauptsache „minnig-sinnige Rhein-, Wein- und Blauäuglein-Poesie", ein schweres Hemmnis für die eigentliche künstlerische Gestaltung und psychologische Vertiefung von Dichtung und Wahrheit, zeigt so recht des Rheinländers harmlos-heitere Gemütsart, gleichwie sich in der Unterhaltungsprosa einer zahlreichen Menge neuerer rheinischer Dichter wenig Neigung zum Grübeln offenbart, nicht unangenehm den Genießern. Aus Wilhelm Schäfers dichterischer Prosa, die wie Erlösung aus dem Banne der immer weiter abgegriffenen rheinromantischen Dichtung wirkte, spricht ein tieferer romantischer und rheinischer Geist in glücklicherer Form[40]. In den Romanen und Erzählungen einer Klara Viebig, Nanny Lambrecht, Luise Schulze-Brück, eines Richard Wenz, Rudolf Herzog, Joseph von Lauff, Wilhelm Schmidtbonn, Jakob Kneip und anderer werden mehr psychologisch erfaßte Menschen und Volkskreise einzelner Landschaften vorgeführt. Nicht allen freilich gelang es, lebenstreue und volkswahre Typen zu zeichnen. Trotz des unverkennbaren Dichtertalentes mancher dieser neueren Epiker und trotz der auch nicht gering zu bewertenden dramatischen Kunstwerke eines Eulenberg und Schmidtbonn ist das Rheinland nicht etwa bahnbrechend für die neuzeitliche deutsche Dichtkunst geworden. Wirklich große, bodenständige Dichter und Denker mit Werken von allgemeinem, richtungweisendem Werte hätte das Rheinland immer noch zu stellen[41]. Auf der anderen Seite aber zeigen wiederum die zahlreichen mundartlichen Dichtungen in den verschiedenen rheinischen Gauen nicht nur, wie es in allen Zweigen der rheinischen Mundart klingt, sondern auch, wie die Gesinnung der Rheinländer ist: schollenfest und heimattreu[42].

Dritter Abschnitt.

Rheinische Dorf- und Hausanlagen.

Das äußere Leben des Menschen ist in seiner Alltäglichkeit wie in seinen Hauptstufen meist an die Wohnstätte geknüpft. Ihr schenkt daher die volkskundliche Forschung mit Recht große Aufmerksamkeit und betrachtet sie nach ihrer Lage und Anordnung in der Landschaft wie nach ihrem Aufbau und ihrer inneren Einrichtung, nicht zuletzt nach ihrem geschichtlichen Verhältnis.

Die Wohnstätten des rheinischen Volkes gehören nach ihrem Zusammenhange mit der Umgebung zwei hochalten, weitverbreiteten Siedlungsformen an, der Form der zerstreuten Einzelhöfe mit geschlossenem, ringsherum liegendem Feld- und Flurbesitz und der Dorfsiedlung mit zerstückelter Feldflur, die wie ein bunter Teppich das Dorf umgibt.



Abb. 1. Dorfstraße in Zyfflich bei Kleve.

Die einsame, abgeschlossene Einzelsiedlung, die als ein besonderes Merkmal des niederdeutschen Volkstums gilt, ist auch dem niederrheinischen Volke noch eigen; man trifft sie vor allem im Gebiete des untersten deutschen Niederrheins. Wer z. B. von den grünen Höhen bei Xanten und Kleve oder vom Eltenberge das weitgedehnte Land überschaut, erblickt kaum eine geschlossene Dorfschaft, höchstens eine Siedlung wie eine auseinandergezogene Kette von Bauernhäusern, z. B. Zyfflich bei Kleve (Abb. 1) [1]. Behäbig und behaglich dehnen sich die Einzelhöfe inmitten ihrer Wiesen

und Äcker über die Fläche aus, neben den großen Gehöften auch kleine Bauernhäuser, sogenannte Katstellen. Vielfach sind die Höfe zum Schutze gegen Überschwemmungen auf einer kleinen Erhöhung, Donk [2], angelegt. Je weiter nach Süden, desto mehr verlieren sich die ausgeprägten Einzelsiedlungen. Im Bereiche der alten Grafschaft Mörs sind schon die zusammenhängenden Dörfer zahlreicher, von den modernen Industriedörfern zu schweigen, die sich, der unterirdischen Wühlarbeit und Fabriktätigkeit des Menschen folgend, auch schon den Niederrhein hinunter immer weiter zwischen die alten Siedlungsformen drängen. Die Dörfer im Westen des niederrheinischen Backsteingebietes, z. B. Holtum im Kr. Erkelenz, zeichnen sich durch eine stark auseinandergezogene Bebauung aus.

Auch in den übrigen Landschaften des Rheinlandes, im ripuarischen, besonders jülisch-kölnischen und bergischen Lande, selbst im moselfränkischen Gebiete fehlt der Einzelhof mit geschlossenem Besitz nicht ganz. Im unteren Wiedtal rechts des Rheines trifft man gar eine ganze Gegend mit Hofsiedlung, die aus dem westfälischen Einzelhofgebiet durch das bergische Land hindurch zungenförmig sich vorstreckt. Diese Siedlungsweise war und ist also noch so, wie es Tacitus in der Germania von den Siedlungen unserer Vorfahren überhaupt schildert. „Sie sind angesiedelt," schreibt er, „nicht dicht zusammen, sondern voneinander abgesondert, je nachdem eine Quelle, eine Au, ein Gehölz ihnen zusagt. Dörfer legen sie an nicht wie wir mit verbundenen, aneinanderstoßenden Häusern. Jeder läßt um sein Haus einen freien Platz." [3] Besonders in den meist gebirgigen Gegenden des mittleren Rheinlandes sind Gewässer, Wegsamkeit und Fruchtboden bestimmend für die Wahl des Platzes gewesen.

Im allgemeinen sind in den mittelfränkischen Landesteilen die Siedlungen in der Form des Haufendorfes, d. h. in ungeordneten, lockeren Gruppen oder Haufen ausgebreitet. Auf den ebenen Flächen der inneren Teile des Hunsrücks und Westerwaldes liegen die Dörfer an einem Bach oder einer Quelle als Haufen. Nicht minder haben sich auf den Höhenrücken der Eifel die Dörfer als Haufen ausbreiten können. Auch die Dorfanlagen im Bergischen sind jetzt ausgeprägte Haufendörfer, deren Kristalle Höfe und Gehöfte waren. In den Nachbarschaften (vgl. S. 220) mancher dieser

Dörfer sind wohl die alten ursprünglichen Gehöfte als Kern der jeweiligen Nachbarschaft zu erblicken.

Die Größe und Ausdehnung einer solchen Gehöftgruppe oder eines Haufens hängt nicht zuletzt von der Gunst oder Ungunst der Umgebung ab. Neben größeren, ganz stattlichen Dörfern, in denen die Gehöfte ziemlich gedrängt stehen, ruhen da kleine, menschenarme Haufen, mehr Weiler als Dörfer, deren Höfe mehr auseinander liegen. Desgleichen ist die Mannigfaltigkeit in der äußeren Gestaltung der rheinischen Haufendörfer vielfach durch die Lage des Ortes bedingt. Meist ist ihr Umriß regellos, und regellos verlaufen auch die Dorfgassen. In den kleinen Haufendörfern vollends liegen die Hofstätten krumm und winklig zueinander, und die Wege dienen nur der Zufahrt zu ihnen. In den größeren Dörfern haben sich dagegen die Gehöfte schon mehr an den Wegen aufgereiht, indem sie diesen ihre Seiten gleich richten. Der vielfach planlosen Anlage der Haufendörfer entspricht die zerstreute Lage der Ackerbeete in der Dorfflur [4].

In schmalen Talgründen und wo sonst die Bodenverhältnisse es erfordern, reihen sich die Gehöfte längs einer einzigen Straße aneinander und bilden ein sogenanntes Straßendorf. Als besonders schmale, langgestreckte Straßendörfer stellen sich vielfach die rheinischen Winzerdörfer dar, die sich zumal in den Seitentälern des Rheines oder im Rheintale selbst zwischen Fluß und hinterer steiler Bergwand im Talboden dahinziehen. Auch im ebenen Gelände, an alten Straßen und Wasserläufen mit flachen Ufern, haben sich Straßendörfer entwickelt.

Zwischen dem regellosen Haufendorf und dem langzeiligen Straßendorf gibt es mannigfache Übergänge. Infolgedessen zeigt das mittlere Rheinland genau genommen ein Gemisch von Dorfformen. Aber die mannigfaltige äußere Gestaltung dieser rheinischen Dörfer ist nicht allein durch ihre Lage und die Anordnung der Höfe und Häuser bedingt, sondern auch durch die abweichenden Bauformen, die ihrerseits wieder auf den verschiedenartigen Lebens- und Wirtschaftsbedingungen ihrer Bewohner beruhen [5].

Das Haus, das den Kern, das Herz der niederrheinischen Einzelsiedlung bildet, ist das altsächsische Bauernhaus, jene Hausform, in der Menschen, Vieh und Vorräte unter einem Dache geborgen, Wohn- und Wirtschaftsteile wie Küche und Kammer, Scheune und

Ställe in einem Raume vereinigt sind (Abb. 2). Diese Hausform ist über ganz Norddeutschland von der Maas bis über die Oder hinaus verbreitet [6].

Durchweg liegt das altsächsische Bauernhaus, so auch das niederrheinische, mit seinem Wirtschaftsteil, der Scheune und den Ställen, der Zufahrtsstraße zugekehrt. Bequem empfängt es so durch das zweiflügelige Einfahrtstor, die Echterdür, den einfachen zweiräderigen Karren, der am Niederrhein allgemein gebräuchlich ist, wie den hochbeladenen Erntewagen und das buntgefleckte Großvieh. An dem der Straße abgekehrten Ende liegt der Wohnteil, das Dörhüs, mit dem Eingangspförtchen, der Dördür, durch die man unmittelbar die Küche, Köke, betritt. Mit seinen kleinen, niedrigen und mit weißen Mullgardinen behängten Fenstern, den weißgestrichenen Rahmen und grünen Läden schaut das Dörhüs freundlich in die Landschaft.

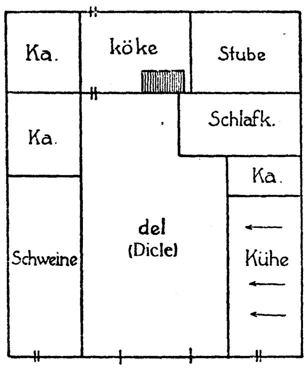


Abb. 2. Einheitliche Gestaltung von Wohn- und Wirtschaftsteil. (Materborn, Kr. Kleve.)

Das breitgelagerte Dach, das an den Seiten schräg, beinahe steil abfällt und fast bis zum Boden reicht, trägt eine mächtige, graubraune Strohhaube. Sie verleiht dem Hause einen malerischen Anblick, der durch den abgeschrägten Giebel, den Walm oder Topp noch verstärkt wird. Freilich ist über den niedrigeren Seitenschiffen rechts und links, den sogenannten Kübbungen, Afdak, das Stroh meist schon durch Ziegel ersetzt. Bei den neuen Aufbauten altsächsischer Art mußte gar die ganze Strohdeckung dem meist roten Ziegeldache weichen und der Walm verschwinden. Auch sind Giebel und Wände vielfach nicht mehr in Fachwerk errichtet, sondern mit kleinen holländischen Backsteinen, sogenannten „Klinkern", ausgemauert.

Durch das große Einfahrtstor, dessen rechter Flügel in halber Höhe quergeteilt ist, gelangt man zuerst auf die große Diele, Deel. Sie nimmt die Mitte des Wirtschaftsraumes ein und ist in ihrer ganzen Länge links und rechts von den Seitenschiffen begleitet, die in ihrem vorderen Teile etwas tiefer liegende Abteile (Ställe)

für Groß- und Kleinvieh bergen und hinter diesen Ställen Kammern fassen (Abb. 2). Fast verliert sich das Auge im Halbdunkel des Raumes. Erst allmählich erkennt es genauer das starke, hochstrebende Gerüst, das Ständerwerk, auf dessen Pfosten und Querbalken das mächtige Dach ruht. Dieses selbst dient nicht nur als schützende Decke, sondern auch als Bergeraum für die Vorräte an Heu und Stroh.

Für den Aufbau des altsächsischen Bauernhauses ist das Ständerwerk von bestimmender Bedeutung. Hier beim Bauernhause am Niederrhein sind die Ständer, Pösten, höher als bei den westfälisch-niedersächsischen Häusern. Außerdem sind sie paarweise zweimal durch Querbalken verbunden, einmal in der Höhe wie bei den Ständern der anderen Sachsenhäuser (b^1 in Abb. 3) und dann durch ganz oben aufruhende Balken (b^2), die zugleich die Sparren des Daches tragen. Dieses selbst ist durch Uppleggers (c) bis zu den niedrigen Seitenwänden verlängert und so ganz nahe an den Erdboden herangezogen. Deutlich erkennt man an dem Knick im Dache, wo die Kübbungen beginnen. Durch solche Gestaltung des Gerüstes entsteht eine abweichende Art des Aufbaues, die Peßler, der verdiente Forscher des Sachsenhauses, als besondere niederrheinische neben die nordniedersächsische und westfälische stellt [7].

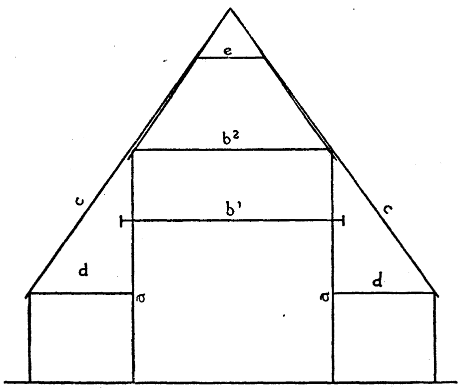


Abb. 3. Aufbau des niederrheinischen Bauernhauses. (a Ständer, b Querbalken, c upplegger, d Kübbung oder äfdak, e hanenholt.)

In gleichen Abständen reihen sich die Ständer zu beiden Seiten der Diele auf. Rascheln und Rasseln, Glotzaugen und gedrungene Leiber lehren den Fremdling, daß hinter den Dielenständern das Vieh in sicheren warmen Ställen geborgen ist; den Kopf hat es nach der Diele gerichtet. Die alte Diele läuft in den Wohnteil, die Küche, aus, die bei der ursprünglichen einfachsten, auch im Aussehen einheitlichsten Form des Hauses dem Ganzen vollkommen

eingegliedert ist. Erst in der neueren Zeit wurde die Küche samt dem Herde von der Diele abgetrennt (Abb. 2 u. 4). Ebenso neu ist die von draußen übernommene und dem Wohnteile eingefügte Stube.

Diese Form des Bauernhauses ist am ganzen Niederrhein noch bis Krefeld und Barmen verbreitet. Dem Grundriß nach stimmt sie in den wesentlichsten Teilen mit der Form des altsächsischen Hauses überein. Sonst gibt es bei den niederrheinischen Häusern mannigfache Abweichungen im Grundriß, die sich vornehmlich auf den Wohnteil beziehen. Häufig springt z. B. der Wohnteil nach beiden Seiten rechtwinklig über den Dielenteil vor, wird zweistöckig aufgeführt und erhält ein eigenes Querdach. So entsteht ein eigenartiger, wie eine besondere Form erscheinender Bau, dessen Grundriß die Gestalt eines großen lateinischen T zeigt (Abb. 4), das auch in den beiden rechtwinklig sich treffenden Dachfirsten klar erkennbar ist. Die ganze Anlage sieht aus, als wenn ein Wohnhaus quer vor die Scheune gelegt wäre. Deutlich erkennt man auch bei diesem sogenannten niederrheinischen T-Haus den alten dreischiffigen Grundriß des einfachen Hauses, eine Diele, die sich im Hausflur fortsetzt bis zum anderen Ende, und die Seitenschiffe mit Stallräumen links und rechts und anschließenden Kammern. In die Vorsprünge sind ebenfalls Stuben und Kammern gelegt.

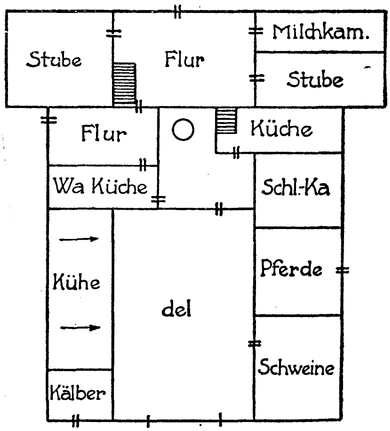


Abb. 4. Niederreinisches T-Haus mit durchgehender Dreischiffigkeit und Querdach.
(Eversael, Kr. Mörs.

Nach Peßlers grundlegenden Untersuchungen über das altsächsische Haus in seiner geographischen Verbreitung [8] zieht sich die Südgrenze des Sachsenhausgebietes im Westen des Rheinlandes von Kaldenkirchen über Süchteln an den Rhein gegenüber Kaiserswerth und hat früher noch weiter südlich gereicht, wie die Sachsenhäuser bei M.-Gladbach beweisen. Rechts des Rheines erreicht die

hausgrenze Duisburg, begleitet die Ruhr aufwärts bis Kettwig und schneidet dann an dem Nordostrande der Rheinprovinz einen schmalen Streifen ab, indem sie weiter über Velbert, Neviges und Barmen zieht. Hier lief sie früher wohl etwas anders, insofern als noch um das Jahr 1610, in dem Elberfeld zur Stadt erhoben wurde, in und um Elberfeld das Sachsenhaus vorherrschte. Zuletzt folgt die Linie der Wupper aufwärts bis Wipperfürth und trifft über Gummersbach hinüber Westfalen.

Das Innere auch des niederrheinischen Bauernhauses bildete einst, da noch die Diele mit dem Herd- und Küchenraum ineinander floß, eine vollkommenere Einheit als heute. Vom Herdfeuer aus, das noch vor einigen Jahrzehnten in steingemauerter Vertiefung Tag und Nacht unterhalten wurde, überblickte und besorgte vor allem die Hausfrau das ganze Anwesen. Dies Schaffen vom Herde aus beim altsächsischen Hause überhaupt hat niemand schöner, bildhafter geschildert als Justus Möser in seinen „Patriotischen Phantasien“ [9]. Seit Jahrzehnten nun weist der Wohnteil mehrere Räume auf, die bei älteren Häusern nachträglich durch später gezogene Wände entstanden, bei anderen von vornherein eingebaut wurden. Abgetrennt von der Diele, also ein erst später entstandener Raum, ist jetzt die Küche, auch Spöl (zu spülen) genannt; nur eine Tür verbindet sie noch mit der Diele. Mit der Abtrennung verschwand die alte offene Feueranlage, und der moderne geschlossene Eisenherd trat an ihre Stelle. Und mit dem alten Herdfeuer verschwanden urtümliche Geräte wie der Kesselhaken, Hoal oder Hiel, samt dem Gestell, worauf die Pfanne gesetzt wurde, „foul Frau“ genannt, desgleichen der dreistollige Feuertopf. Gleichzeitig verloren alte Einrichtungen wie der mächtige, rußgeschwärzte Rauchfang, das Röökes mit dem Schorestensmankel, ihren ursprünglichen Zweck. So zog eins das andere nach sich. Jedoch retteten sich in manchen niederrheinischen Bauernhäusern andere Stücke in die neue Zeit und Wohnweise hinüber, der niedrige, oft reichgeschnitzte Dielenschrank mit dem blitzblanken Geschirr und die langen Wandbretter, Schottelschaper, mit allerhand Irdenware, Delfter Fayencen und tiefen blankgescheuerten Zinntellern. Unter der Irdenware sieht man wohl noch Stücke, wie sie vor 150 und mehr Jahren in Sonsbeck, Issum und Schaephuysen von niederrheinischen Töpfern hergestellt wurden, vom Gebrauchs-

geschirr z. B. jene tiefen Schüsseln, Baren, aus denen die Hausgenossen morgens und abends ihren „Papp“ aßen, auch die flachen Schotteln für Fleisch und Gemüse, dazu von altem Prunkgeschirr, zur Zier der Tellergestelle bestimmt, die eine oder andere Schüssel mit Bild und Spruch in niederfränkischer Mundart [10].

Neben der Küche oder in unmittelbarer Nähe liegt die Wohnstube, in die sich das Familienleben zurückgezogen hat. Wer sie betritt, zieht vor der Tür die „Klompe“ aus und stellt sie hübsch auf. Die einfache Ausstattung dieses Raumes verrät dennoch Eigenart genug. An dem derben Tisch mit schwerer Platte und flämischen Stollen und an den Binsenstühlen in geschmackvoller Drechslerarbeit erkennt man den Zusammenhang der niederrheinischen mit der niederländischen Möbelkunst. Ein Glasschrank mit zahlreichen kleinen Scheiben, hinter denen allerlei Gebrauchs- und Ziergerät für Besuch und Festtage hervorlugt, bildet das Schmuckstück der Stube. Eine niedrige Tür führt in die angrenzende Schlafkammer. Hier kann man wohl noch das alte geräumige Himmelbett mit Eckpfosten und Vorhängen bewundern, jene Art Bettstatt, die vor Jahrhunderten schon in den städtischen Bürgerhäusern Mode war. Den Leinen- und Kleiderschrank und das Wertgelaß zugleich ersetzt noch vielfach die Truhe, welche einst die Braut mit ihrem reichen Inhalt an Leinen, Schmuck und Kleidern in die Aussteuer

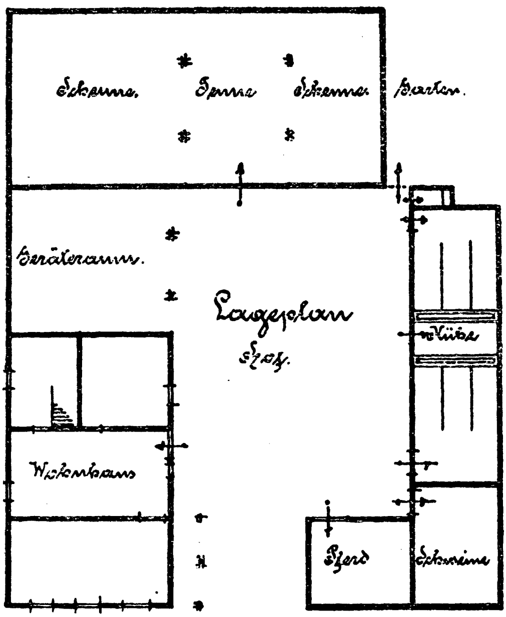


Abb. 5.
Fränkische Hofanlage a. d. Erft (Kr. Grevenbroich).



Abb. 15. Eifeler Bauernhaus aus dem nördlichen Teile des Kreises Schleiden.
Links hervorstehender Backofen.



Abb. 16. Bergisches Haus auf der Beeck in Hilden bei Düsseldorf.



Abb. 17. Eifeler Bauernhaus, Alsen.
Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem Dache (Strohdach).



Abb. 18. Haus in Dausfeld (Eifel) mit Strohdach.
Wohnteil, Stall und Scheune in einer Flucht.

mitbrachte. Heute noch hebt die Bäuerin mit Stolz den schweren Deckel, um dem Besucher die Hauben und Tücher in Brabanter Muster, den kunstvollen Halsschmuck von gediegenem Golde und die silbernen Spangen zu zeigen, lauter alte Familienstücke.

Die rheinischen Bauernhöfe und Häuser südlich der Sachsenhausgrenze weisen weder in der Form noch in der Bauweise Einheit und Geschlossenheit auf. Sie sind in diesem weitaus größeren Teile des Rheinlandes je nach der Größe und Art des Wirtschaftsbetriebes, nach Klima und Bodenlage, auch nach Baustoff und Geschmack ganz verschiedenartig angelegt, aufgebaut und äußerlich ausgestaltet. Aus der Mannigfaltigkeit der Anlagen tritt allerdings e i n e deutlich und voll als Eigenart hervor, jene, die man als die fränkische zu bezeichnen sich gewöhnt hat.

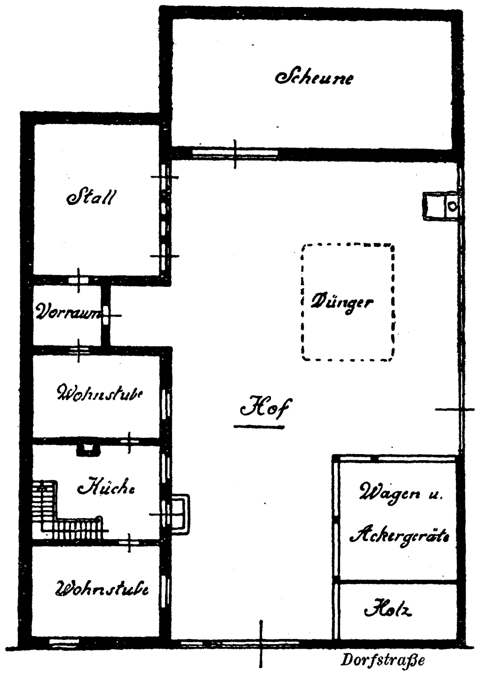


Abb. 6. Grundriß eines Bauernhofes auf dem Maifelde.

In schroffem Gegensatz zum niederrheinischen Einheitshause zeichnet sich das fränkische Gehöft durch Verteilung der Wohnung, Ställe und Scheune auf mehrere Gebäude aus (Abb. 5 und 6). Als selbständige Teile ordnen diese sich rechtwinklig um einen Hof, auf dem der Dungplatz liegt und Wagen und Ackergeräte ländlichsittlich umherstehen. In den Kreisen Grevenbroich [11] und Bergheim a. d. Erft wird z. B. der viereckige Hof in der Regel so umrahmt, daß das Wohnhaus mit dem Einfahrtstor auf der einen Seite nach der Straße liegt, auf der anderen die Ställe liegen und an der Hinterseite die Scheune den Hof abschließt (Abb. 5).

Die voll ausgebildete fränkische Hofanlage findet man an der Erft und am Nordabhang der Eifel nicht nur bei größeren Einzelhöfen (Gutshöfen), sondern auch bei den kleineren Gehöften in den Dörfern[12]. Oft erscheint eine solche Anlage, z. B. das Haus Gansbroich im Kr. Erkelenz, in ihrer Geschlossenheit wie eine Burg in der Ebene. Man spricht daher auch von einer Ackerburg. Auf dem Maifelde, dem fruchtreichen Bauernlande am linken Ufer der unteren Mosel, zeigt sich der „Hof" im Inneren der Dörfer häufiger als auf dem Hochlande der Eifel. Nicht immer und überall ist freilich die Lage der Gehöftteile zueinander und um den Hofraum gleich. Im Landkreise Köln sieht man nicht selten an der einen Seite des Hofes Scheune und Schuppen bis zur Straße reichen, an der anderen die Ställe, das Wohnhaus dagegen im Hintergrunde, wo sonst die Scheune liegt. Anderswo, z. B. im Kreise Schleiden, aber auch an der mittleren Sieg, liegt bei vielen alten Gehöften der Stall zwischen dem Wohnhause und der im Hintergrunde quer gestellten Scheune. Die Langseite des Wohnhauses schaut nach dem abgeschlossenen Hofe, der Stubengiebel nach der Straße (Abb. 7).

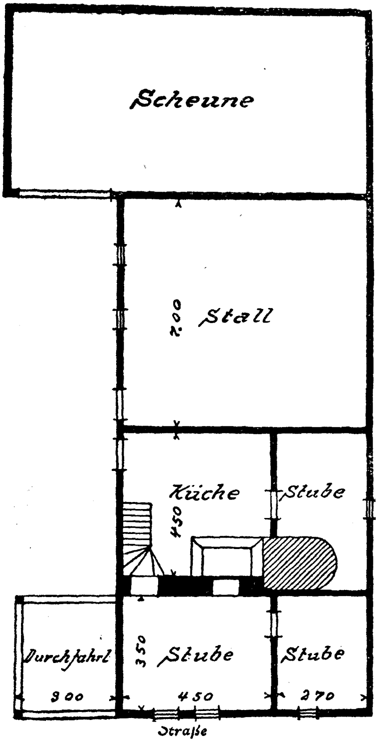


Abb. 7. Grundriß eines Hauses aus Dreiborn (Eifel, Kr. Schleiden).

Am Siebengebirge liegt oft ähnlich das Haus mit der schmalen Giebelseite nach der Straße hin. An einer Seite seiner Rückwand sind Ställe und Schuppen rechtwinklig angeschlossen; an der dritten Seite schließt ein langer Scheunenbau, der dem Hause gleichläuft, den Hof ab, und die vierte Seite ist abgegrenzt durch die Langwand des Nachbarhofes oder durch eine gemeinsame Mauer.

In der Lagerung der Gebäude bei der besonders deutlich ausgeprägten fränkischen Bauweise will man einen Zusammenhang mit der römischen erkennen, bei der die Gruppierung der Gebäudeteile um einen inneren Mittelraum besonders scharf ausgeprägt ist [13]. „Die Wirtschaftsvilla, villa rustica, hatte im allgemeinen einen quadratischen Grundriß. Um einen Hof gruppieren sich die Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Bei größeren Anlagen lag diese geschlossene Gebäudegruppe in einer Umfriedigung, innerhalb deren Ställe, Scheunen, Vorratsgebäude zur Ergänzung des eigentlichen Wirtschaftshauses zerstreut lagen" [14].

Andere Hausanlagen weichen von der fränkischen Grundform mehr ab. Auf dem Hunsrück, z. B. in Alterkülz, Neuerkirch, Külz

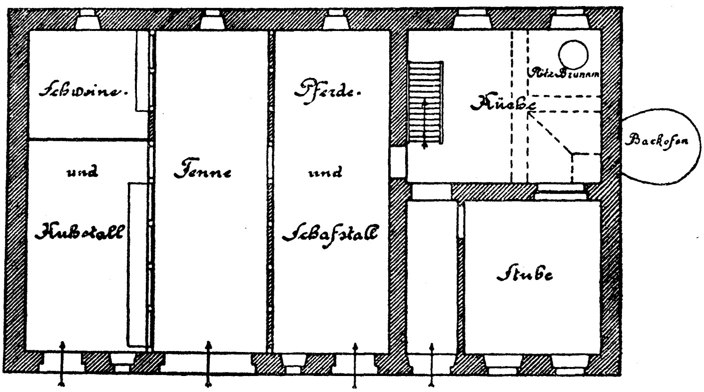


Abb. 8. Wohnhaus in Zerf (Hochwald).

und Lieg, sieht man das Bauernhaus mit dem Giebel zur Straße gerichtet stehen. Die Langseite, an der die Haustür sich befindet, liegt dem Hofe zu, während die Wirtschaftsgebäude wie Ställe und Scheune senkrecht zum Wohnhause an der hinteren Seite des Hofes angeordnet sind [15]. Beim alten Westerwälder Bauernhaus, das noch in das Rheinland hinübergreift, liegen an der einen Seite vom Eingange Stube und Kammern, an der anderen aber Ställe. Mit dem Hause ist also der Stall verschmolzen. Die Scheune steht für sich, gewöhnlich rechtwinklig zum Hause im Hintergrunde des Hofes.

Sehr zahlreich sind die Bauernhäuser, bei denen alle drei Gehöftteile, Wohnhaus, Stall und Scheune in einer Flucht aneinander-

gelagert und unter demselben Dache vereinigt sind, die fränkische Grundform also aufgegeben ist (Abb. 8, 9, 13, 17, 18). Sie kommen nicht nur in landschaftlich ungünstigen und wirtschaftlich ärmeren Teilen, sondern auch in fruchtbaren Strichen vor. Für diese Form wurde die Größe des Betriebes maßgebend, und demgemäß findet sie sich bei den kleinen und kleinsten Bauernstellen, deren Wirtschaftsraum beschränkt ist und keiner großen Hofanlage bedarf. Da durch die vielen Erbteilungen in der Vergangenheit der Grundbesitz stark zersplitterte, wie z. B. in der Eifel und an der Sieg,

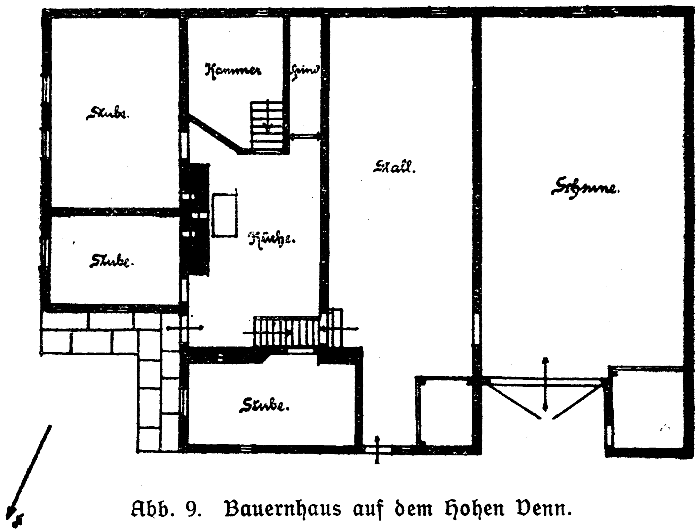


Abb. 9. Bauernhaus auf dem Hohen Venn.

so wurde die Ausbildung der kleinen Bauernstellen sehr gefördert und mit ihnen die Zahl der kleinen einfachen und ungetrennten Höfe.

Die Vereinigung der Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dache ist sehr ausgeprägt bei den zerstreut liegenden Bauernhäusern im nordwestlichen Teile der Eifel, im Hohen Venn, soweit sie in ihrer ursprünglichen Form erhalten sind (Abb. 9 u. 13). In der ganzen Anlage dieser Häuser tritt wie bei denen im Bergischen die Rücksicht auf Wetter und Bodenlage deutlich zutage. Alle drei Teile des Anwesens faßt ein breitgelagertes Strohdach, das bis auf Mannshöhe zur Erde reicht und warm und herzhaft Menschen, Vieh und Vorräte deckt. Die an der Wetterseite, im Nordwesten, angepflanzte Schutzhecke von Hainbuchen oder Dorngesträuch soll

den westlichen Schnee- und Regenstürmen wehren (Abb. 11 u. 12). Von draußen betritt man zuerst die Küche und von dieser aus die anderen Wohnräume, weiter den Stall und die Scheune; ein Gang durchs Freie wird also vermieden. Der Stall liegt zwischen dem bewohnten Teile und der Scheune, hat infolgedessen die wünschenswerte warme Lage. Von der Küche aus läßt sich die ganze Wirtschaft besorgen. Ähnlich birgt das alte Bauernhaus im Südwesten der Eifel und auf dem Hochwald, z. B. in Speicher und Zerf (Abb. 8), Wohn- und Wirtschaftsräume wie Ställe, Tenne und andere Teile unter einem langen Satteldache mit großem Schornstein. Eine dicke Mauer durchquert das ganze Gebäude und trennt die beiden Hauptteile, die jedoch im Inneren durch Türen miteinander in Verbindung stehen. Der Dungplatz findet sich draußen an der Straße; ein Holzstoß und Ackergeräte haben gewöhnlich ebenfalls draußen ihren Platz. Eine große Fülle von Hausformen zeigt das bergische Land, wo Anlagen mit vollständig getrennten Wohn- und Wirtschaftsräumen und solche mit ganz oder teilweise vereinigten sich mischen.

Ihrer äußeren Gestaltung nach sind die fränkischen Bauernhäuser am Rhein durchweg Fachwerkbauten mit weißgetünchten Flächen und schwarzgestrichenen Balken (Abb. 11, 13—17, 20). Die mannigfaltigen Formen und Figuren, die durch die Pfosten, Riegel und Streben in der Fachwand gebildet werden, schaffen dem Auge immer neue Abwechslung. Außer einfachen Linien sind es Andreaskreuze, Rauten, über Eck gestellte Quadrate, Kreise und andere Formen. Die einfachen Häuser der Kleinbauern zeigen weniger von diesem Formenspiel als die der großen Hofbesitzer und reichen Weinbauern. Man hat die Figuren in ihrem Ursprung auf älteste germanische Bilder- und Runenschrift, auf altüberlieferte Heil- und Schutzzeichen zurückzuführen versucht [16]. Aber es wird sich mit ihnen ähnlich verhalten wie mit gewissen Giebelzierden an anderen deutschen Bauernhäusern. Sollten sie nicht eher rein handwerksmäßigen Erwägungen und Gründen der Zweckmäßigkeit oder dem Streben nach Schmuckformen entsprungen sein als einer bestimmten Neigung zum „Sinnieren" und „Symbolisieren"?

Vielfach sind die Außenwände der Fachwerkhäuser gegen die Wetter- und Schlagseite besonders geschützt, wenigstens eine oder zwei. Hier und da hat es ganz eigenartige Bekleidungen ge-

geben [17]. Die einfachste Bekleidung bildet eine Holzverschalung oder Verbretterung wie bei Häusern im Hohen Venn und im bergischen Lande. Indessen weisen die bergischen Bauernhäuser mehr die gediegenere Art der schiefergedeckten Wände auf (Abb. 16). Das bergische Land zeichnet sich sogar durch seine Schieferbauweise aus [18]. Diese ist dort so volkstümlich, daß auch das bergische Bürgerhaus, das nach Otto Schell [19] um die Mitte des 18. Jahrhunderts den Gipfel der Entwicklung erreichte, mit Schiefer beschlagen wird und mit seinen schieferbekleideten Wänden einen prächtigen Eindruck macht. Auch bei vielen Hunsrücker Fachwerkbauten ist Beschieferung wenigstens des oberen Geschosses seit etwa 1800 gebräuchlich geworden; selbst die Dächer sind in Schiefer eingedeckt.

Am vollendetsten im Aufbau und im Formenschatz der Balkenfelder und Füllbretter zeigen sich die Fachwerkhäuser im Rhein- und Moseltale [20], wo sie in Niederspay und Oberspay, Rhens, Leutesdorf und Niederbreisig, in Enkirch, der Schatzkammer des rheinischen Fachwerkbaues vorzugsweise, und in Carden, Clotten, Bremm, Uerzig, Bernkastel, an der Nahe in Monzingen und anderswo herrliche Beispiele der volkstümlichen Baukunst bieten. Hier im bruchsteinreichen Gebiete des Rheinlandes sieht man sie auf einem bald niedrigen, bald höheren Erdgeschoß aus Grauwackenschiefer sich erheben, ein bis zwei, nicht selten drei Stockwerke hoch und mit steilen Schieferdächern. Das reiche, geschmackvolle Holzwerk erzielt mit seinem braun gebeizten Gebälk eine große malerische Wirkung, die hier und da durch Schnitzereien, offene Lauben und vorgekragte Geschosse mit ihren Strebebalken noch erhöht wird. Auch landeinwärts ist die Holzbauweise, in deren Formengebung sich älteste Volkskunst erhalten hat, von den einfachsten bis zu den reichsten Arbeiten noch vertreten, links des Rheines, in der Eifel und auf ihren Abhängen und ihrem Vorgelände, rechts im Westerwald, an der Sieg und im bergischen Lande. Rheinabwärts zieht sich der Fachwerkbau noch bis in das Mündungsgebiet der Erft. Dort macht ihm schon der Backsteinbau mit seiner hellen Fugung den Raum streitig, der, je weiter man nordwärts kommt, desto häufiger angetroffen wird. Die Dorfstraße in Holtum (Kr. Erkelenz) zeigt z. B. neuere Backsteinbauten, die für das niederrheinische Backsteingebiet bezeichnend sind. Freilich früher war der Fachwerkbau auch am

unteren Niederrhein, im Klever Lande, stärker. Die Ausmauerung der Gefache mit Ziegeln ist ebenfalls beliebt und bereits im Landkreise Köln wahrnehmbar. Ein anderes Steinbaugebiet sondert sich im Südwesten des Rheinlandes in den sandsteinreichen Eifelgebieten deutlich ab, südlich einer Linie, die von Pommern—Clotten an der Mosel über Kelberg, Hillesheim nach Malmedy zieht. In dem Unterschied zwischen dem ripuarischen Fachwerkbau und dem Steinhause der Moselfranken kommt nicht bloß die Rücksicht auf etwa bequem zur Hand liegenden Baustoff zur Geltung, sondern auch der Einfluß hier des urfränkischen Holzbaues, dort des keltoromanischen Steinbaues.

Soweit die Fachwerkhäuser am Rhein und an der Mosel Weinbauern gehören, sind sie der Tätigkeit ihrer Besitzer gut angepaßt. Vielfach dient das Erdgeschoß mit seinem besonderen Eingange von der Straße her als Weinkeller oder auch als Stall. Oft führen dann mehrere Stufen zum Hauptgeschoß empor, in dessen unterem Stockwerke der Hauptraum mit dem Herde und die Wohnstube liegt, wenigstens bei älteren Häusern. Die Ausstattung in Küche und Stube ist meist einfach, aber anheimelnd. Das gilt von allen Teilen des Rheinlandes.

Bei den eigentlichen Ackergehöften ist die Stirnseite des Hauses nach dem rings umschlossenen Hof gerichtet. Auf diesen führt von der Straße ein großes, zweiflügeliges Tor, das die Fuhrwerke benutzen. Für die Leute ist in den einen Torflügel eine Tür eingeschnitten, oder ein Törchen liegt nebenan. Wer Einlaß begehrt, muß den Türklopfer[21] nehmen. Das meist zweistöckige Wohnhaus selbst betritt man seitlich vom Hofe her durch eine niedrige, in halber Höhe quergeteilte Haustür. Die obere, tagsüber meist geöffnete Hälfte, an der auch der Klopfer oder Nachtsklöpper sitzt, wie man in Prüm in der Eifel sagt, läßt Licht und Luft in das Innere des Hauses strömen. Der untere, gewöhnlich geschlossene Teil, „et Jadder", Gatter, verwehrt dem Fremden den freien Eintritt. Früher knüpften sich an das Gatter manche Rechtsbräuche. Wer nicht duldete, daß der Zinsheber über die Schwelle des Hauses trat, reichte den Zins über das geschlossene Gatter (Gatterzins). Heute knüpfen sich noch sprichwörtliche Redensarten an das Gatter. Von einem Hause, in dem ein heiratsfähiges Mädchen wohnt, heißt es südlich von Adenau: „Bär (wer) en Jääs om Stall hät, moß leide,

dat em dä Bock üweret (über das) Jatte seit (sieht)". Die Haustüren sind mitunter hübsch geschnitzt, und es gibt Orte in der Eifel, in denen fast jede der Bauerntüren in reizvollem Wechsel anders gearbeitet ist. Sehr verbreitet ist die Sitte, in den Türsturz oder in einen anderen gut sichtbaren Balken das Jahr der Erbauung des Hauses und die Namen der Eheleute, die das Haus bauen, einzuritzen; ein biblischer oder ein anderer frommer Spruch wird oft hinzugefügt, etwa: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut", nicht selten ein lateinischer, z. B. Pax intrantibus, Salus exeuntibus. Manchmal gibt der Erbauer seine Ansicht über die Baulust kund. So urteilt eine Hausinschrift bei Kempen am Niederrhein: „Bauen ös en Lost, mar (aber) vürut gewost, nüts hey ech begost" (begonnen). Andere Inschriften dienen den Gästen zur Lehre. An einem Hause in Linz am Rhein steht geschrieben:

„Wär goder meinung kommt herin,
där sall mer gants willkommen sin.
Wär aver andersch kom hervür,
där blief mer lever fur der thür." [22]

Vor der Haustürschwelle liegt der Türstein, der im bergischen Lande und ebenso im Kölner Bereich Dörpel oder Dürpel heißt und schon in der Lex Salica gegen 450 n. Chr. als duropilus erscheint [23]. Nach ihm wird einer, der insgeheim ein- und ausgeht, um Aufträge auszurichten, Dörpelsdräjer genannt. Ein mit der Öffnung nach unten gekehrtes Hufeisen an die Haus- oder Stalltür zu nageln, ist noch bis heute gebräuchlich.

Beim Eintritt gelangt man zuerst in die Küche, den ältesten Teil des Wohnhauses und noch lange das Ein und Alles im Bauernhause, et Hus (ripuarisch) oder et Hous (moselfränkisch) schlechthin, im Westerwald E.ern genannt. Am ganzen Niederrhein heißt die Küche Vorhaus, so auch in Köln bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts [24]. Ihr Boden ist vielfach noch mit Bruchsteinen oder unregelmäßigen Steinplatten belegt, zwischen denen sich oft breite Fugen hinziehen. Meistens ist in der Küche die Treppe zum Obergeschoß und Dachraum untergebracht.

Früher loderte in der Küche das Herdfeuer offen empor. An ihm ließ sich's beim Sprühen der Funken und Knistern der Scheite

besser erzählen und auch träumen als am modernen geschlossenen Sparherd. In Eschfeld in der südwestlichen Eifel gab es noch 1916 ein Haus, in dem die Bäuerin auf offenem Feuer an der „Hoël" kochte, aber in verkehrtem Stolze erzählte: „Minne Maan, dä keeft eweil ne modsche Haard." Die Feuerstätte bildeten zwei Basaltsteine oder eiserne, oft künstlerisch gestaltete Brandruten oder Feuerböcke, auf denen die Holzscheite lagen. Das offene Feuer wurde durch ein etwa vier Fuß langes Blasrohr mit weitem Mundstück angefacht. Über dem Feuer schwebte an einem sägeartig gezahnten, im Rauchmantel hängenden Eisenblatt, der bekannten, überall verbreiteten Hääl oder Haal[25], auch Hoal, Hoël oder gar Hiil, der eiserne Topf mit drei Beinen, Grop und Groop im Agger- und Wuppertal genannt und ähnlich in der Eifel Gropen, bei Andernach und in Cochem an der Mosel Growe (Abb. 22). Mit Hilfe eines Sperrhakens konnte der Topf oder Kessel hoch und niedrig gehängt werden. Die Hal hing an einer Querstange aus dem Rauchfange oder an einem kunstreichen Traggerüste. Es gab auch zwei- oder gar dreiteilige Halgerüste, die um eine Achse drehbar waren. An die Hal und die Feuerstätte knüpften sich bestimmte sittenmäßige Handlungen. So versinnbildete das Auf- und Niederlassen des Hakens die Übergabe eines Hauses oder Hofes[26].

Über dem offenen Herdfeuer breitete sich, einem umgestülpten Trichter vergleichbar, von oben her der Rauchmantel, Bausen (Bossem, zu Busen) aus, welcher den Zweck hatte, den Rauch aufzufangen (Roochfang) und in den am oberen, engen Ende des Bausens anschließenden Schornstein zu leiten, weshalb er auch „Schoarmoantel"[27] hieß. Quer durch diesen mantelartigen Überbau waren Holzstäbe gespannt, an die nach der Schlachtung die leckeren Fleischstücke und Würste gehängt wurden, also ins Räuchers (Rööchers), auch Haarscht und Haarschden genannt[28]. Von dem durchziehenden Rauch umstrichen, wurden diese allmählich zu „Dauerware" umgestaltet und nach einiger Zeit aus dem „Schornstein" in die Vorratskammer gebracht. Wo das offene Herdfeuer schwand, verlor auch der alte Rauchfang seinen Zweck. Freistehend mündet jetzt die Ofenpfeife des neumodischen Herdes nach oben in den alten Herdmantel und Schornsteinschacht.

In alten Bauernhäusern des Hochwaldes und der Südwesteifel befindet sich in der Küche auch der Brunnen; an einer fest-

stehenden Winde wird der Eimer mittels Kette hochgezogen. Dieselben Bauernhäuser weisen auch einen großen, aus Kalkstein gehauenen Trog auf, in dem die Wäsche gebaucht, d. h. mit Asche von Buchenholz (vgl. westfälisch bueken oder buiken, Wäsche bauchen), gekocht wird; nach diesem Verfahren wird das Linnen in wenigen Stunden „schlohweiß". Die Holzasche liefert die „Äschekaul" (Aschgrube) unter der Backofentür [29].

Ein besonderer Backofen stand oder steht noch heute neben dem Herde in der Küche selbst. Ist die Küche klein, so steht er in einem besonderen Raume neben der Küche oder tritt als kleines Backhaus, Backes, vor dem Hause an der Straße zutage (Abb. 8 u. 15). Seine Front liegt dann aber jedesmal in der Küchenwand nahe dem Herde. Wo der Backofen überhaupt fehlt, hilft ein Nachbar aus oder das Gemeindebackhaus.

Von den eigentlichen Geräten gilt der Tisch als ein besonders wichtiges Stück. Unter der vielfach noch ungehobelten mächtigen Eichenplatte sitzt oft in halber Höhe des Tisches eine zweite Platte. Bis in die neuere Zeit hinein kannte man an der Erft wie im Bergischen auf größeren Höfen den „Töllerdösch", einen Tisch mit dicker Platte und tellerartigen Vertiefungen, in die das Essen für das Gesinde geschüttet wurde. Das Fleisch wurde auf einem vierkantigen Brettchen oder auf Holzscheiben geschnitten. Nicht selten sind die Tische, die gleichzeitig als Backmulde dienen. Bei diesen Tischen kann die Platte abgehoben werden; unter ihr zeigt sich dann die Mulde. Zum Tisch gehörte und gehört vielfach noch in Eifeler Küchen der Sidel, eine breite hölzerne Sitzbank mit Armlehnen, deren Sitz zugleich Kasten für Holzvorrat oder andere Dinge ist. Der Sidel hatte besonders seinen Platz am offenen Herde und war den Alten vorbehalten. Nirgendwo fehlt in der Küche die Schottelenbank, die vielfach über dem Melechschaaf angebracht ist, oder das Schottelbrett, das an der Wand hängt. Döppe, Schottele, éade und zinne Kompe füllen meist drei Reihen. Das Zinngerät und auch Kupferwerk bildete immer den Stolz der Hausfrau und wurde regelmäßig und mit peinlicher Sorgfalt gescheuert. Unter dem Kupferwerk fielen, wenigstens früher, Stand- und Hängetöten (Töete, Teute) auf, uralte gemeindeutsche Gefäßformen für Wasser, Milch und andere Flüssigkeiten. Oft ist in die gemeinsame Wand von Küche und Wohnstube eine Anrichte

eingebaut, die ebenfalls Geschirr bewahrt, und auf der man auch die Speisen vor dem Auftragen anrichtet. In der Küche oder Stube hat sonst ein Schrank, Brotschrank, seine Stelle; im Moselgebiete heißt er „Schank“, nördlich der Ahr „Schaaf“ und am rechten Niederrhein „Schaap“, am linken „Koos“ oder „Kaas“. Wo noch nach alter Weise die Butter gemacht wird, da findet man in der Küche auch das Butterfaß, de Bottekiën. Ein „botterqwerns mit yrem stoessell“ und „eyn haspel“ steht im „spyngen“ (Spindchen) nach einer Erwähnung von 1593 (vgl. das Folgende).

Wie früher ein Eifeler Herd- und Küchenraum (Vorhaus) eingerichtet und ausgestattet war, geht aus dem Inventar des Pfarrhauses in Heimbach bei Nideggen vom Jahre 1593 hervor[30]. Es heißt wörtlich: „Im hauis zwo gegosner brantroisten, eyn eysern hael mit eynem henghange, eyn sedel, zweyhen groisser schragen mit lehnen, zwehen kleyner schragen, eyn dischgen an der sedeln, eyn kobbanck (wohl statt kochbank) oder schaeff in die wandt gmacht.“ An Geschirr werden meist einfache Dinge aufgeführt in einer besonderen Gruppe: „Fur ym hauis 2 kesseln, eyner van 12 quart, der ander van 88 quart; dry erden kochduppen, 3 milchplatelen (durchgestrichen), 1 schotelkorf, 4 eszschoteln, 8 ronder hultzen tellern, 1 kannenschaff, 1 resselbret, 2 smanckzynckger, 1 groisz drovenzynge, 1 kleyn scharreffbrett, 3 zerbrochner eysern kochduppen“ [31].

Das fränkische Bauernhaus hat neben der Küche noch einen selbständigen Raum, die Wohnstube, Stuf oder Stof.

In die Stube gelangt man durch eine meist niedrige Tür von der Küche aus. Vielfach hat die Stubenwand, hinter der in der anstoßenden Küche das Herdfeuer brennt, einen Ausschnitt oder Hohlraum, eine Art Nische, für die man nur ganz vereinzelt noch die Bezeichnung Taken oder Tak, im Bergischen auch Zake oder Zakloch, und sonst, z. B. am Siebengebirge, Zagge hört[32]. Der Raum ist zwei bis drei Fuß breit und mit einer in die Wand gefügten Eisenplatte bekleidet (Abb. 27). Eigentlich ist diese meist mit biblischen Darstellungen geschmückte Platte der Take oder Zake, und von ihr hat die ganze Nische ihren Namen. Unten manchmal durch eine Öffnung durchbrochen, leitet sie die Herdwärme aus der Küche in die Stube und vermittelt besonders für die kühlen Frühjahrs- und Herbsttage behagliche Wärme. Wegen seiner Behaglichkeit

war der Ort besonders bei den älteren Gliedern der Familie sehr geschätzt. Hier saß der Großvater, et Hiërche, im Sörger (Lehnstuhl) und rauchte seine Pfeife; des Abends versammelte sich gern die ganze Familie um den Taken. In ihrem obersten Teile bildete die Nische vielfach einen Wandschrank, Takeschaaf oder einfach Tak. Ursprünglich war der Taken allein die Wärmanlage für die Wohnstube; später wurde ein gußeiserner, vielfach von der Küche aus bedienter Standofen hinzugesetzt. Der Ofenraum verlor allmählich seinen alten Namen Taken, und andere, wie Käntche (Adenau) oder Oowesköt (Ahr und nördliches Gebiet), ersetzten ihn [33]. Der Zaken war manchmal so groß, daß ein Bett darin Aufstellung finden konnte; seine Höhe betrug dann wohl anderthalb Meter. Ein solcher Zaken war bis vor einigen Jahren noch in Alzenbach bei Eitorf an der Sieg zu schauen. Die in Much gebräuchliche Redensart „die Frau im Zaken haben," d. i. im Wochenbett, deutet auf die größere Einrichtung hin.

Die übrige Einrichtung der Wohnstube war und blieb bescheiden, aber deftig bis heute. Außer einem schwergebauten Eichentisch enthält die Stube vor allem die lange Bank, die sich von einer Ecke der Wand bis in die andere zieht und Rücken- und Seitenlehne hat. Auch trifft man Bänke ohne Armlehne, aber mit um so schönerer Rückenlehne in durchbrochener Arbeit. Aus mancher Bank läßt sich ein Tisch oder gar ein Bett machen, je nachdem man ihre Rückenwand umklappt oder den Sitz aufhebt. In der Gemeinde Herchen an der Sieg waren z. B. Bett- oder Kastenbänke im Gebrauch, deren Sitz und Vorderteil abends heruntergelassen wurden. Zwei Kinder konnten dann in ihr zum Schlafen unterschlüpfen. Die verschiedenen Stubenbänke geben Zeugnis von alter rheinischer Volkskunst [34]. Das S. 59 erwähnte Inventar von 1593 führt als Ausstattung „in der stoffen" an: „Eyn tafel (Tisch), eyn eichen sydel mit eyner groisser lehnen, noch eyn eichen kist (Truhe), noch zwehen deile (= dille, Bretter), noch eyn banck, eyn ophevende bonte schotel, eyn groisse fyne flucht (Feuerzange)." Ein wichtiger Gegenstand, die Hausuhr, findet sich entweder in Schwarzwälder Art oder als lange, schmale Kastenuhr in der Stube. Sehr humorvoll meldet eine große Kastenuhr in Hückeswagen im Bergischen: „Ek on ming Tring, trecken an eng Ling" [35]. Auch andere Hausgeräte tragen vielfach

Inschriften, die den Ehestand oder ihren besonderen Zweck treffen. Wie in der Küche, so gab es auch in der Stube einen Hal, den Stuben- oder Lampenhal. Dieser Lampenhaken hatte einen Leiter oder Lenker, den „Häälleeder“, der unter der Decke oder an einer Wand der Stube durch ein Gewinde befestigt war. Er konnte also leicht hin- und herbewegt werden und mit ihm die kleine Öllampe, die an ihm hing. Die Erinnerung an den Lampenhal bewahrt ein Spruch aus Elberfeld: „Michial (29. September) hängt de Schnieder et Leit (Licht) ant Hial.“ Die sonst schmucklose Wand der Stube ziert in katholischen Bauernhäusern ein Kreuz oder Heiligenbild; über der Tür hängt geweihter Palm, manchmal auch nach Art der Tiroler Herrgottswinkel in einer Ecke. In dem Wohnraum wohlhabenderer Bürger früherer Jahrhunderte prangte der aus den südlichen Niederlanden eingeführte Tresor (tritzoir, tresoer) oder Zierschrank mit gestickten Deckchen (twelen) belegt und mit Zierkannen geschmückt[36]. Selten verlor er sich aufs Land. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bürgerte sich allgemein ein ähnliches Schränkchen ein, „et“ (das) Vertikow.

Küche und Wohnstube bilden vielfach e i n e n Raum, freilich mehr in den kleineren Bürgerhäusern in der Stadt als im Bauernhause. In dieser Zeit der Wohnungsnot ist diese Verbindung unter dem Namen Wohnküche wieder zu Ehren gelangt. Die Stube oder der Wohnraum oder auch die ganze Wohnung, das ganze Haus, nennt der Volksmund auch „et Denge“. Wer z. B. krank ist, muß „em Denge bliive“. Außer der Stube gibt es in den meisten Bauernhäusern noch einen besonderen Raum, vorzugsweise die Kammer genannt. Sie stößt entweder unmittelbar an die Stube oder liegt der Stube gegenüber an der anderen Seite der Küche oder ist „(b)oven op“, im Obergeschoß untergebracht, falls beide Räume zur Seite der Küche Stuben sind. Überhaupt ist die Zahl und Lage der Stuben und Kammern um den Küchenraum nach den Gegenden und ihren Hausformen verschieden.

Die Kammer dient gewöhnlich als Schlafraum und heißt dann auch wohl besonders Schlafkammer. Das Wort Schlafzimmer hätte man wohl noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts in rein ländlichen Teilen vergeblich gesucht. Die Ausstattung dieses Raumes ist durchweg einfach und nicht selten noch von alter Überlieferung. In nicht wenigen Eifeler Schlafkammern trifft man nämlich noch

das alte Bett mit den im Hause selbst gesponnenen und gewebten Vorhängen, hinter denen sich der Schläfer den allgemeinen Blicken entzog (Abb. 28). Das ist auch heute noch nötig, wenn das Bett in der Wohnstube selbst steht, das Haus also keine besondere Kammer hat, wie es wirklich hier und da noch, z. B. in kleinen Bauernhäusern der Südwesteifel oder am Siebengebirge, der Fall ist. Die alten Betten hatten oder haben manchmal noch unter sich eine Art Schublade, die abends herausgezogen wird und auf kleinen Rollen in die Stube oder Kammer fährt, Renner genannt, als Bett für die Kleinen verwandt. Das Bett mit Renner war wohl ursprünglich in den städtischen Bürgerhäusern im Gebrauch und ist z. B. für Köln durch Angaben in Inventaren und Testamenten oft bezeugt. Ähnlich ist das geschnitzte oder gedrechselte Himmelbett mit Fußbank oder Kniebank aus der städtisch-bürgerlichen Einrichtung herübergenommen. Das Inventar von 1593 führt es ebenfalls auf: „Op der schlafkammer, eyn geschnitzelt eichen betstait mit erem hemel und fuesbanck.“ Bauern- und Bürgerhäuser standen überhaupt wie hinsichtlich der Bauart und Baustoffe, so auch der Einrichtung und Ausstattung der Räume in ursprünglichem und wohl kaum jemals unterbrochenem Zusammenhange. Volkstümlich in Stadt und Land war immer auch die Truhe, gewöhnlich einfach Kiste genannt, im Saarlande Lade (Lad). Eine besondere bessere Art war früher die gegiebelte, d. h. mit Giebeldeckel anstatt des platten Deckels versehene Kiste. Ein (mit Eisen) beschlagener und verschließbarer Eichentresor (eyn eychen beschlagen und schloessig trezoer), der nach dem Heimbacher Inventar von 1593 „op der schlafkamer“ steht, ist vielleicht nicht ein Prunkschrank, sondern eine besonders schöne Truhe gewesen. In den Dörfern der vulkanischen Eifel und auch in anderen Teilen des Rheinlandes dient die „Kiste“ noch heute zur Aufbewahrung von Kleidern, Tüchern, Leinen und Schmuck und steht unter dem Namen de Keß oder Koß in der Kammer oder in der Stube. Auch als Behälter für die sich ansammelnde Aussteuer wird sie gebraucht. „Dat es för de Keß“ heißt es, wenn man dem Mädchen oder der angehenden Braut etwas zur Aussteuer schenkt. In vielen rheinischen Bauernhäusern hat die Truhe dem „Kleederschaaf“ weichen müssen, wie in der Stadt schon längst und ganz allgemein. Ärmere Bauern und Bürger begnügen sich freilich

auch mit dem „Knopbrett" an der Wand zum Aufhängen der Kleider.

Südlich und nördlich der Mosel im Trierer Lande, in der Eifel[37], im Bergischen, an der Niers findet sich noch in alten Häusern die Webkammer (Abb. 33 u. 34), ein enger Raum, in dem gerade Platz war für den Webstuhl[38] und die Person, die ihn besorgte, meist die Frau oder Tochter des Hauses. Anders freilich ist und muß der Raum dort sein, wo das Weben Gewerbe ist (Abb. 10).

Im Rheinlande gehörte das Spinnen und Weben ebensogut zum Hauswesen wie das Backen und Schlachten. Je nachdem die Schafzucht blühte oder der Flachsbau, wurde Wolle verarbeitet oder Flachs und Hanf zu Tuch, Leinen oder Tirtich (auch Tirtei, leinene Kette mit wollenem Schuß, auf dem Hunsrück Deerte, sonst auch Warp oder Beiderwand genannt). Bettziechen, Hemden, Kittel, „Hosse" (Strümpfe) und Arbeitskleider verfertigte das Landvolk überall sich selbst so lange, bis die Baumwolle und die mechanische Spinnerei dieses Hausgewerbe vernichtete. Beim Spinnen bediente man sich verschiedener Spinnräder, von denen ein wagerechtes, die „Geiß", ein schräges und hochgebautes, der „Bock", im Laufe der Zeit als feststehende Formen sich herausbildeten. Noch sind die schnurrenden Räder nicht völlig verbannt, vielmehr zu neuen Ehren gekommen (Abb. 56, 57).

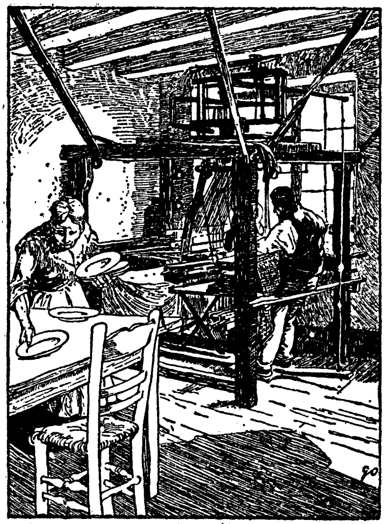


Abb. 10. Arbeiter am Webstuhl (Wermelskirchen, Bergisches Land).

In neueren fränkischen Bauernhäusern gelangt man beim Eintritt nicht mehr unmittelbar in die Küche, sondern in einen Hausflur oder Jang, Huusjang, der vielfach das Erdgeschoß in zwei Teile teilt. An diesem Gang liegen die Türen zu der Küche und den Wohnräumen. Der Hausflur heißt noch

an der unteren und mittleren Sieg und im Kreise Altenkirchen Eern.

Aus der Küche oder dem Gang führt eine Treppe, oft eine enge Wendeltreppe mit hübschem Geländer und Anfangspfosten, zum Obergeschoß, in dem noch Kammern untergebracht sind; bei kleineren Häusern geht die Treppe unmittelbar in den ungeteilten Dachraum. Aus der Leiter hervorgegangen, hat sie noch vielfach eine dieser ähnliche einfache Form ohne Stoßtritte. Manchmal besteht die Spindel der Wendeltreppe aus einem einzigen Eichenstamm, der von der Küche bis zum Speicher reicht. Dieser heißt am Ostrande des Rheinlandes, im Bergischen und weiter nördlich Older oder Auler, auf der linken Seite vom Norden bis in die Erftniederung Söler oder Sölder, im Landkreise Köln und weiter bis zur Ahr Löuf oder Löv (Laube); an der Mosel hört man Speicher und in der Südwesteifel Estrich, während von Mayen bis Boppard der Dachaufbau mit der Fensteröffnung für das Heu Zwerchhaus, Querhaus, genannt wird, weil er quer zur Richtung des Firstbaumes steht.

Das Dach ist bei den fränkischen Häusern ein Sparrendach; es wird von den Käfere oder Käpere, Sparren, getragen. Früher war es durchweg mit Stroh gedeckt, während heute Panne, Dachpfannen (Ziegel), vielfach auch Leie (Schiefer)aufliegen. Wird später einmal das Dach mit Leien oder Schiefern neu gedeckt, so meldet sich wohl der Leiendecker mit dem ersten oder dem letzten Schieferstein bei dem Hausherrn. Der Kölner Ratsherr Hermann Weinsberg (1518—1598), der 1582 eines seiner Häuser nach der Straße zu mit Leien, nach der Hinterseite mit Strohschauben decken läßt, notiert in seine Ausgabenrechnung: „item 28. Aprilis meister Christoffel leidecker mit dem knecht vor den eirsten stein drinckgelt 12 albus“[39]. Im Jahre des Heils 1920 jedoch brachten die Dachdecker, die in Crommenohl (Kreis Wipperfürth) ein Haus neu gedeckt hatten, die letzte Schieferplatte, auf der sie das Reimchen eingeritzt hatten:

„Das Dach ist fertig, fix und fein,
Es kommt kein Regen und Schnee mehr ein.
Gott woll's bewahren und schützen
Vor Donner, Hagel und Blitzen.



Abb. 19. Mühle (Mörs),
im Vordergrunde Grafschafterin.

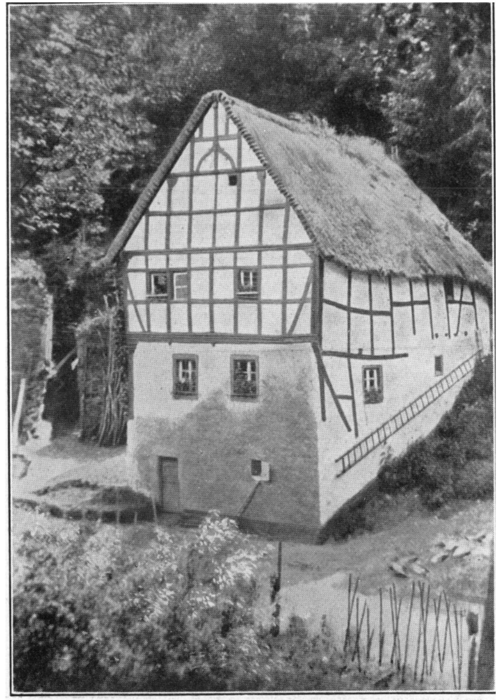


Abb. 20. Fachwerkbau mit Strohdach und Steinsockel,
Eifel (Niedermanderscheid).

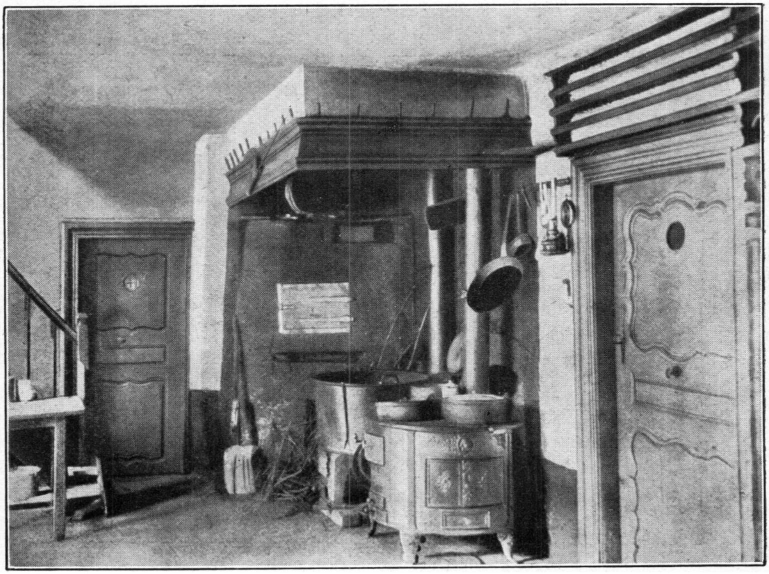


Abb. 21. Küche (Eifel) mit alter Schornsteinanlage.

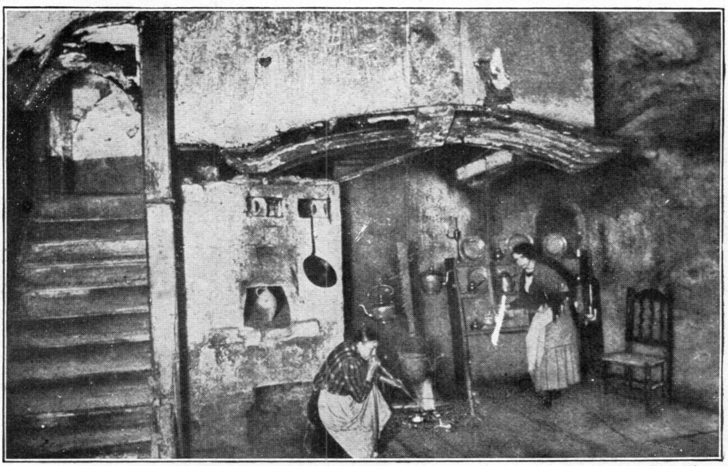


Abb. 22. Küche mit alter offener Feuerstätte und Kesselhoal, Eifel (Lissingen).

Hier bringen wir Ihnen den letzten Stein,
Der soll von Ihnen genagelt sein.
Sollt's Ihnen nicht gelingen,
Wird ein Trinkgeld es vollbringen" [40].

Das Strohdach sieht man wohl noch in abgelegeneren Teilen der Eifel (Abb. 15, 17, 18, 20). Manchmal ist es an der Wetter- oder Schlagseite tief zur Erde herabgezogen. Den Raum an dieser nennt man auf dem Hunsrück „Nerlos", im Siebengebirge „Niderloos". Wie volkstümlich das Strohdach war, erkennt man daran, daß es sich auch auf städtischen Wohnhäusern noch verhältnismäßig lange erhielt. In Köln wurde das Strohschaubendach durch Bauordnung um 1600 nicht mehr zugelassen. Indessen mußte das Verbot noch 1665 erneuert werden, ein Beweis, daß man sich von dem alten Strohdache schlecht trennen konnte [41]. Wo die beiden Dachflächen zusammenstoßen, auf dem Firste, sind gewöhnlich Rasenstücke aufgelegt. Auf diesen wie sonst auf dem moosbewachsenen Strohdache sieht man gern das Donnerkraut, im Hunsrück auch Gewirregras (Gewittergras) genannt, oder Daachlöfje, Huuslöfje an der Ahr und bei Köln, oder Huusluerk bei Remscheid und Hüslook am Niederrhein. Denn „ene jrön Daach schleit dr Blets nit en", wie das Volk meint [42].

Einen großen Teil des Hofes nehmen die Viehställe ein. Bei ihnen fällt die zweischlägige Tür auf; sie ist ähnlich der Tür am Wohnhause quergeteilt. Der meist geöffnete obere Teil dient der Lüftung, der geschlossene untere Teil verwehrt den Zugang und das Auslaufen des Viehes. Unter der Schwelle wurden Teile vom Krautwisch oder Palm eingegraben. Im allgemeinen hält der Bauer den Stall halb dunkel und sorgt, daß durch Luftzug Fliegen der Aufenthalt verleidet wird. Er sieht es gern, wenn ein Schwalbenpaar in seinem Stalle nistet. Den Boden belegt er mit Steinen und versieht ihn mit Rillen und Rinnen zur Aufnahme und Ableitung der Jauche. Im Kuhstall trifft man meist auch den „Sedel" des Hühnervolks oder den „Heinerbodem" (Saarland), also den Hühnerstall. Durch die Stallwärme werden die Hennen veranlaßt, frühzeitig Eier zu legen. Nicht zu vergessen ist der Raum über der Stallung, der Heustall. Dem über die Stalltür genagelten Hufeisen schreibt das Volk die Kraft zu, Zauber und

Unglück abzuwehren. Noch vor zwanzig Jahren sah man am Niederrhein im Kreise Mörs Eule und den ihr verwandten Bussard ans Scheunentor genagelt als zauberische Abwehr gegen Blitz und Feuersgefahr.

Bei der Scheune im Hintergrunde des Hofes oder Hauses unterscheidet man mehrere Teile. In der Mitte liegt die festgestampfte Tenne oder der Dreschraum, „dä (der) Denn" oder auch „et (das) Denn", und rechts und links davon ein Raum zur Aufnahme des Getreides, die Nebentenne, Wääsch oder je nach der Gegend anders bezeichnet. Über die Tenne sind öfter Stangen gelegt, die einen neuen Raum bilden helfen, die Übertenne, deren Bezeichnung je nach der Landschaft verschieden ist, z. B. Gack bei Wittlich, Ooverdenn oder Sus an der Erft, Schlees im Bergischen. Auch sie dient noch zur Aufstapelung von Frucht. Die Haupttenne hat wegen der Einfahrt und des Dreschens hohe Balkenlage, die Nebentenne dagegen tiefere, damit möglichst viel aufgestapelt werden kann. Oft genug reicht die Scheune nicht hin, den Segen des Feldes zu fassen. Es werden dann besondere Fruchtschober, „Bärm", draußen hingesetzt. (Vgl. auch S. 204.) Schuppen für Holz und Ackergeräte, manchmal einfache Wetterdächer, gehören zu den Nebengebäuden (Abb. 6).

Der Bau des eigenen Hauses erscheint dem Volke mit Recht noch als ein besonderes Ereignis. Er beginnt daher schon mit einer Feier beim Legen des schön geschmückten Grundsteins, in den man „Dokumente" der Zeit, auf dem Lande auch wohl gesegnete Kräuter birgt. Hammer und Kelle, mit denen bei besonderen Grundsteinlegungen gewirkt wird, sind früher auch wohl aus Silber gewesen und wurden dann aufbewahrt. Beim „Läje van dr ieschte Steen" spendet der Bauherr oder der künftige Eigentümer des Hauses den Maurern ein gutes Trinkgeld.

Wenn auch nicht mehr wie in altfränkischer Zeit und noch über das Mittelalter hinaus der Hausherr den Bau selbst führt, so legt er doch mit Hand an. Auch wird er während des Bauens von den Nachbarn, überhaupt von den Dorfgenossen, in freundwilliger Weise unterstützt, einerlei, ob er reich oder arm ist. In der Eifel fährt jeder Besitzer eines Gespannes unentgeltlich Steine oder andere Baustoffe herbei. Andere helfen in edlem Wetteifer einen Tag oder zwei mit ihrer Hände Arbeit.

Diese nachbarliche Hilfe beim Hausbau galt immer als vornehme Pflicht und war so selbstverständlich, daß sie in den Weistümern nicht besonders betont wird. Auch im Bergischen war beim Bau der einfachen Wohnhäuser die Hilfsbereitschaft der Nachbarn stets groß. War nämlich über den Grundmauern das Holzgerüst aus Eichenbalken fertig gezimmert und aufgerichtet, so fanden sich die Nachbarn zum sogenannten Schleeverdaach ein [43].

Unter schleevern versteht man im allgemeinen jede Arbeit mit nassem Lehm, dann weiter die Ausfüllung oder Bewerfung des Holzwandgerippes mit dem besonders verarbeiteten Lehm. Ehe die Lehmarbeit beginnt, wird zuerst jedes einzelne Gefach oder Balkenfeld, d. i. der jedesmalige Raum zwischen den Balken, im Kreise Erkelenz das „Verféld" genannt, gestakt oder, wie es im Kreise Erkelenz heißt, „gestek on gefetz", im Bergischen jesteefelt on jereefelt". Dünne, feste Stäbe, „Steefeln", werden senkrecht zwischen je zwei Gefachhölzer gesteckt und zwischen und in diese aufrechtstehenden Stäbe wagerecht Ruten, „Reefele" oder „Setzklöppeln" (Kr. Erkelenz) eingeflochten. Dann beginnt die Arbeit der Hilfsbereiten. Die einen bringen Stroh und hacken es zu dem Lehm, den andere kneten; wieder andere klatschen den Lehm mit der Truffel oder Kelle von innen und außen wider die gestakten Gefache. Die Geschicktesten glätten die schnellgebildete Wand mit dem Schleeverbrett. Zuletzt wird über dem Lehm eine dünne Schicht Kalkmörtel aufgetragen. Diese Arbeit nennt man „pliestere" und den, der sie tut, „Pliester". Einfache Häuser wurden auf diese Weise in einem Tage fertig geschleevert und verputzt.

Der Schleevertag war für das Dorf wie ein Festtag. Der Bauherr gab die Zeche, und unter Singen und Scherzen floß die Arbeit dahin. Der Trunk, den überall der Bauherr spendet, und welcher der Umtrunk heißt, weil alle in der Runde aus demselben Glase trinken, ist zugleich eine dankbare Anerkennung für die nachbarliche Hilfe. Das Vergnügen gipfelt zuletzt im Kartenspiel. Früher wurde dann im Bergischen „jeklört" und „Hongschleefen" gespielt [44].

Bei größeren Häusern gibt die Aufsetzung und Aufrichtung des Dachstuhles, die Haushebung oder das Richtfest, Anlaß zur Freude und Festfeier, zur Bauhochzeit. Auf dem Firste des neuen

Hauses befestigt der Zimmermann den „Mai", ein mit Bändern, Fähnchen und Blumen geschmücktes Tannenbäumchen. Dieser Schmuck, nach dem auch wohl das Fest „et (das) Struußfeß" heißt, ist nach weitverbreiteter Ansicht zugleich ein alter Abwehrzauber; er soll Blitz und Ungemach vom Hause und seinen Bewohnern für immer fernhalten, sonst aber das Glück anziehen. Bei dem Richtfest selbst stellt sich der Zimmermann neben das Bäumchen. In einem Spruche würdigt er die Bedeutung des Augenblickes, dankt Gott und wünscht dem Bauherrn Glück. Andere Zimmerleute folgen seinem Beispiele. Ein in der Eifel üblicher Spruch lautet also:

„Kommt alle herbei, groß und klein!
Kinder, es regnet Weckebrei." (Vorspruch.)
„Fertig ist das Haus,
Gott schütte seinen Segen aus!
Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Gott bewahr es vor Feu'r und Brand!
Gott beschütze alle, die gehen ein und aus,
Halte auch alles Unglück fern vom Haus!
Der Bauherr und seine Frau soll leben
Hoch! und ein guter Imbiß daneben."

An die Bauleute werden Tabak, Zigarren, Taschentücher und andere Dinge verteilt. Ein Imbiß und Gesundheittrinken und Scherze erhöhen die Freude über die glückliche Haushebung [45].

Diese Feier der Handwerker bei der Vollendung des Dachwerks ist ein alter Brauch, den der Kölner Ratsherr Hermann Weinsberg (1518—1598) für das Jahr 1593 in Köln bezeugt, als er die Fortschritte beim Bau eines Hauses mitteilt. „Den 8. tag Maii sampstagh vor Jubilate ist das gespers (Sparrenwerk) zum leitag (Leien-, Schieferdach) durchaus uffgericht, der mey druff gesatzst und verdroncken" [46]. Nach Ausweis der alten Aachener Stadtrechnungen wurde schon 1456/57 bei der Vollendung je eines Stadtturmes und Stadttores der Mai aufgesetzt und den Gesellen, d. i. den Leuten (Zimmerleuten) ein Trunk gespendet [47].

Eine Sache von nicht geringer Bedeutung ist die Benennung des Hauses. In des Hauses Namen soll sich seine Eigenart ausprägen; der Name soll aber auch wie ein guter Geist über ihm walten.

Als 1585 Weinsbergs Neffe einen neuen Giebel gebaut hatte,

ordnete Weinsberg als Sippenältester an, „oben die straissendhur in das holtzwerck eynen drauben zu snitzelen und zur druben zu nennen, Anno domini 1585 drin zu hawen, daß sulch haus hynforter zur drauben sol genant werden“ [48]. Zur Begründung dieser Namenswahl führt er aus, die Menschen freuten sich der Traube und verlangten nach ihr. So möge Gott geben, daß man dem neuen Hause sich zuneige wie der Traube, und daß ihm ein glücklicher Erwerb beschieden sei. Vernünftigerweise fügt er hinzu, daß es am Hause oder Hausnamen allein nicht gelegen sei. „Es will mit an den inwonern gelegen syn.“

Die Bezeichnung des Hauses richtete sich in der frühesten Zeit nach der Lage und Beschaffenheit des Grundstückes, nach äußeren Kennzeichen des Baues, nach dem Gewerbe, das in ihm betrieben wurde, nach dem Namen des Besitzers oder Bewohners und dessen Herkunftsort. Derartige Hausbezeichnungen bildeten sich im Munde des Volkes ganz von selbst und sind noch auf dem Lande lebendig. Mehr künstliche, von einzelnen gewählte und durch Zeichen sichtbar gemachte Hausnamen sind wohl erst in der Stadt und viel später entstanden, in der Stadt dann aber auch durch Numerierung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts abgekommen. H a u s n a m e n und Hauszeichen waren und sind vornehmlich am Rhein zu finden, während in den meisten niederdeutschen Gegenden die Haus m a r k e vorherrschte und noch herrscht. Für Köln sind einige wenige Hausnamen schon aus dem 12. Jahrhundert nachzuweisen. Seit dem 13. Jahrhundert fließen die Belege immer reicher [49]. Sehr zu beachten ist, daß die Hausnamen auch einzeln ihre Entwicklung hatten und im Munde des Volkes vielfach anders lauteten als in amtlichen Eintragungen. Neben sehr derben, dem Volke geläufigen Namen stößt man auch auf harmlos heitere oder spöttisch klingende. Nach Weinsbergs Mitteilung hieß um 1555 in Köln ein ganz kleines, unscheinbares Eckhäuschen an der Hohepforte, einem Hauptverkehrspunkte, „von spott“ der „Trutzenberg“ [50].

Beendigt ist der Hausbau eigentlich erst mit der Hausweihe und dem Einzug. Die Einweihung vollzieht die Kirche wie seit alters noch heute hier und da.

Christliche Sitte will es dann auch, daß zuerst Brot und Salz und das Kruzifix in die neue Heimstätte gebracht werde. Es

soll niemals am Notwendigsten im Hause fehlen und Gottes Segen auf ihm ruhen. Nach dem Einzug ins neue Heim gibt der Hausherr den Nachbarn und Verwandten ein Fest, den „Entüch" (Einzug, Niederrhein).

Auch diese Feier kann man für das Rheinland weit nach rückwärts verfolgen und belegen. Der bereits erwähnte Kölner Ratsherr Hermann Weinsberg, der 1566 mit seinen Verwandten in Dormagen, dem Heimatsorte der Mutter, ein Häuschen als Stätte der Erholung und Zuflucht vor ansteckenden Krankheiten hatte errichten lassen, erzählt, wie er mit seinen Angehörigen zu Dormagen gewesen sei, wo sie „eyn gasterei zugericht, den zolner und syn frau, den pastoir und ander frunde zu gast gehat und den newen baw bedroncken und ingeweihet hätten, auf daß es nu fortan das Winsberchs gut zu Dormagen sol heischen" [51]. Auch in Köln selbst wurde, wie übrigens bis in unsere Zeit, die Hausweihe gefeiert. Derselbe Hermann Weinsberg geht wiederum mit seinen Angehörigen zu einem Verwandten, der sein Haus neu aufgebaut hat, „schenken" und „die wände begießen", d. h. man schenkt ihm Wein, den sie dann alle gemeinsam in fröhlichem Beisammensein bis in die späte Nacht trinken. Sie mögen eine Zeremonie der Einweihung durch Ausgießen einiger Tropfen Wein oder durch Bespritzen der Wände vollzogen haben. Auch beim Wechseln der Wohnung beobachtete man den Brauch. „Anno 1559 den 2. octobris, als Georgen Volckwyn vur Sant Mattheiß (Straß) in die Merkatz (Haus) gefaren ist zu wonen, ist myn hausfraw mit myr und meister Bernt goltsmidt mit syner hausfrauwen da schencken gewest, die wende begossen; dan er war uiß dem Roch (Haus) am Maltzbuchel dar hyn gezogen, da er zwei jar gewont hat." Ihm selbst taten die Nachbarn die Ehre an, als er sich 1565 mit der Wohnung veränderte: „Anno 1565 den 28. Decembris uff der kynder tag sint myn alte nachparn am platz (Rathausplatz), den ich die letz (Abschiedstrunk beim Verlassen der alten Wohnung) geben hab, bei mir zu Cronenberch schencken gewest und mir gluck im neuwen stait und veranderter Wonung gewonschet . . .; sint seir frolich gewest und haben die wende begossen" [52]. Im Aggertal hielt oder hält man beim Wechseln des Heims das Kesselhakengelage, d. i. ein Imbiß beim ersten Feuer auf dem Herde.

Leider ist die alte innere und äußere Kultur des städtischen Bürgerhauses in ihrer Geschlossenheit zugrunde gegangen oder aber sehr stark zersetzt. Seit längerer Zeit ist die Zersetzung auch in die äußere Gemeinschaftskultur des Landes, in die bäuerlichen Haus- und Hofanlagen gedrungen, nicht nur da, wo eine neuzeitliche gewerbliche Entwicklung eingesetzt hat. Die Veränderung wird nicht aufzuhalten sein. Denn nach vorwärts fließt der Strom des Lebens [53].

Vierter Abschnitt.

Vom Trachtenwesen im Rheinlande einst und jetzt.

Während bei den volkstümlichen Hausformen im allgemeinen noch uralte stammesmäßige Merkmale hervortreten, fehlen den Volkstrachten, soweit sie sich in ihren wichtigsten Stücken überhaupt rückwärts verfolgen lassen, die Zeichen der Urwüchsigkeit, von Stammesmerkmalen gar nicht zu reden. Es war auch nicht möglich, daß sich die Volkstracht in derselben Form durch Jahrhunderte hindurch erhielt, da sie häufiger und viel gründlicher Veränderungen unterworfen war als jemals die volkstümliche Bauweise.

Das trifft auch die Tracht des Landvolkes, die Volkstracht im engeren Sinne. Entgegen früherer Anschauung, daß diese eine hochalte, bodenständige Kleidungsweise sei, bricht sich heute mehr und mehr die Ansicht Bahn, daß auch sie weder uralt noch urtümlich ist, vielmehr mit früheren Zeitmoden in einem gewissen Zusammenhang steht und selbst ausländischen Einwirkungen unterlag. Es muß hierbei stets betont werden, daß die Volkstracht weder gleichzeitig eine Mode mitmachte noch die Vorbilder unverändert ließ. Sie hinkte sogar den Zeitmoden so stark nach, daß sie Stücke von verschiedenem Alter in sich vereinigte. Anderseits wurden einzelne Trachtenstücke, z. B. die Frauenhaube, vom Volke nach den jeweiligen Bedürfnissen oder dem Geschmack geschickt und mit schöpferischer Kraft umgestaltet [1]. So ging die Volkstracht auch wieder ihre eigenen Wege, entbehrt also nicht der Eigenart.

Die reizvolle Fülle, die in der Volkstracht durch die wechselnden Vorbilder, durch das Nebeneinander von Altem und Neuem, durch die bewußten Veränderungen in Form und Farbe, Stoff und Schnitt, Besatz und Stickerei durch ihre Träger und Trägerinnen geschaffen wurde, entwickelte sich unter dem Einfluß der staatlichen Zersplitterung, kirchlichen Zugehörigkeit und natürlichen Abgeschlossenheit der Gegenden zu örtlich getrennten Trachtengruppen.

Starke politische Zerklüftung und mannigfache räumliche Gliederung durch Flußtäler und Höhenzüge ist mit eine Ursache gewesen, weshalb auch im Rheinlande niemals eine einheitliche Tracht, eine rheinische Tracht schlechthin hat werden können, vielmehr wie in anderen deutschen Landschaften sich räumlich begrenzte und durch bestimmte Kultur- und Verkehrsmittelpunkte beeinflußte Trachtengruppen bildeten. Diese Mittelpunkte selbst, wie etwa Trier, Köln, Aachen, Kleve oder andere niederrheinische Städte, waren sehr leicht dem Einfluß ausländischer Vorbilder ausgesetzt.

So brachte es der starke wirtschaftliche Zusammenhang des ganzen Niederrheins mit den südlichen Niederlanden, vor allem mit Brabant und Flandern, mit sich, daß einzelne Kleidungsstücke oder Macharten in die Verkehrsmittelpunkte hineindrangen und auch in deren weiterer Umgebung Verbreitung fanden. Der Kölner Ratsherr Hermann Weinsberg (1518—1598) bezeugt dies für seine Zeit in seinem „Gedenkbuch". Unter der Überschrift „Von verenderung der kleider" schreibt er zum Jahre 1596: von alters plagen die frauen in Coln wullen faelen und heucken zu tragen, auch von arners (Tuch von Arras), lang hullen bis hinden uff die foeß. Jetzs macht man seir vil brabantische heucken in Coln und flawiln (samtne) und andere hoede daruff vor den regen. Unse colnische frauen trogen auch gulden hauben, besonder die von der staet (von Stand), nuhe folgen sie den Nederlanden in der tragt umb das heubt und mit leisten [2]." Es ist die Zeit, in der Köln und andere niederrheinische Städte von flüchtigen Flamen und Brabantern als Zufluchtsstätten gewählt wurden. Nach Weinsbergs Zeit, während des 17. Jahrhunderts, ist noch an zahlreichen anderen Stellen in der Überlieferung die Rede von „brabendischen" Heuken und „brabendischen" Hüten. Die Heuken unterschied man in lange und kurze, in solche für Frauen und Mägde (Abb. 35) [3]. Und noch im vorigen Jahrhundert trugen die Bäuerinnen im Klever Lande eine Haube unter dem Namen Brabanter Mütze (Abb. 43); selbst im Hochwald trug die Bäuerin eine Spitzenhaube, genannt „Brabanter". Auch der vielgenannte blaue Leinenkittel (vgl. S. 75) wird als „Brabanter" Kittel angesehen.

Daß das Trierer Land an der oberen Mosel, das Gebiet an der

Saar und in der Südwesteifel über Lothringen und Luxemburg von französischen Vorbildern beeinflußt wurde, darauf scheinen noch heute Namen von Frauenhauben hinzuweisen (vgl. S. 79 bis 80). Französischer Einfluß erstreckte sich bis in den Koblenzer Bereich. Bis gegen 1910 bezog man in Koblenz aus St. Etienne in Frankreich Bänder, die als „Haubenzutaten" an die bäuerliche Bevölkerung des Mosellandes und der Eifel verkauft wurden [4].

Ein Überblick [5] über die wichtigsten Trachtenstücke im Rheinlande lehrt, daß in der Art der Männerkleidung ziemliche Übereinstimmung herrschte. Noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts trugen in gleicher Weise Bürger und Bauern Kniehosen mit Schnallen an der Seite und niedrige Schuhe mit kupfernen, Sonntags meist silbernen Schnallen, Rinken genannt, dazu lange Strümpfe, Hosse. Hose im Sinne von Beinkleid hieß ehedem Bruch (Brooch) und daneben seit dem 16. Jahrhundert Buxsche aus Bockshaut, woraus Box oder Bots wurde, so noch heute. Eine kurze, hochgeschlossene Weste oder ein Brustlappen und ein langer Tuchrock, der bis auf die Waden reichte, vervollständigten den Anzug für den Sonntag. Den Kopf bedeckte ein Dreispitz, am Niederrhein Stiekhoot genannt; später wurde der runde Hut, der sogenannte Brabänder (Köln), eine Zeitlang Mode. Gegen Mitte des Jahrhunderts kam der röhrenförmige Hut, der Zylinder, auch bei dem Landvolk in Gebrauch; er war schwarz oder grau und von verschiedener Form. Wegen des sehr groben Filzes zeigte er eine außergewöhnliche Steifheit. Die Sendschöffen im Mosellande trugen ihn bis in die Zeit vor 1870 (Abb. 36).

Gewisse Stände und Berufe in den Städten hielten noch während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an älterer Tracht fest. Die Kölner Kappesboore, Gemüsebauern, trugen lederne Kniehosen, die, wie die Kniehose überhaupt, ohne Hosenträger (Helpe) gehalten wurden, Rinkenschuhe und ein ärmelloses Wams, Kruffes, blauen Kittel und blaue Schürze. An Fest- und Feiertagen oder bei besonderen Gelegenheiten holten sie den langschößigen Bratenrock [6] hervor, der meist braunrot gefärbt und mit talergroßen Knöpfen besetzt war, und drückten den Dreitimp auf den Kopf, den dreieckigen Hut [7]. Diese alte Festtagskleidung, die auch auf dem Lande im Gebrauch war, ist längst verdrängt. Der schwarze Gehrock, der am Niederrhein einfach „dr Laake" (Laken =

Tuch) heißt, gilt seit einem Menschenalter bei Bürgern und Bauern als Fest- und Gelegenheitsgewand. Im Hause wurde allenthalben noch weit ins 19. Jahrhundert hinein, vereinzelt sogar noch bis um 1900, eine wollene Zipfelmütze getragen, die auch wohl draußen bei strengem Winter unter Hut und Kappe den Kopf verwahrte. Die Kniehosen wurden zuerst bei den Bürgern durch die langen Hosen verdrängt, allmählich auch bei den Bauern. An Stelle der Schnallenschuhe wurden zur langen Hose Schaft- oder Stulpstiefel getragen [8]. In Farbe, Form und Stoff gab es, namentlich bei Rock und Weste, Unterschiede, doch auch bei der Kniehose, wie die lederne der Kölner Ackerbürger und anderer im Mosel- und Saargebiet zeigen. Zuletzt, bis ins letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts, bevorzugte man in der Eifel, an der Nahe und sonstwo für Sonntags- und Werktagskleidung im Sommer selbstgewonnene und selbstgesponnene Leinwand; in der kalten Jahreszeit trug man Kleider aus Tirtei oder Beiderwand, d. h. Zeug aus zwei Gespinsten, gewöhnlich aus Leinenkette und Wolleschuß.

Das beliebteste Kleidungsstück wurde bei den rheinischen Bauern und ist es bei einigen wenigen älteren heute noch der blaue steifleinene Kittel, im Kreise Erkelenz dr blo.e Ki.el, im Monschäuer Lande (Montjoie) der ruusche Keddel genannt, weil er bei jeder Körperbewegung rauschte, in der Schneifel Eechekiddel, Eichenkittel (Abb. 36 u. 38). Selbst Leute von Rang und Stand trugen ihn gern über dem Rock, namentlich bei Gängen über Land oder bei der Jagd. Der Bauer freilich schätzte ihn nicht nur bei der Arbeit, sondern zog ihn auch sonntags an. Er hatte sogar mehrere dieser Kittel und trug den besten an den Hauptfesten sowie bei Hochzeiten, Kindtaufen und bei der Kirmes. Unter dem Kittel trug auch der Bauer stets einen Rock, welcher dann eine Handbreit herausschauen mußte. Auch wenn der Rock bis an die Knie reichte, schnitt der Kittel am Rückenende ab.

In der Machart zeigt der blaue Kittel, der seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts sich verbreitete, zwei verschiedene Formen, eine ältere längere, die bis auf die Knie reichte, und eine jüngere kürzere. Er war aus grobem Hausmacherleinen gearbeitet und zeigte ein rundes Schlupfloch zum Durchschieben des Kopfes oder öffnete sich in einem Schlitz auf der Brust. Manchmal war er vorn mit zwei Reihen Perlmutterknöpfen besetzt und zu beiden

Seiten des Schlitzes bis zum Abschluß mit geknifftem Besatz (Stoffplissee) eingefaßt. Auf den Achseln zeigt der Kittel Handstickereien, der bessere weiße, der einfache, welcher namentlich von Händlern über Land, Fuhrleuten und anderen Leuten geringeren Standes getragen wurde oder noch wird, schwarze, gewöhnlich in Kreuzstichform. Man nannte oder nennt ihn auch Brabanter Kittel, weil er wohl, wie so manches andere Trachtenstück, aus Brabant im Rheinland und weiterhin verbreitet wurde und vermutlich ziemlich alt ist.

Sehr verschieden sind die Kopfbedeckungen zum Kittel. Der niederrheinische Bauer trug und trägt noch werktags, vor allem bei der Arbeit, eine schwarze wollene Zipfelmütze, sonst eine schwarze steife Tuchkappe, die Fallkappe oder Prekelmöts. Im Monschäuer Ländchen wurden allgemein weiche, dickfilzige Kappen getragen, die am Hinterkopf in einen Lappen endigten, der bei nasser und kalter Witterung Ohren und Nacken deckte. Sonst tragen die Bauern zum bloelenge Keddel en Kapp möt em Scherm (Schirmkappe), außerdem die Eifeler en dek wölle Halsdooch, die Bergischen ein buntleinenes Tuch, dessen Zipfel über der Brust geknotet werden, während das auf den Nacken fallende Stück bei Regenwetter unter die Kappe gesteckt wird zum Schutze des Kopfes. Meist ist ein Stock aus Mispelholz, de Mespel, der treue Begleiter und die Waffe des bergischen Bauers. Nach oben verjüngt sich der Stock; am unteren Ende ist er mit Eisen beschlagen. Oben endet er in einen runden Lederknopf mit eingeflochtenem Riemchen, eine Spanne tiefer hängt ein Faustriemen, eine kräftige lederne Schlinge. Im Ernstfalle steckt der Träger die Hand durch die Schlinge, um den Stock sicher festzuhalten und zu handhaben [9].

Auch eine Spur von Fußtracht gibt es noch im Rheinlande. Am ganzen Niederrhein nämlich bevorzugt der Bauer noch den Holzschuh, dr Klomp, der wohl meist auch noch vom Bauer selbst aus Birken- oder Erlenholz gemacht wird; ehedem wenigstens gehörte seine Herstellung allgemein zum Hausgewerbe. An Stelle der Klumpen, im Bergischen Blottsche, trägt der Bauer an der Erft bei gewissen Arbeiten Holzsohlen mit Oberleder, sogenannte Hodsche, denen bei den Frauen Trippe entsprechen. Außer bei der Arbeit trägt der niederrheinische Bauer auch sonst noch den Holzschuh zu langen gefütterten Hose, obschon nicht mehr so uneingeschränkt

wie etwa der Friese, der am zähesten am Holzschuh hält. In den gebirgigen Teilen des Rheinlandes liebt man sonst schwere Schuhe, deren Sohle mit Splekköp beschlagen ist. Gern steckt der bergische Bauer die Hose in seine Schaft- oder Stulpstiefel hinein. Der Eifler schützte bei rauhen Arbeiten und schlechter Witterung Strümpfe und Hose durch Struken, leinene Gamaschen mit Lederknöpfen.

Die Trachtenstücke der Frauen und Mädchen zeigten auch im Rheinlande bis in unsere Zeit hinein mehr Wechsel und Buntscheckigkeit als die der Männer. Zwar gab es auch hier beim weiblichen Geschlecht zwischen den eigentlichen Trachtenstücken ziemlich gleichmäßig beliebte und verbreitete Gewandstücke. Das gewöhnliche Kleid des Werktages war für Frauen und Mädchen allenthalben vom Niederrhein bis zur Mosel und zu beiden Seiten des Rheines Jahrzehnte hindurch aus bedrucktem Leinen mit blauem Grunde gearbeitet, kurz et Jedröks genannt und von Blaufärbern fertiggemacht oder aus geblümtem Kattun hergestellt; zur Schonung diente eine blaue Leinenschürze mit Brustlatz. Des Sonntags trugen die Frauen früher ein Tuchkleid oder einen Tuchrock. Dieser war je nach der Gegend kurz und steifstehend, wie auf dem Hunsrück, oder lang herabfallend. Als Farbe war dunkelblau sehr beliebt. Der aus Bäu oder Biber gefertigte Unterrock heißt wohl noch im Ripuarischen Jusep, das zu französisch jupe und italienisch giubba gestellt wird. Das niederrheinische „Jupp" oder „Jüppke" verrät den Zusammenhang deutlicher.

Größere Unterschiede gab es bei den älteren, der Brust und dem Oberkörper anliegenden Kleidungsstücken. Hierbei handelt es sich mehr um Trachtenstücke in engerem Sinne. Die Hochwaldbäuerin z. B. trug ein enges Mieder oder Leibchen, die Frau auf dem Hunsrück ein schwarz oder blau gestricktes, am Halse viereckig und auf dem Nacken dreieckig ausgeschnittenes Mieder. Den Ausschnitt und das reich verzierte Hemd verhüllte dann ein Ziertüchlein aus Seide oder feiner Wolle. Den Hals der Eifeler Frauen und Mädchen schmückte ebenfalls ein solches Tüchlein, das Knepduch. Von besonderer Art war in der Eifel wie an der unteren Mosel die sogenannte Wulstjacke. Deftig gefüttert und vor allem ärmellos endete sie auf den Hüften in einen dicken ausgestopften Ring oder Wulst, der eine ganze Reihe von Röcken tragen half. Der Hüften-

wulst wurde auch auf dem Hunsrück getragen[10]. Auf dem Maifeld trug man ärmellose Jacken, die vorn zugeriehen wurden, und in gleicher Weise geschlossene Überjacken, im Bergischen kurze Jacken mit langen, engen Ärmeln, Spentser (vgl. engl. spencer), und kleine dunkle Mützen.

Zu den Trachtenstücken der Frau gehörte noch lange während des 19. Jahrhunderts der lange, ärmellose Kapuzenmantel von buntem Kattun, bei einfachen Bürgersfrauen wie bei Bäuerinnen in gleicher Weise beliebt. Hier und da in der Eifel, z. B. in der Kyllgegend, trugen ältere Frauen noch bis in die letzten Jahre schwarze Kapuzenmäntel auf dem Kirchwege. Der Mantel umhüllte sorglich und sicher gegen jede Witterung die ganze Trägerin; nur das Gesicht lugte aus der mit breiter Rüsche umränderten Kapuze hervor. Scherzweise hieß er auch Möhnemantel. Manchem älteren Zeitgenossen ist er wohl noch als äußere Hülle und Eigenheit ehrbarer alter „Jungfern" in der Erinnerung. In einem Buche „Köln vor fünfzig Jahren" (d. i. 1812) wird er „das unterscheidende Merkmal der Tracht der Kölner Bürgerinnen" genannt; gleichzeitig wird auf „die geringen Frauenklassen" in Flandern hingewiesen[11]. Man möchte glauben, der altgallische Kapuzenmantel, das gewöhnliche Obergewand, welches noch auf vielen Steinbildern rheinischer Altertumssammlungen, zumal in Trier, sich zeigt, und dessen Grundform noch weiterlebt im Mantel der Kapuziner und ähnlich gekleideter Mönche, sei auch das Urbild dieses Altfrauenmantels gewesen[12].

Neben dem Kapuzenmantel war noch in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in Köln und seinem Bereich, überhaupt am Niederrhein, bei verheirateten Frauen und alten Jungfern die Faleje oder Heuk (vgl. S. 73) im Gebrauch, an der Erft und Ahr[13] auch Rändooch genannt, ein großes, viereckiges Tuch aus schwarzem Damast oder von Wolle, das den ganzen Kopf bedeckte, tief auf den Rücken reichte und vorn durch die Arme zusammengehalten wurde. In den „Bauerbänken", d. i. den früheren Vereinigungen der Kappesboore an den Haupttorstraßen in Köln, wurde dieser Kopfmantel bei Begräbnissen getragen[14], wenn die Frauen zur Reu (mhd. re, rewes Leiche) gingen, ähnlich an der mittleren Erft[15] und am längsten am unteren Niederrhein unter dem Namen Faaliej. An der mittleren und unteren Sieg trugen wohlhabendere

Frauen ein Umschlagtuch, auch Schal genannt, das über den Rücken fiel und dessen Spitze mit dem unteren Rand des Kleides abschließen mußte. Dieses Umschlagtuch war für gewöhnlich bunt, für Festtage und Trauerfälle schwarz. Bei Begräbnissen wurde es über den Kopf getragen und unter dem Kinn mit einer Nadel gesteckt. Bei Trauerfällen wird schon seit Jahren allenthalben Krepphut und schwarzer Schleier getragen, oder noch statt des farbigen ein schwarzes Kopftuch, so im Jülicher und Kölner Lande.

Wie früher die Heuke sehr vielen Frauen mit das bequemste und bei ihren Ausgängen angenehmste Kleidungsstück war, so heute noch das weißleinene Kopftuch werktags oder das schwarz- oder buntseidene befranste sonntags und bei besonderen Gängen und festlichen Gelegenheiten. Dieses Tuch, das den ganzen Kopf umrahmt und nur das Gesicht frei läßt, wird unter dem Kinn geknotet und fällt in spitzem Zipfel über den Nacken (Abb. 34 u. 39). Schon die Frauen der Bauerbänke und die Landmädchen trugen das „gewöhnlich weiße Kopftuch, das, wenn nicht über dem Kopf getragen, malerisch über die Schultern fällt, um das Treckmützchen zu zeigen". Daneben gibt es noch ein kleineres, schwarz oder braun gefärbtes, gestrickes oder gehäkeltes Kopftuch, das Eifeler Frauen im Hause und draußen gern tragen zur kurzen Jacke.

Mützen und Hauben, die zum Teil mehr Kopfputz als Kopfbedeckung bildeten, waren im Rheinlande von großer Mannigfaltigkeit! Waren! Denn um es von vornherein zu sagen: der Tag ist nicht mehr fern, wo auch im Rheinlande die letzte Frau ihre Haube für immer ablegt, schon deshalb, weil es keine Mötzeröstersch mehr gibt, eine Frau, die Hauben rüstet und aufmacht. Darf sich doch heute der Freund der Volkstracht glücklich schätzen, wenn er etwa abseits der Wege noch eine Haube, eine Mütze oder ein Frauenkäppchen sieht.

Die recht eigenartigen Formen und nicht minder merkwürdigen Namen der Hauben waren und sind vielfach ähnlich wie sprachliche Dinge und audere volkstümliche Erscheinungen sehr geeignet, Landes- und Volksteile zu erkennen und zu bestimmen. Zwischen oberer Mosel und Saar bis nach Lothringen hinein trugen die Frauen ein weißes, gesteiftes Käppchen, das mehr obenauf saß und mit weißem oder farbigem Seidenband unter dem Kinn geknöpft wurde, das Rozzeköppchen (Abb. 40). Eine ähnliche

weiße, mehr ovale Kappe mit bunten, gewöhnlich blauen und roten Bändern, das Kamutchen oder Kamodchen, trug die Bäuerin auf dem Hochwalde bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts; es saß mehr hinter dem Kopfe [16]. In einem großen Teile der Eifel trug man eine fast den ganzen Kopf dicht umhüllende weiße Kappe oder Mütze mit Namen Kannet oder Kornetchen (Trier), Boak oder Boken (Bitburg, Daun, Prüm), Bokapp oder Boakkappe (Kyllburg). Des Winters liebten Eifeler Frauen das Hahnenkämmchen, eine einfache warme Mütze, die ihren Namen nach ihrer Machart trug. Auf dem Hunsrück ist das Kornetchen [17] mit seiner scharf viereckig geschnittenen Kuppe und seinen hörnerartigen Ecken eine eigenartige Kopfbedeckung gewesen. „Ulles" oder „Schwartemagen" hieß in der Gegend von Kastellaun (Hunsrück) die mit schwarzem Band besetzte Frauenhaube. Wieder einfacher war an der unteren Mosel ein eng anschließendes weißes Häubchen, das nach seiner Form einem Kappusblatt glich und Blatt- oder Blättermütze genannt wurde. Ähnlich muß wohl das sogenannte Kappesblättche gewesen sein, das Kölner Frauen anfangs des vorigen Jahrhunderts trugen, eine „in Form eines Kohlblattes in Pfeifen gelegte Spitzenhaube, die rund um den Kopf ging und mit Nadeln befestigt wurde" [18]. Mit diesen Formen ist der Reichtum der Hauben, Kappen und Mützen im gebirgigen Rheinlande noch nicht erschöpft. Am Niederrhein gab es ebenfalls unterschiedliche Formen und Namen. Unter der Bezeichnung Kneppmöts oder Kniep(knipp)müts oder Brabanter Mütze war eine breite weiße Tüllhaube im Gebrauch (Abb. 43). Eine andere Haube lag dicht am Kopfe und war ringsum in Fältchen gelegt (Abb. 44). Noch heute, 1921, tragen ältere Grafschafterinnen (Kreis Mörs) ihre kleidsame Haube oder Mütze (Abb. 19 u. 29) [19]. Immer saß unter der Kneppmöts noch eine schwarze Unterhaube; ein Zierat aus Blumen und Band hieß in der Gegend von Kevelaer Turke. Stadt- und Landfrauen trugen die sogenannte Treckmöts, die in Köln urkundlich seit dem 17. Jahrhundert erwähnt wird. Sie wurde auf den Kopf gezogen (trecke, ziehen) und war mit oder ohne Kanten, Spitzen, besetzt, auch von verschiedenem Stoffe gearbeitet.

Als besonders kleidsam wird die Ohreisenmütze, Uriserschmöts [20], geschildert; sie war besonders unter den heiratsfähigen Mädchen

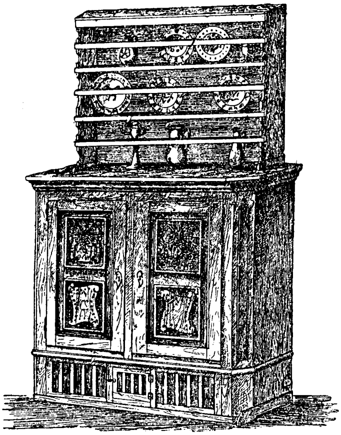


Abb. 23.
Eifler Schrank mit Hühnerstall.

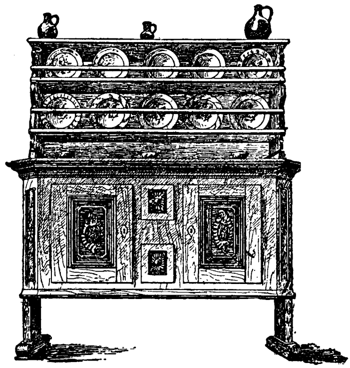


Abb. 24.
Eifler Küchenschrank.

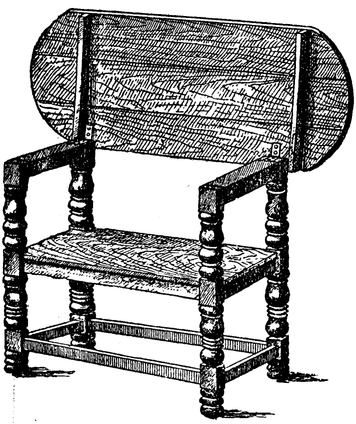


Abb. 25. Eifler Tisch,
auch als Sessel zu gebrauchen.

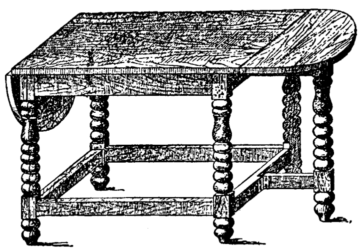


Abb. 26. Aufklapptisch.



Abb. 27. Taken mit Wandschrank.
Links moderner Ofen, rechts Kastenuhr.

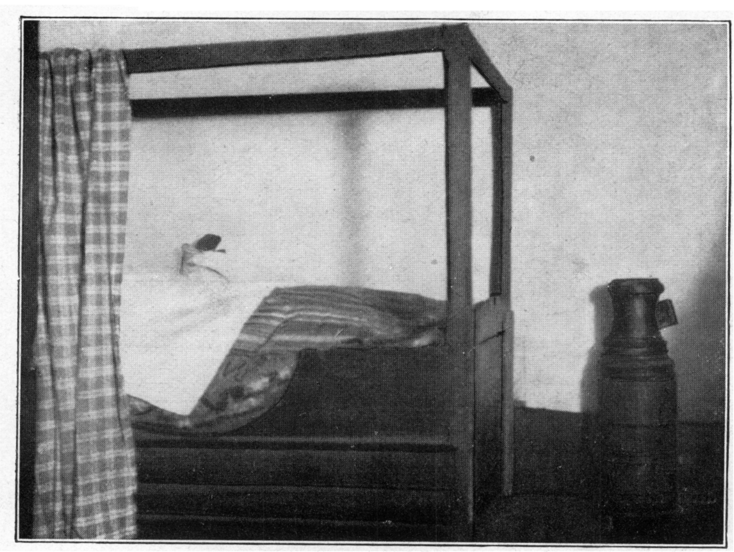


Abb. 28. Bettgestell mit Vorhang (Eifel).

bei Ausgängen und auf dem Kirchwege beliebt (Abb. 41). Anscheinend hieß auch dieses Häubchen „Treckmützchen". Es heißt: „Die Mädchen und Frauen der Bauerbänke und Bäuerinnen, wie auch die Mägde, trugen als Nationaltracht das niedliche, so schmeichelnd kleidsam zu Gesicht stehende, sogenannte „Treckmützchen", ein rundes Häubchen, von einer runden, den Hinterkopf umschließenden Spange, „Ohreisen", gehalten, deren herunterlaufende Knöpfe sich vor den Ohren an die Schläfe legten. Das Vermögen der Trägerin bestimmt das Metall der Spange; nicht selten sind die Knöpfe fein ziseliert, selbst mit Edelsteinen geschmückt. Die Haare sind glatt auf der Stirn gescheitelt und im Nacken in einen Chignon, die Katze, aufgebunden. An den Wochentagen sind die Treckmützchen aus Kattun oder Barchent, an Sonntagen aber aus Spitzen coquet (kokett) garniert" [21].

Das Ohreisen war genau betrachtet gleich einem hufeisenförmigen Bügel und ursprünglich von Eisen oder Stahl. Es lag entweder wagerecht am Kopfe oder stand aufrecht [22]. Unter dem Namen Haareisen ist es schon vor 1600 in Köln nachweisbar. Die Mützen, die dazu getragen wurden, hatten nach Gegenden wechselnde Namen. Im Bereiche der Niederwupper wurde über das Ohreisen die Stropmötze angelegt und am Niederrhein die sogenannte Eentjesmötz mit silbernen und vereinzelt mit goldenen Oorisers getragen, unter der Eentjesmötz dann eine schwarze oder weiße Untermötz. Auch an der Ahr und bis in das Maifeld und in die Pellenz an der unteren Mosel war das Ohreisen verbreitet [23]. Moselmädchen, genauer Maifelder Mädchen, trugen es als Kopfputz mit der Ohreisen- oder Haarflechtmütze bis gegen 1910 (Abb. 41). Dieses Mützchen oder Häubchen war halbrund, aus Batist, Samt oder Seide, und wurde durch den Bügel aus Messing oder Silber auf dem Hinterkopfe gehalten. Dann wurde das Haar so geflochten, daß nur der Rand des Mützchens mit seiner Stickerei frei blieb. Durch den Wurzelknoten des geflochtenen Haares steckten die Mädchen einen Pfeil aus Messing oder einen vergoldeten oder silbervergoldeten (Abb. 29). Nur ehrbare Jungfrauen durften Mützchen und Pfeil tragen; anderen wäre der Pfeil ausgerissen worden. Beim Eintritt in den Ehestand legte die Braut und junge Frau das perlenbestickte, mit dem Unschuldspfeil gehaltene Mützchen ab.

Alle diese Häubchen sind verschwunden, höchstens, daß noch hier und da der Pfeil durchs Haar gesteckt wird. Die hübsche Kopftracht, die rheinaufwärts jenseits Boppard und moselaufwärts in der Gegend von Cochem aufhörte, war zuletzt noch in Güls (Mosel) und über die Bergplaidt, d. i. die Gegend von Mülheim (Koblenz), Kettig, Kärlich und Plaidt üblich. Allenthalben wird auf Hals- und Brustschmuck und Ohrgehänge noch weiter Wert gelegt. Außer goldenen Ohrringen trug oder trägt noch die Bäuerin am Niederrhein zum Staatskleid die Schuuf, einen Hals- und Brustschmuck, der vorn und hinten je eine kunstvoll gearbeitete rechteckige Goldplatte zeigt, die durch fest um den Hals gelegte Ketten miteinander verbunden sind; das ganze Kunstwerk endigt in einem Kreuzchen. Den Stolz der bergischen Bäuerin bildete das sogenannte Schloß, das ebenfalls in einem Kreuz oder Medaillon auslief. Das Brustkreuz ist überall im Rheinlande während des vorigen Jahrhunderts der volkstümlichste Schmuck gewesen. Früher, seit dem 15. Jahrhundert und bis ins 18. hinein, pflegten Mädchen und Frauen, selbst Männer in Köln ein silbernes oder goldenes Agnus Dei an einem Kettchen am Halse zu tragen, eine Art Schutzmittel und zugleich Schmuckstück mit dem Gepräge des Gotteslammes.



Abb. 45. Haube und Umschlagtuch m. seidenen Blumen und Fransen, Kleve.

Mehr zum Putz und Schmuck als zur Bedeckung gehörte und gehört noch das Brusttuch oder Umstecktuch (Abb. 40, 41, 43, 45). An der Nahe, Mosel und Saar bildete ein weißes, reich mit weißer Stickerei gearbeitetes Brusttuch, auch Schnaubtuch genannt, den vornehmsten Staat der Braut, den sie noch als Frau schätzte und mit dem sie sich am Sonn- und Feiertage schmückte. Frauen und Mädchen in der Schneifel schmückten sich sonntags mit dem Stepduch, einem reinwollenen bunten Umschlagtuch, das bis auf die Lenden reichte. Diese Stepdücher wurden vielfach verdrängt durch die billigen, vielfarbigen Mernesdücher. Die niederrheinische Bäuerin liebte Sommers ein kurzes seidenes Umstecktuch, Winters

ein wollenes mit seidenen Blumen und Fransen (Abb. 45) und der Jahreszeit entsprechende Zierschürzen. Das Brusttuch, das um die Schultern lag und auch einen Teil des Rückens bedeckte, war über der Brust gekreuzt; die Zipfel wurden dann unter das Schürzenband gesteckt. Andere Tücher wurden über der Brust durch ein Verschlußstück gehalten.

Der Staat und Prunk der Frau erlangte am hochzeitlichen Ehrentage seinen höchsten Ausdruck, weit mehr als der des Mannes. Dazu trug außer dem weißen, reichgestickten Brusttuch im südlichen Teile des Rheinlandes das Brautkrönchen bei, das hier und da in der Eifel [24], im Hochwald und auf dem Hunsrück bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein noch im Gebrauch war. Nur unbescholtene Mädchen durften das Krönchen tragen, desgleichen das Brusttuch. Auch in Köln scheint früher die Brautkrone Sitte gewesen zu sein. In der Rechnung, die Weinsberg über die Einkleidung oder geistliche Hochzeit seiner Tochter im Jahre 1567 aufstellt [25], wird eine „kronenstickersche" erwähnt, vielleicht die Stickerin der Brautkrone. Sollte vielleicht die Braut- und Jungfernkrone überhaupt in den Klostersitten ihren Ursprung haben? Als Krone der Jungfräulichkeit wird sie in Köln mehrfach erwähnt. Nach einer Aufzeichnung des Kölners Weinsberg zum Jahre 1580 schreitet „eyn jonffer uber 40 jarn in die kirch zu sant Johan mit der cronen" und hat „sich da laissen samen geben (= trauen) mit irem brutgam, einem widman". Im Jahre 1585 saß nach desselben Weinsberg Angabe (vgl. S. 182) eine Braut im Hochzeitssaale „in der cronen und har". Im Streite wirft 1635 ein Weibsbild dem andern vor, es habe „den ersten und zweiten Tag seiner Hochzeit die Krone aufgehabt und sei den dritten Tag in den Kram (Wochenbett) gekommen", habe also zu Unrecht das Zeichen der Jungfräulichkeit getragen. Heute gilt als Ehrentracht der Braut an ihrem Hochzeitstage der Brautkranz, gewöhnlich ein Myrtenkranz.

Nicht nur am Hochzeitstage, auch sonst kennzeichnete sich der jungfräuliche Stand äußerlich in der Tracht, meist in der Haartracht. In den Nacken herabhängendes Haar galt ehedem auch in Köln nachweislich bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts als Zeichen des Mädchenstandes, der Jungfräulichkeit. Weinsberg erzählt z. J. 1555: Die brut ginge im har zu kirchen und lang darnach brach es uis, das sei ein lebentich kint von eim anderen

uff dem brulofstag getragen hat[26]. Mit „bloßem abhangendem Haar und Darstreuung grünen Palms" wurde 1641 in Köln eine Braut als „eine Jungfer" zur Kirche geleitet, anderen „Jungfern zum Despekt", wie sich kurz darauf offenbarte.

Auch andere Wechselfälle des Lebens verriet und verrät das Volk durch besondere Merkmale in seiner Tracht, so den Trauerfall durch schwarze Gewänder, Tücher (vgl. S. 78) und Schleier, Arm- und Hutbänder. Auf dem Hunsrück überzogen bei Trauer die Frauen ihre Mütze oder Kappe ganz mit schwarzem Samt. Für die Frauen bestehen noch heute strengere Sitten und Vorschriften hinsichtlich der Trauertracht als für die Männer. Sie beziehen sich auf die Farbe und die Dauer der Trauerkleidung. Bemerkenswert ist, daß im Kirchspiel von Elberfeld nach einem Halbjahr der Tiefentrauer in Dunkel- oder dann in Hellviolett abgetrauert wurde[27].

So unterschied sich die Tracht nicht nur von Gegend zu Gegend, sondern auch innerhalb derselben örtlichen Gruppe wieder besonders durch Stoffe, Farben, Zutaten und anderes, je nachdem es Werktag war oder Sonntag, Freudenfest oder Trauerfeier, dann nach Alter, Lebens- und oft sogar nach Gesellschaftsstand der Träger und Trägerinnen, nicht zuletzt nach der größeren oder geringeren Wohlhabenheit der Volksgenossen. Alle Volksgenossen aber leisteten oder leisten sich an dem einen oder anderen Hochfest des Jahres oder an allen etwas Neues. Dann erscheint man „stiifstaats" oder „stiifstööch", d. i. „hochnobel", gekleidet. Besonders Ostern ist die Zeit, wo jung und alt den äußeren Menschen herausputzt. Wer sonst seine besten Kleider angelegt hat, trägt „singe po.eschbäästе Aanzoch" (Poesche-Ostern, den besten Anzug von Ostern).

Von der ganzen Trachtenfülle, die einst auch im Rheinlande vorhanden war, ist nicht mehr viel geblieben, und selbst dies wenige stirbt dahin. Längst schon wandten sich die jüngeren Geschlechter, mit Bedauern zu sagen, der städtischen „Konfektion" zu, die trotz „stets wechselnder Neuheiten" und bunter Abwechslung zu einer gewissen Gleichmachung geführt hat. Die starken wirtschaftlichen Umwälzungen im Laufe des vorigen Jahrhunderts tragen überhaupt viel mehr als die Beseitigung der Kleinstaaterei und der Aufschluß der einzelnen Landesteile durch Schienenwege Schuld, daß dem Volke mit seiner Tracht ein Stück Eigenleben, ein Stück engerer Heimat genommen wurde.

Fünfter Abschnitt.

Das rheinische Volk im Spiegel seiner Sprache und Dichtung.

Die Volkssprache ist ein treuer Spiegel der Volksseele; was und wie das Volk fühlt und denkt, gibt sie ungeschminkt wieder. Der Tracht gleich, die sich früher in eine Fülle von Einzeltrachten auflöste, zerfällt die Volkssprache jetzt noch in eine große Fülle von Mundarten, die in manche Eigenheit und Gewohnheit des jeweiligen Volksteiles sicheren Einblick gewähren.

Auch die Volkssprache im Rheinlande gliedert sich in zahlreiche Mundarten. Ihre Verwendung in der Schrift und im Druck hörte seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf, so gegen 1575 in Köln [1]. Doch war z. B. fast im ganzen Gelderland bis etwa 1820 die niederfränkische Mundart noch die Amtssprache, auch die Sprache des Unterrichts, der Predigt und der Christenlehre [2]. Als Sprache des Alltags und Umgangs ging zunächst die Mundart allenthalben weiter, bei vielen auch im anderen Verkehr. Auch „gebildete", gar „studierte" Leute hielten an ihrer Heimsprache zunächst zäh fest. Dr. Th. Offenberg aus Rees „im lande von Cleiff (Cleve) geboren", zuletzt in Köln tätig als Korrektor in einer Druckerei und Anwalt und 1591 dort gestorben, redete „Clevisch" und bekannte, daß er sich im „Deutzschen nit wol behelffen" konnte, d. i. in der um diese Zeit vorherrschend gewordenen gemein-deutschen Verkehrssprache [3].

Die rheinischen Mundarten sondert man in drei Gruppen: in Niederfränkisch, Ripuarisch und Moselfränkisch. Die beiden letzten Gruppen faßt man auch zusammen unter der Bezeichnung Mittelfränkisch. Sehr zu beachten ist, daß alle drei Gruppen über den Rhein hinüberreichen; denn der Rhein selbst bildet nirgends eine schärfere Sprach- oder Mundartengrenze.

Das Niederfränkische umfaßt die Mundarten, die im nördlichen Zipfel des Rheinlandes gesprochen werden und an der sogenannten hochdeutschen Lautverschiebung nicht teilnehmen. Diese Laut-

verschiebung betrifft die Veränderung der ursprünglich gemeindeutschen Laute p zu pf oder f, t zu ts (z) oder ss und k zu ch. Ursprünglich im Deutschen gleichlautende Wörter wie slapan, tid, watar, sprekan verwandelten sich zu einer bestimmten Zeit, wahrscheinlich im 5. oder 6. Jahrhundert, in slafan, zit, wassar, sprechan. Die Wandlung trat zuerst und am stärksten auf der Schweizer Hochebene und im äußersten Süden Deutschlands ein; sie wurde schwächer weiter nördlich im mittleren Deutschland, bis sie zuletzt an den Grenzen von Niederdeutschland halt machte. Bis auf den heutigen Tag heißt es im Niederdeutschen slapen, tid, water, spreken und so fort.

Da die niederfränkischen Mundarten ebenfalls die Veränderung unterlassen, stellt man sie zum Niederdeutschen. Die mittelfränkischen sind in der Hauptsache der Verschiebung unterlegen. Wo die Grenze zwischen beiden Gruppen von Mundarten liegt, kann nicht ohne weiteres durch eine einfache Linie bezeichnet werden. Vielmehr zieht sich ein breiter Streifen, der an der holländischen Grenze am breitesten ist, zwischen dem mittelfränkischen und rein niederfränkischen Gebiete hin, ein Streifen mit gemischtem Charakter, ein Übergangsgebiet mit einem Bündel von Sprachlinien[4]. Dieser Streifen wird bestimmt durch die sogenannte Benrather und Ürdinger Linie. Ihren Namen tragen die Linien nach den Orten, in deren Gegend sie vom Westen nach dem Osten über den Rhein ziehen. Die Benrather Linie gibt die äußersten Orte an, die mit ihrer Umgebung noch die alten Laute p, t, k in die jüngeren pf oder f, ts (z) oder ss und ch verschieben, nämlich Aachen, Linnich, Jüchen, Benrath (südlich von Düsseldorf), Solingen und Waldbröl. Die Ürdinger Linie nördlich davon bezeichnet die noch ich statt ik sprechenden Orte Kaldenkirchen, Krefeld, Ürdingen, Angermund, Velbert, Wülfrath, Ronsdorf und Remscheid; in der Gegend von Wipperfürth mündet die Ürdinger Linie in die Benrather ein. Von da an laufen beide zusammen weiter ostwärts quer durch das ganze Deutsche Reich[5].

Von beiden Sprachlinien hat sich die Benrather Linie zuerst herausgebildet, ist also die sprachgeschichtlich ältere. Entstanden und eingewurzelt ist sie etwa im 12. und 13. Jahrhundert, als sich die kirchlichen und weltlichen Herrschafts- und Hoheitsgebiete festigten. Die „Studien zur Dialektgeographie des Niederrheins

zwischen Düsseldorf und Aachen" von Theodor Frings (Bonn) weisen die Abhängigkeit der Benrather Linie, genauer ihrer Teilstrecken von den spätmittelalterlichen Hoheitsgrenzen nach [6]. Die politischen, wirtschaftlichen und geistigen Bewegungen nun, die in den späteren Jahrhunderten vom Herzogtum Jülich, von Kurköln und am meisten von der Reichsstadt Köln ausgingen und ins engere niederrheinische Land stark beeinflussend vordrangen, stießen auf sprachlichem Gebiete gegen die Benrather Linie, brachten sie ins Wanken und lösten allmählich die alte mittelfränkisch-, genauer ripuarisch-niederfränkische Grenze auf. Man fühlt sozusagen deutlich, wie das Niederfränkische vor dem Mittelfränkischen zurückweicht. Seit dem 16. Jahrhundert tritt dann die Ürdinger Linie als eine neue, jüngere Sammelstelle von Gegensätzen zwischen mittelfränkischer und niederfränkischer Mundart hervor. Die neuzeitlichen großen Wirtschafts- und Verkehrsentwicklungen gerade auch im niederrheinischen Gebiete befördern den Vorgang der Auflösung und Zurückdrängung noch in weit stärkerem und schnellerem Maße und werden es tun. Die Entwicklung geht immer weiter vorwärts.

An der Hauptgrenzstelle zwischen dem Mittelfränkischen (Ripuarischen) und Niederfränkischen, an der Benrather Linie, kommt dem Volke die Lautveränderung trotz allem noch deutlich zum Bewußtsein. Von den Dörfern Übach und Boscheln im Kreise Geilenkirchen, die, obwohl sie nahe beieinander liegen, sich sprachlich völlig scheiden, sagt z. B. der Volksmund scherzend: „Die Übacher koeke Water en der Keetel on eete meter (mit dem) Leepel, ävel e Boscheln kooche se Waser en der Käsel on äse meter Läfel." Ebenso stellt der Volksmund die Ortschaften Keyenberg und Borschemich, die nur 15 Minuten voneinander liegen, gegenüber. In Keyenberg heißt es „Et waater löp", in Borschemich „Et waaßer lööf" und in K. ruft man „Konnt (kommt) gefälles (gefälligst) ä.ete", in B. „Kunnt gefälles ääße".

Im übrigen sind zwischen den beiden Linien links und rechts des Stromes nicht wenige Mischmundarten entstanden. Fast mit jedem zweiten, dritten Orte klingt die Mundart ganz auffallend verändert [7]. Dieses ganze Mischgebiet ist ferner ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie durch Einwirkung verschiedener Mundartgebiete aufeinander, hier des Ripuarischen und Nieder-

fränkischen, neue mundartliche Formen und mit ihnen neue Mundarten sich entwickeln.

Besonders scharf und deutlich hebt sich nördlich der Ürdinger Linie das eigentliche Niederfränkisch ab. Es hat den alten niederdeutschen Lautstand treu bewahrt, während das übrige Fränkisch je weiter nach Süden, desto stärker der hochdeutschen Lautveränderung unterlag. Außerdem ist das Niederfränkische noch heute stark vom Mittelfränkischen in der Wortbildung und noch mehr im Wortschatz geschieden. Gemeindeutsches ihr heißt im Moselfränkischen dir, im Ripuarischen ehr, öhr oder ühr, dagegen nördlich der Ürdinger Linie gej oder ge, ähnlich wie im Niederländischen. Nach Ausweis der Wenkerschen Sprachkarten [8] lautet das Alltagswörtchen „und" am Niederrhein (Goch, Kleve, Emmerich) sowie in und bei Aachen „en"; in der Gegend südlich von Düsseldorf bis Köln spricht man „un", im weiter südlichen Gebiet des Rheinlandes „on" [9]. Ein besonders sicheres niederfränkisches Kennzeichen ist „wat" für hochdeutsches etwas, das im Ripuarischen jet und im Moselfränkischen ebbes lautet (s. S. 90). Es gibt im übrigen soviel Unterschiede etwa zwischen dem Niederfränkischen und Moselfränkischen, daß ein Mann von der Mosel und ein Mann aus dem Klever Lande Mühe haben würden, sich in ihrer Mundart zu verständigen. Das einigende Band schlingt die gemein-deutsche Schriftsprache.

In dem alten niederdeutschen Sprachgebiete liegt südlich von Kleve auf der Gocher Heide eine hochdeutsche Sprachinsel, die aus den drei Dörfern Pfalzdorf, Louisendorf und Neulouisendorf besteht. Diese bis auf den heutigen Tag hochdeutsch (rheinfränkisch) sprechende Kolonie wurde in den Jahren 1741 bis 1743 von Landleuten aus den früheren pfälzischen Oberämtern Simmern und Kreuznach angelegt, als sie auf der Ausreise nach Amerika zuletzt von ihrem Plan abstehen mußten und hier zurückblieben [10].

Das ganze Gebiet des Rheinlandes südlich der Benrather Linie wird vom Mittelfränkischen erfüllt, das bis nach Saarlouis zu hören ist. Man rechnet es, soweit es altes t festgehalten hat in den Formen dat, wat, dit, it und in allet zu all, früher, z. B. im Altkölnischen, auch selbständiges Umstandswort. Das geschieht bis zu einer Linie etwas nördlich von Saarbrücken, Ottweiler, Kirn a. d. Nahe, Simmern und St. Goar; zwischen Limburg und Runkel geht diese Linie über die Lahn. Die genannten Orte selbst außer Limburg zeigen auch bei diesen Wörtern noch Verschiebung, also das, was, dies, es. Der Südostrand des Rheinlandes, d. i.

das Saar- und Bliesbecken um Saarbrücken, Ottweiler und St. Wendel sowie das Nahegebiet, scheidet also aus dem Mittelfränkischen aus. Es sind Teile, die früher zu Nassau-Saarbrücken, zur Pfalz und den pfälzischen Unterherrschaften gehörten. Die Mundart dieses rheinischen Gebietes ist dem Pfälzischen oder Rheinfränkischen zuzurechnen.

Das Mittelfränkische gliedert sich in eine nördliche Gruppe, das Ripuarische, und in eine südliche, das Moselfränkische. Die Grenze zwischen beiden Gruppen läuft durch die Eifel etwas nördlich von St. Vith und Cronenburg, zwischen Blankenheim und Münstereifel, Ahrweiler und Altenahr hindurch, zieht bei der Ahrmündung, etwa bei Brohl, über den Rhein und geht dann wieder zwischen Altenkirchen und Blankenberg, Freudenberg und Waldbröl hindurch. Im wesentlichen bildet die mittelalterliche Diözesangrenze zwischen Köln und Trier noch die Sprachgrenze. Nach dieser Grenze gehört das obere Warchegebiet [11], das auch kirchlich stets zu Köln gehörte, ebenso das Urft- und Quellgebiet der Kyll sowie der weitere nördliche Teil der Eifel, das Kölner und das Jülicher Land, das Siebengebirge, das untere und mittlere Siegtal und der größere Teil des Bergischen zum Ripuarischen, dagegen die Hocheifel, das Moselland, der Saargau, der größte Teil des Hunsrücks und ein Teil des Westerwaldes zum Moselfränkischen. Große Hinneigung zu dieser Gruppe zeigt noch die Mundart des Siegerlandes, das seit 1815 zur Provinz Westfalen geschlagen ist.

Als das wichtigste Unterscheidungsmal zwischen Ripuarisch und Moselfränkisch gelten die Lautgruppen rp und rf. Sagt der Ripuare z. B. Dörep (Dorf), wärepe (werfen), so spricht der Moselfranke Dorf, wärfe. Ein anderes Kennzeichen bilden die alten Laute i, u, iu (ü) und ihre Verwandlung in die neuen Laute ei, au, eu. Diese vollzog sich in der Zeit vom 12. bis 15. Jahrhundert zuerst im Süden Deutschlands und drang von der Donau weiter nach Norden vor; in der Eifel, auf der Linie Prüm, Ahrweiler, Remagen und jenseits des Rheines nach Freudenberg zu blieb sie stehen. Auf die ripuarische Mundart erstreckt sie sich nicht und noch weniger auf die niederfränkische. Wie vor alters heißt es ripuarisch z. B. Liim, Huus, Hüser, moselfränkisch aber Leim, Hous, Heiser. Ein drittes Merkmal betrifft die Näselung des n. Wird nämlich der Vater Rhein wie im Oberland so auch

von St. Goar abwärts bis Nieder-Breisig und Hönningen Rhein genannt und trinkt man dort Wein, so heißt der Strom von Sinzig und Linz an, also sobald er ripuarisches Land betritt, bis Düsseldorf Rheng oder Rhing und demgemäß trinkt man auch hier Wing. Unterhalb Düsseldorf, links von Büderich abwärts, rechts von Ehingen bis unterhalb Orsoy heißt er Rhin wie in Baden und im Elsaß, dann weiter abwärts Rhinn, im niederländischen Gelderland Riin [12], bis er in der Provinz Holland wieder Rhein (geschrieben Rijn) heißt.

Zu diesen und zahlreichen anderen Merkmalen treten auch hier wieder starke Unterschiede im Wortschatz des täglichen Lebens. Heißt es nämlich im Ripuarischen jet (etwas, althochdeutsch iowicht), ens (einmal), Schaaf (Schrank), so lautet's im Moselfränkischen ebbes (z. B. Glaaw esu ebbes doch net, glaube so etwas doch nicht), emol, Schank oder auch Schrank. Echt moselfränkisch ist auch eló (allda, da) und, wie auch im Luxemburgischen, geben für werden, z. B. hä git Schneider, er wird Schneider. Mit seinem Wortschatz steht das Ripuarische im allgemeinen dem gesamten Niederfränkischen nahe und neigt auch zum Westfälischen; das Moselfränkische hat mehr Beziehungen zum Rheinfränkischen und gar zum Alemannischen. Anscheinend verbergen sich in diesen Tatsachen alte Stammesunterschiede [13].

Zu erwähnen bleibt noch, daß im Osten des Rheinlandes ein Streifen westfälisches Platt von der holländischen Grenze im Norden bis südwärts von Gummersbach im Bergischen sich hinzieht. Im Westen aber erscheinen als besondere Mundarten noch die von Aachen, Eupen und St. Vith.

Die Aachener Mundart, wennschon ein Zweig des Ripuarischen, ist vielfach umgestaltet durch Ausfall und Umlautung von Konsonanten wie l und t und durch Verbreiterung und weitergehende Näselung von Vokalen. Hochdeutsches halb, ripuarisch hal.f, ist in Aachener Mundart hauf, halten (halde) haue, reiten (rigge) rie, gut (joot) jou, Messe (Meß) Meiß, rein (rein) reng, Krone (Kruun) Krüng, Schuh (Schoon) Schong. Der besonders eigentümliche Übergang von l zu u, der überhaupt im Aachener Bereich wie im Kreise Geilenkirchen sich zeigt, ist ebenso flämisch-niederländisch (houden = halten, koud = kalt) wie französisch (sous aus sols, lateinisch solidus) [14]. Eine weitere Verdunkelung

der Sprache für den „Ausländer" bringen scheinbare Formen des Artikels mit sich, z. B. wie usjene Monk (aus dem Munde), ejen Krüng (in die Krone), ajene Berech (an den Berg). Es handelt sich aber um das hinweisende Fürwort jener, das in der Mundart der Kreise Geilenkirchen, Aachen und Eupen an Stelle des bestimmten Artikels tritt. Spuren dieser Sprachformen zeigen sich südlich über das hohe Venn bis Prüm und nördlich über die Roer bis Erkelenz, z. B. met jeen Fengern (mit den Fingern, Prüm), oachter jen Huus (hinter dem Hause, Erkelenz)[15]. Eupens Mundart sticht noch besonders ab durch stärkere Erhaltung alten niederdeutschen Lautstandes und niederfränkischen Sprachgutes[16].

Die Sprache von St. Vith ist zur Luxemburger Mundart zu stellen, einer Abart des Moselfränkischen.

Schon an der Hand einzelner Laute und Formen wird auch der Fernstehende die Mundart des Sprechers oder die Herkunft eines mundartlichen Erzeugnisses feststellen können. Indessen verrät der Mann aus dem Volke auch durch den Wort- und Satzton, durch die Klangfarbe und das Zeitmaß der Rede seine Mundart und seine Heimat. Denn selbst wenn der Stammesgenosse es versteht, die Eigenheiten seiner Mundart in Lauten und Formen, Wörtern und Wendungen der Gemeinsprache völlig anzugleichen, so wird er den ihm angeborenen Tonfall doch höchst selten oder wenigstens nicht ganz verbergen können, und immer wieder wird man schon durch die Klangfarbe seiner Sprechweise auf seine Stammeszugehörigkeit hingewiesen.

Den rheinischen Mundarten ist nun eine besondere Betonung, eine besondere Wort- oder Silbenbetonung und Satzbetonung eigen[17]. Die eigenartige Silbenbetonung kommt einem sofort zum Bewußtsein, wenn man z. B. das Hochdeutsche steif hört in einem Satze wie: „Wat ös dich dat mar sti:f!" (Was ist das doch steif!) In diesem so gestellten und betonten „sti:f" erscheint der Selbstlaut i zuerst mit verstärktem Druck und erhöhtem Ton lang gestoßen artikuliert und dann in der Tiefe untertauchend. Diese Aussprache und Betonung ergreift einfache und Doppellaute, auch Mitlaute und ist verschieden je nach der Grundform und der flektierten Form, der rhythmischen oder logisch-psychologischen Stellung des Wortes im Satze. Man hat diesen merkwürdigen Akzent, bei dem es sich anders gesprochen um die Ver-

einigung zweier Tonteile von verschiedener Klangfarbe, Stärke, Höhe und Dauer in einer Silbe handelt, bisher zirkumflektiert, gestoßen, springend, doppeltonig, auch als gebrochen (je nachdem gebrochene Kürze oder gebrochene Länge) bezeichnet. Neuerdings wird dafür die Bezeichnung „Schärfung" vorgeschlagen [18]. Dieser Akzent tritt in den einzelnen rheinischen Gegenden in verschiedenartigem Umfange auf. Sein Hauptgebiet ist das linksrheinische Land, vorzüglich das Ripuarische, Moselfränkische [19] und das südliche Niederfränkische. Vor allem aber erscheint Ripuarien als das Gebiet, in dem „ein besonders starker Affekt nach einem besonders intensiven und reichen akzentuellen Ausdruck strebt". Dieses Streben stimmt vollkommen mit dem ganzen äußerst lebhaften Wesen der ripuarischen Franken überein. Von Ripuarien aus schwächt sich die Schärfung nach Norden und Süden ab. Ob und inwieweit der rheinische Akzent mit romanisch-keltischer Betonung zusammenhängt, bedarf noch näherer Untersuchung.

Noch ein Zweites ist bei der rheinischen Betonungsweise zu beachten: der Wechsel in der Höhe des Tones im ganzen Satze, der Satzton. Besonders wieder bei der ripuarischen Mundart geht die Stimme auf und ab. Schon bei ruhiger Rede will man Tonwechsel innerhalb einer Oktave wahrgenommen haben [20]. Durch den Wechsel erhält die rheinische Sprechweise, wie man zu sagen pflegt, etwas Singendes, das freilich, wie die Betonung selbst, nicht überall in gleich starkem Maße hervortritt. In einem besonders stark singenden Tonfall erklingt im Westen Ripuariens die Mundart der Aachener:

Denn wennt d'r Öcher jo mär kallt,
doa mengt (meint) ühr kloar, he söng;
doa hürt ühr, wie et klengt en schallt,
es of (als ob) en Örgel jöng [21].

Aber auch die übrigen Mundarten der ripuarisch-kölnischen Landschaft werden als „singend" empfunden, und ihre Träger, selbst noch die Stammesgenossen, welche andere Eigentümlichkeiten der Sprache abgelegt haben, draußen an ihrem Tonfall als Rheinländer vorzugsweise erkannt. Ripuarien nimmt eben in der ganzen Betonung eine besondere Stellung ein, auch vor dem moselfränkischen Gebiete. Das Volk hat diese Tatsache schon früher

empfunden. Wenige Stunden unterhalb Koblenz, in der Gegend von Brohl, so schreibt im Jahre 1799 „Bürger“ J. N. Becker [22], beginnt eine sanftere, weichere Mundart, die kölnische (= ripuarische). Es ist, meint er, als wenn sich dort das schneidende Gekreisch der Koblenzer in ein melodisches Gurgeln verwandelt, das dem Ohr fast ebenso wohltut wie die sanften Töne der Westfälinger und Niedersachsen.

Nördlich von Geldern nimmt die ganze Betonungsweise allmählich eine andere Färbung an. Sie wird ebener, eintöniger, verliert ihr musikalisches Gepräge und entspricht ganz der langsameren Art und gemesseneren Ruhe der plattdeutschen Niederfranken. Am Ostrande des Rheinlandes verliert der rheinische Akzent vollends seine Kraft. Die Barmer Mundart z. B. hat wegen des geringeren Steigens und Fallens des Wort- und Satztones und der davon abhängigen Gestaltung der Vokale wenig Klangfarbe. Dazu kommt die Häufung der stimmlosen Verschlußlaute. So erscheint die ganze Sprechweise im Gegensatz zur oberbergischen, von der linksrheinischen zu schweigen, eckig und rauh, nicht unähnlich dem äußerlich rauhen und scharfkantigen Volkscharakter. Schon ein einzelner Satz wie „ek häff mek en Book (Buch) gekofft“ ist imstande, die Sprechweise zu beleuchten. Was ein Dichter [23] des bergischen Landes von der bergischen Sprache sagt:

„Mien Moedersprook, dat bergsche Platt,
De Sprook, so rauh, wie Stohl so hatt“,

gilt sicher von einer Mundart wie von der Barmer.

Die Sprechweise des Volkes gestattet zwar bereits einen Einblick in seine innere Verfassung, bevor man noch den Inhalt der Wörter und Sätze zu beurteilen vermag. Aber erst der gesamte sprachliche Ausdruck vom einfachen Worte bis zum gefühlvollen Liede spiegelt die Volksseele in ihren mannigfaltigen Regungen wider [24].

Der Rheinländer spricht und schreibt im allgemeinen außergewöhnlich viel. Seiner Lebhaftigkeit und durchschnittlich hohen Geistesanlage verdankt er einen großen sprachschöpferischen Trieb und eine weitverzweigte sprachliche Ausdrucksfähigkeit. Sie zeigt sich freilich noch mehr auf dem Gebiete der gegenständlichen Dinge als auf dem der gedanklichen.

Die Bezeichnung auch der kleinsten Teile eines Dinges mit

einem oder gar mehreren Namen entspringt dem Streben des Volkes, genau zu unterscheiden. Einige Beispiele zeigen, daß dieses Streben beim rheinischen Volke sehr stark entwickelt ist. So hat es für die einzelnen Teile des Brotes eine Fülle von Ausdrücken geprägt und im Gebrauch. Der Anschnitt heißt bei den Moselfranken „Bootsch, Bausknup, Hupseman, Knipsche", das Endstück im Ripuarischen „et Knäpche, et Knüertsje", im Moselfränkischen „et Schäbelche"; die nicht geteilte ganze Brotschnitte heißt an der Ahr „Ömoort". Zahlreich sind auch die Namen für den weichen, inneren Teil des Brotes, selbst noch für die Auswüchse, die man z. B. in der Eifel „Kolter" nennt. Des Baumes Äste führen je nach der Dicke und dem Alter verschiedene Namen, vom „As" bis zum „Tak" und „Zwaken" und „Zweleken". Sehr biegsame Zweige heißen besonders „Schnade, Jusche, Schmucke". Die Astgabelung ist „Furk, Zwach, Grai, Gradel", der Baumgipfel „Jepel, Kits, Dolen, Dou, Schneip" genannt. Selbst noch der Abfall, das dürre Reisig, hat bei den Moselfranken mehr als ein Dutzend Benennungen, wie „Gehäter, Gekrotsch, Gemik, Genistel, Geraker, Geschnokelts", im Ripuarischen nicht viel weniger, z. B. „Jefitschels, Jemöll, Jemösel, Jereiser, Jesprökelts", im Niederfränkischen „Geräu, Gerei, Gereß, Gestöpps".

Der Reichtum an Ausdrücken für denselben Gegenstand ist zum Teil durch die Mannigfaltigkeit der Mundarten im Rheinlande oder genauer gesagt durch den Anteil am ober- und zugleich niederdeutschen Sprachschatz bedingt. Das zeigt sich z. B. deutlich an den Benennungen für Maikäfer, deren weit über ein halbes Hundert nachzuweisen sind, darunter solche wie „Kewierts, Hirleherts, Mekes, Molkenzouersch, Schosklemer". Weit mehr noch lehrt dies die Bezeichnung für Schmetterling in der rheinischen Volkssprache; dieser trägt weit über hundert verschiedene Namen, je nach dem Orte oder der Gegend „Witmop, Schmant- (Rahm-) lecker, Panneweber, Sumerop, Flatter, Fliflatter, Flickert, Flauer, Kappeskopp, Fifalter, Geiling, Schneffelter, Bibbernickel, Piffel, Peperling, Fifaumelte, Flabbes" und so fort. Ähnlich ist es mit Hagebutte. Im übrigen sind die mundartlichen Bezeichnungen besonders für Pflanzen meist von großer Anschaulichkeit, manchmal auch von poetischem Reize, wenn z. B. der Kölner die Fuchsie „Blootsdröppche" nennt[25].

Aber es gibt dabei auch einen örtlich beschränkten großen Wortschatz. Der Kölner ist imstande, das gemeindeutsche Wort Ohrfeige mit mehr als fünfzehn Ausdrücken zu belegen, z. B. mit Döllche, Fimm, Juuv, Tachtel [26]. Bei diesem örtlichen Wortreichtum zeigt sich schon im einzelnen das feine Unterscheidungsvermögen und die scharfe Beobachtungsgabe auch des einfachen Volksgenossen. Sehr lehrreich ist die Probe, die Joseph Müller vom rheinischen Wörterbuch in Bonn für die Arten des Gehens und Laufens aus einer einzigen Dorfmundart, aus der seines Heimatortes Ägidienberg bei Honnef am Rhein, zusammengestellt hat. An die hundert Zeitwörter! Außer den Wörtern für das gewöhnliche Gehen und Kommen gibt es da Ausdrücke wie „bomele, fladere, schludere, lodere, schwöntse, totere" für nachlässiges Gehen, „schlape, flape, schlampe, schlontse, schlurekse, schlarve, latsche, trötsche" für müdes, träges Gehen, „lömere, schlenkere, zöbele, zögele, trentele, kwengele, jengele, dusele" für die langsame Gangart, und wieder andere für das plumpe, watschelnde, müßige, steife, zierliche, hinkende, schiefe, schleifende Gehen. Dazu kommt noch die große Zahl der Wörter in eigentlicher und übertragener Bedeutung für die Abarten des Laufens. Bei dem Begriff arbeiten ist es ähnlich. Das Völkchen an der Saar kennt ein „biseln, wiewern, kwiseln, domeln" für lebhaft, emsig arbeiten, ein „schorjeln, sech schenen, katzbaljen, britseln on witseln" für mühselig arbeiten, ein „gwadeln, dradeln, dadeln, badeln" für schaffen, ohne Namhaftes zu leisten.

Bei solcher Fülle von Wörtern in der rheinischen Volkssprache ist es nicht verwunderlich, daß einzelne Dorfmundarten einen sehr reichen Wortschatz aufweisen, so die des Dorfes Ägidienberg 10000 bis 11000 Einzelwörter. Selbst eine stark der Verflachung ausgesetzte Mundart wie die von Cronenberg [27] im bergischen Lande bei Remscheid birgt noch über 8100 Einzelwörter, darunter mehr als die Hälfte Sachwörter.

Von den Sachwörtern werden viele in übertragener Bedeutung gebraucht, namentlich gern in Schimpfen und Schelten. Da ist ein Mädchen oder eine Frau „en domm Höt" (Haupt), „domm" oder „kromm Schottel" (Schüssel), „domm Schruut" (Truthenne) oder „en ahl Schruuf." Für kleine Leute hat der Elberfelder Namen wie Krukesstoppen, Dopp, Dotz, für eine dicke, unbeholfene Frau Kaschtei (Kastanie). Einen langen Menschen nennt man in Köln

entweder dä Lang oder dat lank Jerämsch (zu Geräms, mittelhochdeutsch ram Gestell), in Elberfeld en Angerthalven (um die Hälfte länger als gewöhnlich). Ein großes hageres Mädchen heißt Hoppestang, ein kräftiges Frauenzimmer Bureknöppel, eine dicke Frauensperson in Koblenz Muck (eigentlich Mutterschwein). Fääch (fegen) sagt man in Köln, aber auch in Elberfeld für einen „Drachen" oder auch für ein arbeitsames, kräftiges Weib. Durch die Übertragung der Bedeutung wirkt das Volk auch sonst bildhaft und anschaulich. Das abklappbare Hinterteil an Knabenhosen wird im Kreise Erkelenz scherzhaft als „Schlaßkar" (Schlagkarre) bezeichnet.

Der übergroßen Fülle der Wörter gesellen sich unzählige Redensarten und Sprichwörter bei, die in das Gebiet der Volksweisheit gehören und bereits in das der Volksdichtung hinüberleiten. Bei ihnen offenbart sich noch mehr die Vorliebe des Volkes, in sinnfälligen Bildern zu sprechen, Gedankliches bildhaft zu umschreiben. Zustände, Eigenschaften, Handlungen kann es auf diese Weise mit großer, treffender Deutlichkeit ausdrücken.

Ist z. B. jemand verarmt, so heißt es in Aachen: „Heä eß op der Honk." Zugleich sieht man aus dieser Fassung, wie die allgemeine Redensart vom Pferd auf den Esel kommen [28] hier volkstümlich weitergebildet ist. In Köln sagt man von dem, der reich war und arm ist: „Dä es vun der Läuv en der Keller jefalle." Wer verschwenderisch lebt, wird leicht zum Bettler und Dieb und wandert ins Gefängnis. Das drückt der Aachener aus in der bildhaften Satzumschreibung: „Weä Speck oëne Bruëd eßt, kömt open Vijeling" (frz. violon, Arrestzimmer) [29]. Der einfache Begriff verschwenderisch lautet umschrieben im Ripuarischen: „Dä ös em riife Joor jonk jewees." Eine der treffendsten bildhaften Wendungen ist in der Landschaft hinter den Sieben Bergen im Schwange. Von der Arbeit des „Fuulich", des überfaulen Mitbruders, heißt es: „Wo hä morjes de Zi.e hät, do hätte ovents de Fääsch." Wenn der Kölner aber sagt: „Hä sööк fäädije Arbeit", so zielt er ebenfalls auf einen äußerst faulen oder bequemen Menschen. Nach der Meinung vieler Eifeler arbeitet der Faule „wii en aajebonnen Ooß". Wer die Arbeit nicht recht anzupacken weiß, „löuf sich duut ener Noßschaal". Auch den berechnenden Schlauberger faßt der Volksmund. „Dat e.ser (ist ihrer) och ene, dä et möm Hohnderkläuche krieje wel."

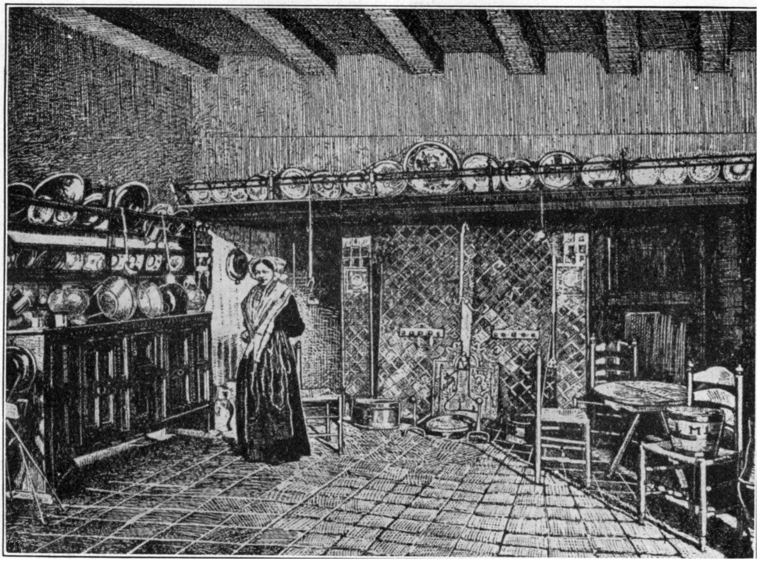


Abb. 29. Grafschafter Bauernküche (Mö



Abb. 30. Backofen (Eifel), rechts Hahl mit Kessel.



Abb. 31. Wohnstube eines bergischen Bürgerhauses.

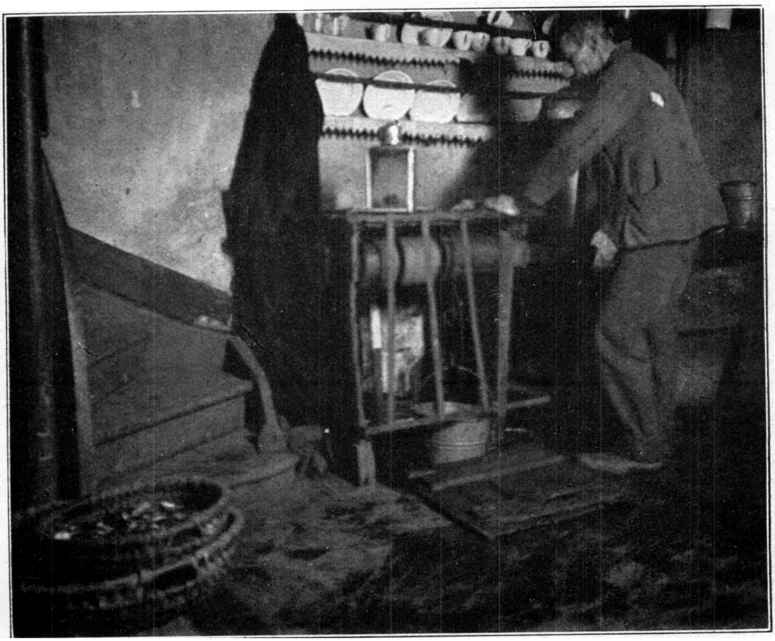


Abb. 32. Brunnen in der Küche (Eifel).

Solche Vergleiche sind in der rheinischen Volksrede sehr beliebt. Gebricht es einem an Kraft und Lebendigkeit, so sagt der Aachener: „Heä eß ene Keäl wi e Ponk Woesch.“ Einen Hochmütigen faßte ein Bauer bei Mörs mit der schönen bildhaften Wendung: „Hei schmitt sech en de Borsch (Brust) wie en Lieweringsken (Feldlerche) op de Kluut (Scholle).“ Mehr noch als die inneren Eigenschaften wird die äußere Erscheinung des lieben Nächsten verglichen. Wer ein schlechtes Aussehen hat, „dä süht ut, as wänne (als wenn er) dr Lä.eger frä.ete hätt,“ d. h. die Umhüllung eines neugeborenen Kalbes oder einer Ziege [30]. Von einem im Gesichte abgemagerten Menschen heißt es im Siebengebirge: „Dä sit uus, äs könnter (könnte er) en Jeeß zweschen de Hoende (Hörner) büße,“ während der Kölner von einem dünnen Menschen sagt: „Demm kammer (kann man) e Vatterunser durch de Rebbe (Rippen) blo.se (blasen).“ Geht jemand siech umher, so hört man wohl noch sagen: „Dä sit uus, äs wanne si Schoofsträh (Stroh, auf dem die Leiche aufgebahrt wird) at om Rök hät,“ während in Köln einer dem andern zuraunt: „Hä rüch no der Schöp.“ Gern werden auch Handlungen vergleichsweise veranschaulicht. „Leeje we nen Duudezeddel“ (gedruckter Nachruf) oder „we Jedröks“ gilt vom Übertreiben und Aufschneiden weit und breit im Kölner Lande. Die Eigenschaft eines Gegenstandes, z. B. eines Stoffes, wird zum Fassen greifbar deutlich vorgeführt: „Dat es esu dönn, do kannste Lüüs dur büüle“ (durchbeuteln, durchsieben).

Einzelne Stände und Berufe arbeiten besonders gern mit bildhaften Redensarten. „Fas ejen Schong joë“ oder fest in den Schuhen gehen heißt bei dem umsichtigen Geschäftsmanne in Aachen nach festen Grundsätzen handeln. Dem Käufer, der den Preis für eine Ware hoch findet, bedeutet der Händler: „De ieschte Kiesche kosten et Jeld,“ seltene Ware ist teuer wie die ersten Kirschen. Kann er Forderungen nicht beitreiben, so muß er sie „sich ajen Beän (Bein) benge“. Auch die einzelnen rheinischen Handwerker haben ihre besondere Bildersprache, die freilich vielfach mit der bei Handwerkern anderer Stämme übereinstimmt. Eine besondere Färbung verleihen noch der rheinischen Volkssprache die Wendungen, die auf die Kirche und den geistlichen Stand zielen. So heißt es von dem, der in das Priesterseminar eintritt, im Trierer Land: „E krächt de lange Rock,“ und ähnlich am Niederrhein:

„Dä hatt all dr lange Rock". Wie Pfarrer oder „Pastór" und Küster oder „Offermann" oder „Pastursch Selfkant" sich auch in ihren Einnahmen unterscheiden, lehrt der Satz: „Räänt (regnet) et op dr Pastór, dann dröp et op dr Köster", in allgemeinerem Sinne: es fällt immer etwas auch für einen zweiten ab. Die sich dem Klosterleben weihen, sind auch Menschen mit Schwächen und Fehlern; sie verhüllen und verbergen manchmal ihre Gesinnung, wenn man dem Satze Glauben schenken will: „Bejinge (auch für Nonnen gebraucht) sin nit wie se schinge." Himmel und Hölle nennt der Kölner in ihrem gegensätzlichen Verhältnis in der Aufforderung, „Jank (Geh) nom (nach dem) Deuvel, dann stüßte (stößt du) och keinen Heligen öm"[31].

Es ist menschlich, allzu menschlich, daß die meisten Redensarten, die sich mit dem Nächsten befassen, mehr die Fehler und Mängel als die Vorzüge und Tugenden hervorheben. Versöhnend wirkt dabei, daß dies, wie es besonders beim rheinischen Volke der Fall ist, meist in harmloser Weise und oft auch mit einem recht gesunden Humor geschieht. „Dä läuf sich de Bein uus der Bots" bedeutet, daß jemand sich um etwas emsig, aber vergeblich bemüht. Die Anspielung auf jemanden, der eine lose Hand hat, zum Schlagen neigt oder gern nach fremdem Eigentum greift, erfolgt in Köln mit der scherzhaften Wendung: „Demm han se de Häng zo fröh us der Weckel jedon" (Säuglingen wurden früher auch die Arme eingewickelt). Selbst bei ernsten oder traurigen Ereignissen fehlt nicht dem bildhaften Ausdruck der Stich ins Scherzhafte. „Dä hät en Herrjotsoorfich kräje", heißt es z. B. in Köln von dem, der einen Schlaganfall erlitt oder jähen Todes starb. Auch in den Drohungen, die früher wie die Flüche und Verwünschungen allgemein ganz greulicher Art waren[32], und in denen auch noch heute Hals und Balg und Messer eine Rolle spielen, ist noch viel Humor oder wenigstens ein Quentchen davon zu spüren. „Maach nit, dann schlagen ich dich op dr Kop, datte (daß du) Plattfööß kriß", oder „Wennste dat dees (tust), da kriste ene Jeck an dr Hals".

Die Vorliebe des Volkes für die immer etwas humoristisch gefärbte und oft auch ironisierende Bildersprache findet sich im Rheinlande früh in den alten bäuerlichen Rechtssatzungen, den sogenannten Weistümern, d. i. genau den Weisungen über das gebräuchliche Recht[33]. Besonders das Mainzer, Trierer und das südliche Kölner

Gebiet ist mit solchen Urkunden alten bäuerlichen Lebens, Denkens und Veranschaulichens gut vertreten [34].

Wenn auch das Volk am liebsten umschreibt und sich vergleichsweise ausdrückt, so meidet es darum doch nicht festbestimmte Einzelwörter für Gedankliches. „Köppsch“ in Elberfeld und noch mehr „kopstännig“ in Koblenz sind sogar sehr anschauliche Bezeichnungen für den, der eigensinnig ist, auf seinem Kopf besteht, und „laidstännig wiere (werden)“ bedeutet in Koblenz von einem Vorhaben abstehen, weil es einem leid geworden ist [35]. Und will man den fröhlichen Zecher im ersten Abschnitt der Bezechtheit kennzeichnen, so nennt man ihn im Ripuarischen „höötsfruu“, frohen Hauptes oder froh im Haupte, wie man es in Köln schon 1737 tat. Wer aber dem Trunk ergeben ist, von dem heißt es mit besonderer Betonung: „Hä maach“ (Er mag — gern trinken).

Seine Redensarten kann das Volk durch zahlreiche Sprichwörter ergänzen [36]. Diesen mißt es größere Kraft und Bedeutung bei. „Dat es e Sprüchwoot un e Wohrwoot,“ also ein wahres Wort, setzt man in Köln gern hinter jene weisheitsvollen Sätze. Aus ihnen spricht die Erfahrung der Volksgenossen, und oft kann der Sprecher selbst sie durch seine eigene bestätigen. Weiß z. B. der Mann aus dem Volke gute Nachbarn zu schätzen, so lehrt ihn auch die Erfahrung, gewisse Nachbarn zu scheuen. „Ne schläächte Nober neven der Döör, scheut mer we et hellische Föör.“ Andere behaupten sogar auf Grund alter Erfahrung: „Eine Minsch es demm andere singen Deuwel.“ Besonders gut weiß man auch, daß jeder gern seinesgleichen sucht und liebt. „Glich vehe, das leckt sich gern,“ schreibt Hermann Weinsberg [37] zum Jahre 1588, und ähnlich äußert sich Heinrich Lindenborn, der kölnische Diogenes, um 1748: „Glich Vieh sücht (sucht) sich, glich Vieh fingd (findet) sich, en (und) ein Esel kraut den andern.“ [38] Der Erfahrungssatz dient zugleich als Klugheitsregel. „Joot Koß es halve Luun“ beherzigen Herr und Knecht in gleicher Weise oder sollten es wenigstens. Ein Gebot der Klugheit verbirgt sich auch in dem Sprichwort: „Joot Jescherr (Werkzeug) es half jearbeit,“ d. h., wer schnell vorankommen will in der Arbeit, nehme gutes Werkzeug.

Seine erzieherische Spruchweisheit bringt das Volk in mannigfaltiger Form an. Neben dem kurzen, knappen Satz ist die zweizeilige gereimte Form beliebt; in der rheinischen Volkssprache be-

gegnet man ihr häufig. „Trick mer üwer der Dürpel of de Soot (Gosse), mer verleet de Mötz of der Hoot.“ (Ein Umzug, auch in der Nähe, bringt einen Verlust.) „Laache un jringe, hange an jliche Linge“ (Lachen und Weinen sind oft nahe beieinander). „Fänk mer aan an de Wäng, dann hät et baal en Eng“ (Notverkauf von Bildern, Schränken und anderem Hausrat deutet auf baldigen Zusammenbruch, Köln). „Weker (welcher, wer) sin Gäilt wel sen stuwen, dä mot et leegen an de Jimen on de Duuwen“ (Wer zeitraubende und kostspielige Liebhabereien treibt, bringt es zu nichts, Cronenberg bei Remscheid). „Dä jeloft wellt senn, dä muhß sech aan e sterewe jenn“ (Kr. Prüm), also erst nach dem Tode wird der Verstorbene gerecht beurteilt und man erkennt, was man an ihm gehabt hat. Auch findet man die zusammengehörigen Satzteile oder Sätze mit demselben Worte eingeleitet und verknüpft. „Wie mr (man) sich went (gewöhnt), wie mr sich hät (so ist man)“ wird sehr gern den Kindern und Jugendlichen in Köln gesagt. „Wië öfte op de Schueß, wië iete (eher) jrueß,“ sagt man im Siebengebirge zur Beachtung bei der Pflege des Kindes. „Wië me den Dreck mië menk, wië mië stink“ (Siebengebirge) lautet im Kreise Prüm in der Eifel: „Wat mer den Dräck mii riirt, wat hä mii stenkt.“

Die als besonders niederdeutsch bezeichneten Beispielssprichwörter [39], Sprichwörter mit angehängten Beispielen, sind im Rheinlande noch etwas südlicher verbreitet, als die niederdeutsche Sprachgrenze reicht [40]. Im Kreise Schleiden in der Eifel sagt man, wenn jemand übertrieben vorsichtig ist: „Mer kann net vüersichtig jenouch sen, saat de Frau, dou heel se em duete Wolef de Muul zo.“ Oder man hört: „Aller Aafank os schwär, saat ene jonge Spetsboof, du stuel he ene Ambos.“ In solchen meist mit „da“ eingeleiteten Anwendungen eines Sprichwortes oder einer sprichwörtlichen Redensart wird aus Ernst mehr Scherz gemacht und eine gute Wirkung erzielt. Das rheinische Volk zeigt auch für diese Form der Spruchweisheit gutes Verständnis und bedient sich ihrer gern. Alten Kölnern sind noch eine größere Zahl solcher Beispielssprichwörter bekannt [41]. „Jirlich wäät am längste, saat der Wingweet, do schnete se im de Wasserleidung af.“ „Et nüdichs zoeesch, (zuerst) saat der Boor, do kamesölten hä sing Frau un leet et Päd em Jraave lije.“ „Et Alder jeit vör, saat der Jung, do worf hä singen

Üüm de Trapp eraf." „Besser es besser, saat der Jung, do strech hä sich Zucker op der Zirop." „Et es nit alles Botter, wat de Koh jit, saat de Mäd, do trot se ene Flaade." „Et jeit nix üvver de Reinlichkeit, saat der Boor, do driiten hä op Kresdaach siin Hemp eröm." „Prakeseere es de Kuns, saat der Schnieder, do sats hä der Lappe neven et Loch." Aus dem Monschäuer Lande werden überliefert: „Der Mode moß gehaue (gehalten) wäede, saat de Frau, du zerbroch se op de huech Absäts e Been." „Et jeht nüß vör e jot Överläch, saat de Frau, du sats se der Lapp neverje (neben das) Lauch." „Me moß alles probeere, saat der Hanswoescht, we se em nojen (nach dem) Jalch (Galgen) fueten." Ähnlich in Aachen: „Hüi jet (gibt) et enen heäßen Daach, sat de Hex, du woed se verbrankt" [42].

Wie das Volk lebt und arbeitet, sich selbst und den lieben Nächsten beurteilt, Gott und die Welt im ganzen anschaut, das alles spiegelt sich in seinen Spruchreden wieder. Je mehr daher von dieser „Weisheit auf der Gasse" bekannt wird, desto besser wird man das Wesen des Volkes, die Volksseele erkennen und behandeln können. Wie spruchreich im übrigen ein einzelner kleiner Volksteil sein kann, lehrt die Aachener Mundart, die nach Schollens trefflicher Sammlung (vgl. Anm. 42) nahezu 3200 Spruchreden umfaßt.

Mehr der geselligen Unterhaltung dient das Rätselraten. Bei diesem ist es nicht nur auf ein gegenseitiges Messen des Scharfsinnes und der Erfindungsgabe abgesehen, sondern auch auf Neckerei. Diese wird um so lebhafter, je verzwickter die Einfassung des Rätselwortes und je widerspruchsvoller der Sinn ist. Für die Auflösung „de Been in de Box" (Beine in der Hose) gibt es z. B. am Niederrhein die geheimnisvolle Rätselform: „As (wenn) se drin sin, sin se drüt (draus), sin se drüt, sin se drin." Ähnlich widerspruchsvoll und unlösbar, aber auch geheimnisvoll klingt, was man den Kindern im Jülicher Lande raunt: „Komme se, dann komme se net, Komme se net, dann komme se. Bäßte (besser) komme se net als dat se komme." Der Bauer meint die Tauben auf dem Felde und die Saatfrüchte: Kommen die Tauben und fressen die Saatkörner, dann kommt die Saat nicht auf, und kommen die Tauben nicht, dann wächst die Saat. Anderseits kann das Volk gerade durch die Art, wie es den zu ratenden Gegenstand umschreibt, zeigen, welches Maß von Witz und Humor es

besitzt, wie stark seine Einbildungs- und Vorstellungskraft ist. Rheinische Volksrätsel [43] sind in dieser Beziehung oft außerordentlich glücklich gebildet. Das Rätselwort Nadel mit Faden wird z. B. im Siebengebirge sehr anschaulich umschrieben: „E stöele Peadche on e linge Steatsje, wie fieter (schneller, Steigerung zu fiir = schnell) dat dat Peadche lööf, wie küete wid (kürzer wird) dat Steatsje."

Im allgemeinen dienen sehr gegenständliche Dinge als Rätselwörter, Dinge aus Haus und Hof, aus Feld und Wald, Tiere und Pflanzen, und nicht zuletzt der Mensch und einzelne Teile seines Körpers. Wie einzelne Gegenstände, so sind auch vielfach die entsprechenden Rätsel auf bestimmte Gegenden beschränkt. Der Holzschuh ist z. B. sehr bezeichnend als Rätselwort für ein gerade am Niederrhein, der Holzschuhgegend, verbreitetes Sachenrätsel. In der Gegend von Wesel lautet seine Fassung: „Holder, kabolder geng öwer den Sölder, hat de Mul voll Menßenfleiß, roj ös, wat ös dat?" Wohl im ganzen Rheinlande ist dagegen verbreitet gewesen das Rätsel vom Flachs, z. B. im Siebengebirge in der Form: „Wie ech junk woë on schön, drooch ech en bloë Kruën, wie ech alt woë on stief, bungen se mer ene Band öm et Lief; ech wued jerip on jerap, jestup on jestap, se schloeche mech, dat ech den Hals zebroech, on zeletz wud ech van fing Heare jedraege" [44]. Das Rätselwort „zinnernes Öllämpchen" geht im ripuarischen Gebiete sehr einfach gekleidet: „E isere Stöhlche, e fett Pöölche, e wölle Därmche." Dieses Rätsel bewahrt die Erinnerung an eine frühere Art der Beleuchtung, an die zinnerne Öllampe, die auf dem stangenähnlichen Unterstand den Ölbehälter mit dem Docht trug. Zu den ältesten bekannten Rätselwörtern gehört „der Mensch", und die aus dem Altertum bekannte Form der Umschreibung ist auch in die deutschen Volksrätsel eingedrungen. Daneben kennen die deutschen Volksteile auch andere Umschreibungen. Eine auf dem Hunsrück (bei Simmern) beliebte lautet: „Uf dsween Schdembel schdeed e Bauchbiid (große runde Bütte), uf de Bauchbiid, doo schdeed e Maalmiil un e Blabermiil un uuwe druf is e wile Wald."

Selten begibt sich das Volksrätsel auf das geistige Gebiet. Es arbeitet lieber mit greifbaren, den fünf Sinnen wahrnehmbaren Dingen als mit Buchstaben, Silben und Wörtern, die verändert, versetzt oder geteilt werden sollen, oder mit Zahlen, die nur durch

Berechnung gefunden werden können. Selten wohl sehen wir es in Verbindung mit Märchen und kleineren Erzählungen oder Dichtungen anderer Art gebracht. Solche Erfindungen eines Einzelgeistes werden nicht allgemeines Volksgut. Immerhin finden sich Beispiele in der rheinischen Volksdichtung[45]. Den Auszug des Schäfers mit Hund und Herde schildert ein Rätsel, das an der Erft lebte und noch bekannt ist:

„Hack on Mack (der Schäfer)
Drooch dr Sack,
Schottelerott (Hund vor der Herde)
Jeng (ging) och ad (= ald, schon) mot (mit).
Knibbeleknauche (die Schafe)
Dorch de Fue.
Schottelerott (Hund hinter der Herde)
Ad mot dedu'r" (dadurch)[46].

Um so volkstümlicher sind die zweideutigen Rätsel. Erfahrungsgemäß erlangen sie die größte Verbreitung im Volke; denn das Sinnliche zieht mehr an als das rein Geistige. Manche dieser Rätsel erwecken in ihrer Fassung geradezu schamverletzende Vorstellungen, während freilich ihre Auflösung ganz unschuldig ist. Hierhin gehört auch die weitverbreitete Umschreibung für das Rätselwort Auge, die in mehreren ripuarischen Fassungen bekannt ist[47]. Andere wieder bringen bei harmloser Umschreibung in der Auflösung derbe Natürlichkeiten.

Eine sehr große Menge von Rätseln ist in Frageform gefaßt, z. B. „Wie vel Rattesteaze moß me han, wann me de Sonn an de Ead benge welt?" (Einen, wenn dieser lang genug ist) oder: „Wat brennt länge, e Waaßleech odde en Ünzelsleech (Talgkerze)?" (Beide brennen kürzer.) Den meisten dieser neckischen Rätselfragen liegt ein Wortspiel oder ein „schlechter Witz" zugrunde. Derbheiten sind auch hier sehr beliebt; sie sind überhaupt seit alters volkstümlich und werden es bleiben. Denn niemand kann über seinen Schatten springen, das Volk seine Natürlichkeit nicht aufgeben.

Die Neckluſt steckt den Rheinländern stark im Blute, und das rheinische Volk befriedigt sie in zahllosen Namen und Reimen, die einzelnen Personen oder Vertretern einzelner Berufe oder auch ganzen Gemeinschaften und Landesteilen nachgerufen werden.

Die Jugend beteiligt sich besonders lebhaft an solchen Neckereien. Fast auf alle am jeweiligen Orte sehr gebräuchlichen Vornamen gibt es einen Neckreim. „Et Mari" in Keyenberg (Kreis Erkelenz) muß hören und darf sich nicht viel wehren, sonst schallt es lauter: „Mari, Mari, die Rottelsfott, die löp et janze Dörep erop." Mädchen, die Gertrud heißen, ruft man in der Eifel zu: „Drökche, Drökche, stür dich a nüs, du kres (kriegst) e Männche, dat kous (kostet) dich nüs." Auf Matthias oder Mattes reimt man dort: „Mattes, kouch Kappes, kouch Sur, kouch Söuß, kouch allerlei Jemöus," und auf den am Niederrhein beliebten Namen Nikolaus (Klas): „Kloas, Kloas, Klas, schütt ene Has, pack em beim Fraß on schmitt em en de Maas." Selbst Namen wie Konrad müssen sich ein Spöttchen gefallen lassen: „Konderäddche, wie jeht dat Räddche? Dat Räddche jeht wie Konderäddche." Allein in Oberdollendorf am Siebengebirge kennt man auf 24 weibliche und männliche Vornamen jedesmal verschiedene Reime [48].

Von den verschiedenen Berufsständen werden Schornsteinfeger, Schuster und Schneider, Barbiere, Anstreicher, Dachdecker und Metzger mit Spottnamen und Spottversen gern bedacht. In Düsseldorf nennt man den Anstreicher „Jeewelwichser", in Köln den Schuster „Pechdrot". Nicht wenige der Spottnamen für Handwerker sind von einem ehrwürdigen Alter, freilich zum guten Teile ausgestorben. „Ungelernte" Gesellen der Leiendecker (Dachdecker) wurden um 1493 Bleiwürmer genannt [49], ähnlich wie der Drechsler bei Hans Sachs Holzwurm heißt. Schneider wurden und werden mit Spott fast zugeschüttet. Am meisten wird der Schneider mit dem Geißbock geneckt und „Geiß" gerufen [50]. In Köln ruft 1624 einer aus dem Fenster vier vorübergehenden Schneidersgesellen zu: geiß, geiß [51].

Ein frischfröhliches Neckspiel in Versen treiben wiederum die Jungen und Mädchen mit den Handwerkern. Dem Schornsteinfeger ruft man am Niederrhein im Kreis Erkelenz nach: „Scharüt, möt dä decke Klüt." Koblenzer Buben (und ähnlich andere in ihrer Mundart) wissen halb singend zu rufen: „Ballewuts, Ballewuts, ballwer mich mool, aimol schripp, aimol schrapp, dann es dä ganze Bart ab." Mit dem Vierzeiler: „Wör doch dat Daak nit do, fööt ok di Hipp nit do. O, do sitt en Hipp om Daak, Hipp op demm Daak" neckten im Bergischen die Kinder die Dachdecker, wenn

diese das Dach flickten. Der Schneider, am Niederrhein Schröer oder Schrüer (zu Schröder), wurde in Elberfeld verspottet: „Schnider wippop, Schnider wippop, wo häß du die Schiar? An der Winkmoël, an der Winkmoël! Dann hool se dek wiar!“ In Oberdollendorf neckt man ihn: „Och Jott nouch, hät ech douch nouch, döes Wouch nouch für e Knoplouch blooe Jaan.“

Viele solcher Neckreime sind nichts weiter als bloße Wortspielereien. Anders ist es schon mit den Necknamen und Spottreimen, die sich einzelne Volkskreise gefallen lassen müssen. Dem Juden rief man früher zu: „Jüd, hepp! hepp! Stäch (Stä.ek) ding Nos en de Wasserschäp (Waterschäp)“[52]. Auch die Kinder der beiden christlichen Konfessionen maßen sich zu einer gewissen Zeit mit Versen, die nicht gerade von Duldsamkeit Zeugnis ablegten. Die Bewohner einzelner Häuser, Dörfer, Städte und ganzer Landstriche haben füreinander allerhand Namen. Eine sehr eigenartige Bezeichnung führt z. B. der Grenzstrich im Westen ungefähr von Herzogenrath bis Erkelenz; er heißt nämlich „der Seleffkant“ (Tuchkante) oder auch das „geistliche Mistbeet“, weil aus diesem Gebiet viele geistliche Herren stammen. Die einzelnen Dorfschaften dieses abgelegenen Landstriches foppen sich gegenseitig mit Namen wie Gängelder (Gangelt) Murepen (pen, Pflock), Sövelder (Saeffelen) Boggeskooke (Buchweizenkuchen), Gelroer (Gilrath b. Gangelt) Sandhase. Im Kreis Erkelenz hört man von „Kü.ekho.ever (Küchhoven) Jaapstöck“, von „Holzweler (Holzweiler) Herrgottsverkööfer“. Sehr anrüchig sind die „Käämberger (Keyenberg) Drietschörger“, die „Immeroder (Immerath) Seekschörger“. Die Bewohner von Venrath stehen im Rufe, besonderen Wert auf viel „Staat“ (feine Kleidung) zu legen, weshalb man in der Umgegend vom „Vääanderer Wenk“ (Wind) spricht. Von den Einwohnern Adendorfs im Kreise Rheinbach, die zu einem guten Teile Kannenbäcker sind, sagt man in der Umgegend allgemein: „Bei de Eadmöbbele“ und meint mit „Ead“ die Tonerde, die sie auf der Töpferscheibe drehen. Die Gegend um Kelberg-Boos heißt spöttischerweise „Bäreländche“, weil angeblich ihre Bewohner besonders große Tolpatsche sind. Einige Dörfer in der Gegend von Simmern backen am liebsten flache Kuchen (Fladen) mit Birnenmus; ihnen wird darum spöttisch „Beereflaare“ zugerufen. Nach dem Leibgericht der Bewohner von Overath im Bergischen, dem

„Wärmt" aus Hafermehlbrei, nennt man das Dorf „Wärmtsoverot". Die Bitburger in der Eifel zankt man wegen ihrer Sprache mit einem ganzen Satze: „Bes Fregdaach kreen mr dä Schnegder, dan hamer noch kee Scheftche Holz jehäkt." Den Solingern im Bergischen, die in der Umgegend als Windbeutel gelten, legt man den Vers in den Mund: „Göf mek en Daler Geild, dann go ek no Elberfeild on mak Wenk" (Wind). Die Bewohner von Bonn und Umgegend, die das r der Endung er nicht aussprechen, verspottet man mit Sätzen wie z. B. „Pitte, jank ens en de Kelle, hol jet Botte op de Telle." Die Bewohner des Dorfes Haaren (Kr. Heinsberg) werden wegen ihrer Aussprache von a geneckt mit dem Satze: „Joaun, sett ens de Koaun opr Koaus, ech well ens doaunze" (Jan, stelle einmal die Kanne auf den Kasten — Kas = Schrank — ich will einmal tanzen)[53].

Als Trost mag es also den Dörflern dienen, daß auch Städter ihren Namen haben, selbst Großstädter wie Kölner, Aachener, Düsseldorfer. Ihre entsprechenden Kosenamen „kölschen Drickes (Heinrich), kölsche Kappesboor, kölsche Pefferlecker, Kölsche Kluut, Öcher Pen, Domjrof (Aachen), Krefelder Spulahn, Düsseldorfer Radschläger" haben teils sogar ein ehrwürdiges Alter, vor allem der noch in unserer Zeit gern von der Landbevölkerung gegen die Kölner gebrauchte Spottname „Pefferlecker". Bergische Bauern riefen im Jahre 1416 den Kölnern zu: „Herover, pefferlecker, ir velplucker! herover, ir perdesser!"[54]. Und sehr deutlich schimpfte 1628 ein Trierer kölnische Bürger nach einer unhöflichen Geberde: „Das ist vor den colnischen pefferlecker!"

Viele Orte sind der Ehre eines neckischen Beinamens teilhaftig geworden wegen ihres angeblichen Schildacharakters. So verlegt der bergische Volksmann den Schauplatz törichter Streiche gern nach Much, Schalken oder Leuscheid an der Sieg, das moselländische Volk nach Wiesbaum (Kreis Adenau), Dahnen (Kreis Prüm) oder Kochem a. d. Mosel, der Jülicher nach Monschau und besonders nach Dülken bei M.-Gladbach. Große und kleine Schwänke sind von diesen und noch anderen Orten im Umlauf. So erzählt man: „Of der Mussel, wuu waiß ich net mi, hat vuur Zeite mool e Badeheisje gestanne, dat arg frequentiert wuure es, on sich deshalf als ze klain erwiß. Om dem Iwelstann abzehelfe, goof dä Borjemaister dä Root, noch en Stock drof ze setze." Welche von

diesen Schildbürgerstückchen volles Eigentum des rheinischen Volkes sind, läßt sich nicht ohne weiteres sagen; bei nicht wenigen ist Verwandtschaft mit dem Volksbuch von den Schildbürgern klar erkennbar [55].

Daß aber das rheinische Volk der Schwankdichtung überhaupt sehr zugetan ist, beweisen Hunderte und Tausende von drolligen und neckischen Stückchen und „Krätzchen", gereimte und ungereimte „Verzällcher", in denen das Volk übersprudelt vor heiterer Laune und fröhlichem Behagen, in denen aber auch des Volkes derber Sinn wieder stark herrscht, das Volk sich ganz ungeziert und ungekünstelt gibt wie in vielen knappen Spruchreden. Sammlungen wie „Dehemm (Daheim) in Saarbrigge" [56], „Stickelcher un Lierer" in Hunsrücker Mundart [57], „Drierisch Stöckelscher" [58], „Kowelenzer Steckelcher" [59], „Öcher Schnaakestöksjere, Verzällselcher än Ledchere" [60], „Kölsche Krätzjer un Schelдereie" [61], „Dürener Fääldbloome" [62], „Gläbäker Letsches on Stöksкes töm Senge on Vertälle" [63], „Stökske in Gochse Modertaal", „Gäldersche Lidjes än Döntjes" [64], „Bergische Stökskes" [65] und viele andere verraten eine alte, tiefeingewurzelte Veranlagung der Rheinländer für Schwänke, anderseits liefern sie zahlreiche Einzelzüge, die zur Erkenntnis rheinischen Wesens und Lebens führen.

Selbst noch in die klangmalenden Worte, mit denen der Volksmund Naturlaute jeder Art begleitet, legt der Mann aus dem Volke seine Gedanken und Gefühle hinein. Dem abwechslungsreichen Gesang der Vögel, z. B. der Drossel, Amsel und Wachtel schiebt das bergische Volk Worte unter, in denen es aus seiner Arbeit erzählt. Der Hänfling singt: „Spinn dicke, spinn dicke, alle Tage drei Stücke, spinn fiin, spinn fiin." Aus dem Liebesleben Eifeler Burschen plaudert der Buchfink, wenn er pfeift: „Fit, fit, fit, jef (gib) demm fenge Määdche e lecker, lecker Bützje" [66]. Die fast zauberhafte Einwirkung des Glockenschlages auf das menschliche Gemüt entlockt dem Volke wertvolle Eingeständnisse über Lust und Leid, Hoffnungen und Wünsche, auch über recht alltägliche Dinge.

In Birkesdorf bei Düren singen die Glocken beim Beiern oder Kirmesläuten: „Ménge Dóm (Daumen), ménge Fénge (Finger), méngen Elemboage, kriste meng Schwäste, da wiëschte mi Schwoage". In jeder von den vielen Pfarrkirchen Kölns hatte das Kirmesgeläute seinen eigenen Rhythmus und eigenen Reim. Recht offenherzig

beierten die Glocken von „Zinter Dring“ (St. Severin): „Alles, alles, wat mer han, hööt däm Jüdchen Abraham.“ Und die Glocken der Schifferkirche St. Maria-Lyskirchen am Rhein riefen: „Niklos es ene joode Mann, dä uns waal jet jeve kann.“ Recht derb aber klang es zum Kirmesläuten in St. Johann-Baptist: „Spillmannsjaß, do Rackerpack, häß Strüh em Sack, häß Flüh em Sack“[67]. (Vgl. auch S. 284.) Wieder andere Beierreime draußen auf dem Lande gelten der Verspottung des Nachbardorfes.

Wesentlich bei solchen Klang- und Schalldeutungen ist die starke Hervorhebung des Rhythmus, des Taktes, an dem das Volk seine Freude hat und der sich auch in einzelnen Ausdrücken, z. B. in den mannigfaltigen Bezeichnungen für Purzelbaum findet[68]. Noch mehr tritt das Rhythmische in den Vordergrund bei den zahlreichen Spiel- und Arbeitsreimen, deren sich die Kinder beim Abzählen vor dem Spiele, beim Reigen und auch noch bei bestimmten sittenmäßigen Arbeiten, z. B. beim Lösen des Bastes im Frühjahre, bedienen, deren aber auch noch die Alten nicht entraten können, sei es bei gemeinsamer Arbeit oder bei der Pflege und Erziehung des Kindes oder beim Tanz. Bei der volkstümlichen Sitte wird von diesem reichbelaubten Zweige der Volksdichtung noch die Rede sein.

Zwischen manchen dieser auch „Bewegungslieder“ genannten Taktlieder und den stimmigen, gesungenen Liedern bestehen insofern starke Ähnlichkeiten, als auch sie Stimmungen wiedergeben. Tanzlieder vereinigen besonders Rhythmus und Stimmung.

Dem Liede im engeren Sinne, dem Stimmungsliede, hat des rheinischen Volkes sangesfrohe Natur eine wahrhaft große Pflegestätte bereitet. Die meisten Lieder freilich, die in den einzelnen rheinischen Landesteilen heute lebendig sind, gehören dem großen deutschen Volksliederschatze an. So kommt es, daß die rheinischen Volkslieder fast durchweg in gemeindeutscher Sprache erklingen.

Auffallend sind unter ihnen die zahlreichen Lieder ernster, wehmütiger Art, vom Scheiden und Meiden, von ungestillter Sehnsucht, von der Liebe Leid, von Not und Tod. Sehr gern singt auch das rheinische Volk erzählende Lieder und Balladen, in deren Mittelpunkt wiederum die Liebe gestellt ist und Lust und Leid eng beieinander wohnen. Besonders unter den älteren rheinischen Volksliedern, deren Kretzschmer, Mittler, Simrock, Karl Becker und

Erk-Böhme [69] zahlreiche überliefern, sind sie zu finden, das Lied „Der eifersüchtige Knabe" (Es stehen drei Sterne am Himmel, Die geben der Lieb einen Schein. Gott grüß euch, schönes Jungfräulein, Wo bind' ich mein Rösselein hin?) oder „Die ungetreue Braut" (Ein Mädchen von achtzehn Jahren, Das hatt' von zwei Männern die Treu) oder „Falsche Liebe" (Es ist sich kein schöneres Leben, Als wenn sich der Sommer annaht, auch mit dem Anfang „Nichts mehr tut mich erfreuen"). An beiden Ufern des Niederrheins [70] wie an der Mosel und Saar lebte noch vor wenigen Jahrzehnten das Lied von der traurigen Braut: „Christinchen saß im Garten, den Bräutigam zu erwarten." In den ebenfalls früher gern gesungenen Liedern von „Schön Odilia" oder „Schondilje" tritt der verführerische Ritter, eine Blaubartfigur, auf. Jetzt noch beliebt ist das Lied von den „Drei Lilien" (Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf mein Grab. Da kam ein stolzer Reiter und brach sie ab).

Bedenkt man, daß das Volk *erlebend* kündet und seine Kunst zur Deuterin seines Lebens und seiner Gefühlsart macht, so muß man schon zugestehen, daß Lied und Leben auch weiter rheinischer Volksteile übereinstimmen. An dieser Behauptung ändert die Tatsache nichts, daß nicht wenige der weichen Stimmungslieder aus der rühr- und gefühlseligen Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts stammen, so das Lied von dem bis in den Tod getreuen Ritter Ewald:

„In des Gartens dunkler Laube
Saßen einstens Hand in Hand
Ritter Ewald und die Mina
Durch die Liebe festgebannt."

Karl Becker bezeichnet dieses Lied 1892 in seinem rheinischen Volksliederborn als das meistgesungene von allen in den verschiedenen rheinischen Gegenden. Im Bergischen wird es von den jungen Mädchen, besonders von den „Fabriks" (Fabrikarbeiterinnen) gern auf dem Heimwege angestimmt [71]. Das Volk wählt und bewahrt aus dem großen Born die Lieder, die ihm am meisten zusprechen. Ein im Text und Ton gleich schwermutsvolles Lied, das in allen Teilen des Rheinlandes lebt, gehört vielleicht derselben Zeit an [72]. Es beginnt:

„Ich habe den Frühling gesehen
Und habe die Blumen begrüßt,
Der Nachtigall Stimme gelauschet,
Ein liebliches Mädchen geküßt“ [73].

Sehnsucht und Wehmut ist auch der Grundton einer Reihe von Kunstliedern aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, deren sich das Volk bemächtigte und an denen es bis heute festhielt. Das von Geibel 1834 gedichtete Lied „Fern im Süd das schöne Spanien“ gehört jetzt noch zu den rheinischen Volksliedern, desgleichen das vor 1840 entstandene „Wie die Blümlein draußen zittern“. Sehr beliebt wurde auch im Rheinlande das Lied vom Wandersmann, der bei der Heimkehr die Geliebte als Gärtnersfrau wiedersieht:

„Müde kehrt ein Wandersmann zurück
Nach der Heimat, seiner Liebe Glück.
Doch bevor er tritt in Liebchens Haus,
Kauft er für sie den schönsten Blumenstrauß.

Und die Gärtnersfrau, so still und bleich,
Ging mit ihm zu ihren Beeten gleich;
Doch bei jeder Blume, die sie bricht,
Rollt eine Träne ihr vom Angesicht.“

Das sechsstrophige Lied ist überhaupt ein Lieblingslied des deutschen Volkes [74]. Wie sehr diese schwermütigen Lieder im Volke Wurzel gefaßt haben, sieht man daran, daß an der Stätte des Frohsinns vorzugsweise, in Köln, selbst noch in den Tagen toller Lust, zur Fastnachtszeit, von großen und kleinen Kindern, von Leuten aus den arbeitenden Ständen das wehmütige Lied vom treuen Husaren und der sterbenden Geliebten [75] gesungen wurde und ab und zu noch gesungen wird:
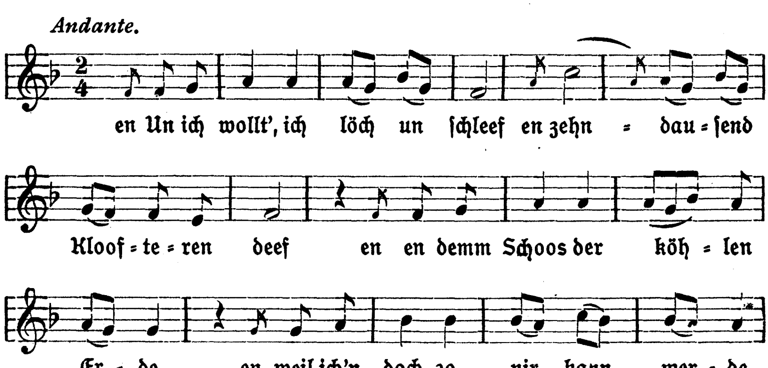
„Es war einmal ein treuer Husar,
Der liebt sein Mädchen ein ganzes Jahr,
Ein ganzes Jahr und noch viel mehr,
Die Liebe nahm kein Ende mehr.“
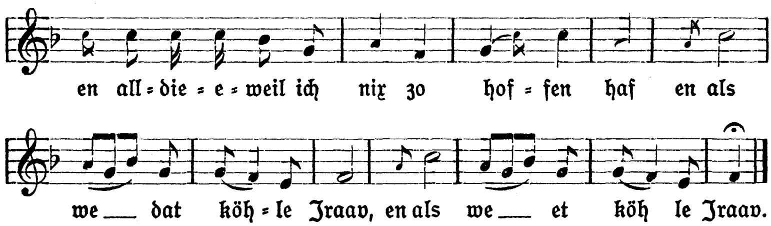
Die Vorliebe des Volkes für weiche, gefühlvolle und wehmütige Stimmung bricht sich immer wieder aufs neue Bahn in Liedern vom sterbenden Soldaten, von armen und unglücklichen Menschen. Zu

neueren Liedern gehört das aus sehr vielen rheinischen Orten überlieferte:

„Leise tönt die Abendglocke,
Die Natur senkt sich zur Ruh,
Vöglein singen Abschiedslieder,
Sonne sank dem Westen zu“ [76].

Es ist zu beklagen, daß neben den gemeindeutschen Kunstliedern, mögen sie zum Teil auch noch so schön und erhebend sein, kaum irgendein mundartliches Lied vorhanden oder lebendig geblieben ist, das schon in seiner Sprachform rheinischen Ursprung verrät. Eins der wenigen noch lebendig gebliebenen oder wieder erweckten alten Lieder in der Mundart ist das vierstrophige Zwiegespräch zwischen der Tochter und der Mutter: „Och Moder, ich wel en Ding han. Wat vör en Ding, miin Häzzenskind?“ Die Mutter, die zuerst rät und fragt: „e Pöpche?“ (Püppchen), dann „e Ringelche?“, dann „e Kleidche?“, aber jedesmal hören muß „nä, Moder, nä! Ehr sit kein joode Moder, Ehr künnt dat Ding nit rode, Wat dat Kind vör ’n Ding wel han“, trifft zuletzt das Richtige mit der Frage: „Welste (Willst du) dann ne Mann han?“ Jubelnd tönt es: „Jo, Moder, jo! Ehr sit en joode Moder, Ehr künnt dat Ding wahl rode, Wat dat Kind vör’n Ding wel han.“ Der Schrei, die Sehnsucht nach dem Manne! Ein bisher unveröffentlichtes Lied, das in früherer Zeit, zuletzt in den sechziger Jahren in Köln von den Spitzenklöpplerinnen gesungen wurde, und wiederum tiefste Schwermut verrät, verdient darum besonders mitgeteilt zu werden, weil es ebenfalls in der Volkssprache klingt.





Ebenso echt volkstümlich im Ton, in der Sprache und schwermutsvollen Stimmung ist das Lied, das auf dem Hochwald (Landkreis Trier) die jungen Mädchen sangen, wenn sie im Frühjahr im Walde das erste frische Gras mit der Sichel rupften:

„Nou fängt dat schene Freijoar aan,
Un alles fängt ze greinen aan.
Die Krankhät is en harte Bouß (Buße, Verhängnis),
Dröm wäß eich, dat eich sterwe mouß.
Sterwe eich hout, sein eich morgen duut,
Do begräft mer meich ent Röselein ruut,
Ent Röselein ruut en de greine Klee,
Ihr geseit meich hout un nimmermeh.
Se krähn meich off de Kiirfich (Kirchhof) ous.
Wi eich off de Kiirfich koom,
Do wor mei Groof schon offgedoon.
Se lähe meich drone
Un deacke meich zoue:
No schloof mei Schatz en gouter Roue“ [77].

Im übrigen sind viele von den noch gesungenen Standesliedern im Grunde Liebeslieder mit wechselnden Stimmungen vom Jubel und Übermut bis zur Todessehnsucht. Die meisten sind wiederum Kunstlieder, z. B. das Fischerlied:

„Ein armer Fischer bin ich zwar,
Verdien' mein Brot stets mit Gefahr;
Doch wenn mein Liebchen am Ufer ruht,
Dann geht das Fischen noch einmal so gut.“

So hörte man das Lied in Köln bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts allgemein von Leuten einfacher Stände singen. Auch eine Reihe von Jägerliedern [78], z. B. „Es ging beim hellen Mondenschein, ein Jäger still und froh,“ sowie das weit=

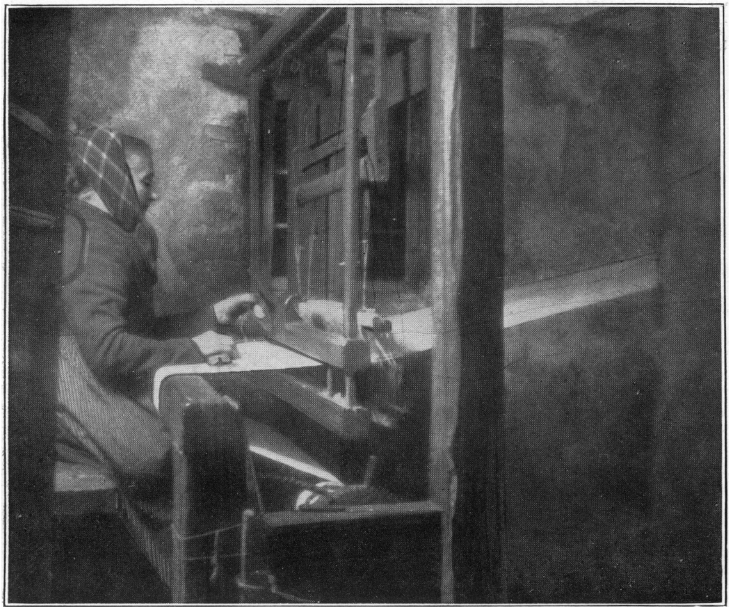


Abb. 33. Webstuhl (Südwesteifel).



Abb. 34. Webkammer mit Frau am Webstuhl (Eifel).



Abb. 35. Kölner Magd mit Heuke
Umhänger, Umwurf, auch Kopfmantel), 16. u. 17. Jahrh.



Abb. 36. Trachten von der unteren Mosel, 19. Jahrh.

verbreitete „Es ging ein Jäger wohl jagen“, gehören hierhin, ebenso die meisten Soldatenlieder, von denen ein neueres „Ein Grenadier auf dem Dorfplatz stand, Ein Mädchen ihm zur Seit“ noch gern gesungen wird. Die eigentlichen Standeslieder sind seit dem Verfall des Zunftwesens fast geschwunden; durch die Veränderung der Arbeits- und Lebensverhältnisse, deren Widerspiegel sie einfach waren, ist ihnen vollends der Boden entzogen.

Die Pflege des geistlichen Volksliedes außerhalb der Kirche gehört im Rheinlande fast schon der Vergangenheit an. Ehedem pflegte der Volksgesang am Rhein gern Legenden, deren das Volk einen reichen Schatz im Gedächtnis bewahrte, Legenden von der blindgeborenen Odilia, von St. Katharina, St. Gertrud und anderen Heiligen. An der Mosel und Saar ist noch ein Lied erhalten auf den heiligen Martin: „Martinus, Gottes Freund, wir deine Kinder sein.“ Ein am Niederrhein beliebtes geistliches Volkslied behandelt die Auferweckung des Jünglings zu Naim [79]. Das eigentliche Kirchenlied, wie es früher z. B. in der Weihnachts- und Osteroktave (vgl. S. 233 u. 260) auch im Hause gepflegt wurde, ist jetzt wohl nur noch auf die Kirche beschränkt.

In ähnlicher Weise zeigt sich auch das historische Volkslied nur noch vereinzelt. Um so fröhlicher und wahrer erklingen die Lieder der Heimat. Den älteren Rheinliedern wie „Rheinwein nur aus Römerbechern“ (1815) und „Preiset die Reben, hoch preiset den Rhein“ (1829) folgte noch vor 1840 das Lied, das sofort nach seiner Entstehung in aller Munde lebte, das Lied von der Sehnsucht nach dem Rhein: „Dort wo der alte Rhein mit seinen Wellen, So mancher Burg bemooste Trümmer grüßt.“ Ins Volk gedrungen ist auch das lebhaft und rasch erklingende „Strömt herbei, ihr Völkerscharen, Zu des deutschen Rheines Strand.“ Wie beim echten Volkslied überhaupt, so haben sich auch bei diesem Liede stets neue Strophen aus dem Volke herauskommend angegliedert. Innig und anschmiegend geht die Weise, die der lieblichen „Tochter des Rheins“, der Mosel geweiht ist:

„Im weiten deutschen Lande
Zieht mancher Strom dahin;
Von allen, die ich kannte,
Liegt einer mir im Sinn:

O Moselland!
O selig Land!
Ihr grünen Berge,
Du Fluß und Tal,
Ich grüß euch von Herzen
Viel tausendmal" [80].

Auch die Ahr hat ihr Lied mit einem Wortlaut, der die Schönheiten des Tales und Wandern, Leben und Lieben preist:

„Wie lieb ich dich, du wilde Ahr,
Du feurig Kind im dunklen Haar,
Im grünen Kranz der Reben,
Mit deinem dunklen Flammenwein
Mit deinem goldnen Sonnenschein
Und deinem frohen Leben.
O wie wunderbar, o wie wunderbar
Ist das Wandern an der Ahr.
O wie wunderbar, o wie wunderbar
Ist das Wandern an der Ahr."

Im allgemeinen ist der Volksgesang im Rheinlande noch nicht verstummt und auch noch nicht entwürdigt, trotz so mancher „Schlager" aus Tingeltangeln und Operetten, die leider aus den Großstädten auch ihren Weg in das stillste Dorf finden. Halt und Stütze findet das Volkslied noch bei manchen Bräuchen und Festen, bei denen ihm eine bevorzugte Stelle eingeräumt ist [81].

Sechster Abschnitt.

Volksglaube im Rheinlande.

In seinen weisheitsvollen Urteilssprüchen und tiefgehenden, dem Liede anvertrauten Stimmungen verrät das Volk ein ebenso starkes wie ausgeprägtes Seelenleben. Ein noch eigenartigeres offenbart es in seinem Glauben, im Fürwahrhalten dessen, was es selbst nicht erkennt und schaut.

Vielfach nämlich hat das Volk von den sichtbaren und unsichtbaren Dingen, von den Kräften der Natur und der übersinnlichen Welt noch seine eigene Anschauung. Es schreibt noch gewissen Dingen eine Kraft zu, welche diese nicht besitzen. Es lebt noch in der Vorstellung von geheimnisvollen Wechselbeziehungen zwischen dem Menschen und den Dingen und Vorgängen in der Natur. Es glaubt noch an einen innigen Zusammenhang der Menschenwelt mit Geistern mannigfaltigster Art und an die dämonische Wirksamkeit bestimmter Personen, besonders weiblicher. Auch der Glaube an das irdische Fortleben der Seele nach dem Tode gehört zu den gewöhnlichsten Erscheinungsformen des Volksglaubens.

Bei solchem volkstümlichen Glauben oder auch Volksaberglauben handelt es sich teils um nicht überwundene Reste und Nachklänge alter und ältester heimischer Volksreligion, teils auch um Äußerungen fremder volkstümlicher Weltanschauung. Im Rheinlande hielt sich vordeutscher, d. h. keltisch-römischer Volksglaube, vor allem mythologischer, zäh bis heute, besonders in mündlichen Volksüberlieferungen. Als im Zeitalter der Karolinger und Ottonen die antike Dichtung auch im Rheinlande Aufnahme und Pflege fand, gelangte aufs neue antiker Zauber- und Aberglaube in das Volk, ähnlich wieder in der Zeit des Humanismus. Reste dieser antiken Überlieferungen, keineswegs nur Übereinstimmungen mit diesen, sind gewisse Naturanschauungen, auch mancherlei Formen der Volksmedizin, mancherlei Glaube an außergewöhnliche Heil-

kräfte, bestimmte sinnbildliche Handlungen und anderes mehr. Solche antiken Überlieferungen überdauerten nicht nur die Zeiten des römischen Weltreiches, sie verwuchsen sogar fest mit dem Volksglauben des Mittelalters und zersetzten den heimisch-heidnischen. Den Anstoß zur Umbildung alter und Bildung neuer volkstümlicher Vorstellungen gab beim Vordringen des Christentums der christlich-theologische Glaube. Bei seiner lebhaften Einbildungskraft hat das Volk überhaupt nie aufgehört, ältere Vorstellungen weiterzubilden oder seinen Vorstellungskreis durch neue zu ergänzen. Manche abergläubische Erscheinungen stammen aus willkürlichen, auf Spekulation und Gewinnsucht beruhenden Erfindungen, besonders seit der wüsten Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

In einzelnen Volksschichten besonders fest eingewurzelt, werden alte und neugebildete Volksmeinungen neben dem christlichen Glauben und trotz der fortschreitenden Erkenntnis der Dinge und Naturgesetze bewußt und unbewußt weiter gepflegt. Sehr zutreffend nennt darum auch z. B. der niederdeutsche Volksmund den Volksglauben biglove, Beiglauben, und auch im Niederländischen sagt man lieber bijgeloof als overgeloof. Von der Kirche wurde früh und wird stets der Volksaberglaube (superstitio) bekämpft. Die merowingischen und karolingischen Synoden liefern bereits ausgiebigen Stoff zu dieser Frage und zu den Erscheinungen und Formen des alten Aberglaubens selbst. Freilich gelang es der Kirche nicht, ihn ganz auszurotten, und noch die letzte Kölner Diözesansynode vom Jahre 1662 hatte gegen abergläubische Bräuche zu kämpfen. Die staatlichen Verwaltungen folgten in diesem Kampfe seit der Reformation, z. B. die der Länder Jülich, Kleve und Berg, wie die von Scotti 1821 herausgegebenen Sammlungen der Gesetze und Verordnungen für diese Länder beweisen [1].

In gewisser Hinsicht geht der volkstümliche Glaube über den Kreis dessen, was die Kirche lehrt und die Wissenschaft zugibt, noch hinaus. Dadurch zeigt sich einerseits, daß überhaupt im Volk ein starkes religiöses Empfinden und Glauben lebt, anderseits, daß der Volksglaube das gerade Gegenteil ist vom Unglauben, der Verneinung des Glaubens schlechthin. Vor allem auch ist er sehr zu unterscheiden von dem gelehrten Aberglauben mit seinen sinnlosen Geheimzeichen sowie von dem geschäftsmäßig betriebenen

und ausgebeuteten Aberglauben, wie er sich z. B. in der modernen spiritistischen Bewegung kundgibt.

Die einzelnen Volksmeinungen und volkstümlichen Vorstellungen finden zum großen Teile Halt durch die Form ihrer Einkleidung. In Spruchreden gefaßte Glaubensäußerungen pflanzen sich z. B. sehr leicht fort. Freilich sind auch nicht wenige von ihnen zu bloßen Redensarten herabgesunken.

Eng verbunden sind vor allem Sage [2] und Volksglaube. Denn die Sage berichtet von Begebenheiten, in welchen die Glaubenssätze verwirklicht erscheinen. Man nennt daher auch die Sage den durch Beispiele gestützten und erwiesenen Volksglauben oder gar „dramatisierten" Volksaberglauben. In der Tat sind namentlich jene Sagengebilde, die man als mythische zu bezeichnen pflegt, die Seelen- und Dämonensagen, nicht minder Zauber-, Wunder- und Schatzsagen mehr als ein Spiel müßiger Phantasie, als welches sie noch vielen Gebildeten vorkommen. Sie führen hinein in die Welt der uralten Vorstellungen des Volkes, auch in vor- und frühzeitliche Geschehnisse. Freilich sind sie, solange sie nicht als wirklich bodenständig erkannt sind, als Quellen der heimischen Mythologie nur mit Vorsicht zu behandeln, noch mehr die Märchen, deren übrigens das rheinische Volk aus eigenem Sinnieren und aus eigenen heimischen Motiven kaum welche geschaffen hat, in schroffem Gegensatz zu den Stämmen Mittel- und Norddeutschlands [3]. Das Rheinland ist eben viel früher an die Kirche angeschlossen und der äußeren Kultur viel eher und mehr aufgeschlossen worden als andere deutsche Landesteile. Für das Rheinland ist alter Volksglaube in Erzählungsform früh überliefert durch das „Wundergespräch" des Cäsarius von Heisterbach [4], des Vaters der rheinischen Sagengeschichte, geboren um 1180.

Weniger alte Glaubensvorstellungen als vielmehr alte Kulthandlungen leben fort im Kinderlied und Kinderspiel (vgl. S. 161). Auch in sittenmäßigen Handlungen und Gebräuchen werden diese festgehalten, freilich in oft unverstandener oder entstellter Weise. So sind viele Sitten, die früher rein religiöse Handlungen waren und einem bestimmten Glaubenssatze dienten, rein gewohnheitsmäßige, fast sinnlose Übungen geworden. Dagegen birgt sich anderer alter Kult und Glaube des Volkes unter christlichem Gewande und wird so in würdigerer Weise überliefert.

Fast unübersehbar erscheint die Menge der volkstümlichen Vorstellungen. Eine besonders stark verbreitete und vor allem noch sehr lebendige Gruppe bilden jene, die sich auf das Zusammenleben des Menschen mit der Natur und sein Verhältnis zur Ordnung der Dinge beziehen. Es ist der Glaube an Zeichen und Zeiten, d. h. an Vorbedeutungen, Glücks- und Unglückstage und Los- oder Schicksalstage, der Glaube an die Möglichkeit, die Zukunft und Zustände aus der Natur oder vermittelst natürlicher Kräfte zu erfahren, es ist weiter das Vertrauen auf zauberische Mittel oder geheime Heilmittel, auf sogenannte sympathetische Kuren und Ähnliches.

Dem Glauben an Vorbedeutungen begegnet man auch noch im Rheinlande allerorten. Und nicht nur ungewöhnliche oder auffällige Vorkommnisse werden als Vorbedeutung gefaßt, sondern fast alles, was das Volk täglich, ja stündlich sieht und erlebt, wird gedeutet. Als Orakelspender gelten dabei Tiere, Pflanzen, Gegenstände in Haus und Hof, Sternbilder, Körperteile, Geräusche, Träume und vieles andere aus dem Alltagsleben, übrigens die Volksgenossen selbst auch.

Ein schönes Beispiel aus älterer Zeit bringt Hermann Weinsberg. Er erzählt zum Jahre 1579: newlich sult das scheltgin, wilch uis dem camergin oder comthurgin zu Weinsberch (Name des Hauses) geit, bei lichtem tage von im selbst geschelt haben, und wie man hyn in gynge, war nemans in dem schribkamergin oder stoiffgin (Stübchen), der es hett trecken mogen; von dissem geschicht hat man groiß wirck (viel Aufhebens) gemacht, als wer (wäre) es ungehuyr oder eyn vorspoit etwas zu beduden, das stoiffgin (Stübchen), der es hett trecken mogen; alß wer (wäre) es ungehuyr oder eyn vorspoit etwaß zu beduden, daß (= das) nachfolgen sult [5]. Derselbe Hermann Weinsberg zeigt auch, wie in dem Kopfe eines einzelnen sich die Vorstellung von einer Vorankündigung bilden konnte. Aus einer mit Schlaf gut verbrachten Neujahrsnacht schließt er auf Frieden und Ruhe für das ganze kommende Jahr. Er schreibt zum 1. Januar 1585 nieder: „Nuhe war ich verlitten newe jars abendt umb die 10. stunt zu bedde gangen und sanft restlich, ohn daß ich wacker (wach) worden, die gantze nacht durch eynen sclaif gethain bis den morgen zu 6 uren, daß unser lieber frawen miß sant Jacob gelaut wart,

das mir selten widderfirt und lang nit widderfharen was . . . und macht mir dis eyn bedudung eynes stillen fridsamen rauwigen jairs mir. Got gib, daß es war sie, und sulches nit allein mit myr, dan mit allen gutten frunden und leuthen bedude und geschehe." Als Überschrift setzte er: tota nocte non expergefactus, presagium pacis et quietis [6].

An andere ähnliche Zeichen, die man „Dörjespooks" nennt, knüpft auch die Volksmeinung von heute bestimmte Erwartungen oder Befürchtungen an. Bleibt z. B. etwas Spitzes beim Fallen im Boden stecken, so kündet dies unerwarteten Besuch, desgleichen ein Strohhalm, den man in der Stube findet, ohne zu wissen, wie er dorthin geriet. Auch Neuigkeiten, Briefe, Geld und Streit kündigen sich nach dem Volksglauben auf die mannigfaltigste Weise vorher an, z. B. Streit, wenn das Salzfaß umgeworfen wird, ein Brief, wenn sich auf dem Kaffee in der Mitte der Tasse ein Schaumkränzchen bildet. Weibliche Personen glauben noch stark, daß jemand an sie denkt, wenn sich ihnen ein Strumpfband [7] oder ein Riemen löst oder eine Haarnadel fällt. Mit banger Sorge wird erfüllt, wer in seinem Hause oder Hofe ein unzeitiges Blümchen wahrnimmt. „En Blümken en denn Ontied, bedütt entweer en Begräbnis oder en Hochtied," d. h. allgemeiner: Leid oder Freud im Hause des Besitzers (Mörs).

Nicht wenige Volksgenossen, vornehmlich Frauen, sind fest überzeugt von der vorbedeutenden, schicksalkündenden Kraft der Träume. Die Deutung mancher Träume hält sich an bestimmte, allgemeiner anerkannte Überlieferungen. Träumt man z. B. von Zähnen, besonders von ausfallenden Zähnen, oder von Fischen, so erwartet man einen Todesfall in der Verwandtschaft oder engeren Bekanntschaft. Kleine Fische künden den Tod von Kindern, große den von Erwachsenen. Auch Blumen und Obst weisen auf den Tod eines nahen Anverwandten hin [8], desgleichen im Bergischen auch Eier und Wasser, aber Mäuse auf Unglück, ein Pferd auf Streit. Bei sehr vielen Träumen versagt die Deutungskunst. Aber das Landvolk besonders nimmt sie alle als Vorzeichen.

Bei wichtigen Gängen und ernsten Handlungen mahnt der Volksglaube, auf glückverheißende oder unglückkündende Vorzeichen zu achten. Zu diesen gehört neben dem Traum auch der Angang, das erste Begegnen, das Hartmann von Aue als „swacher

gloube" in seinem Versroman „Erec" berührt [9]. Von böser Vorbedeutung war es im alten Köln, wenn man in der Frühe Schweinen begegnete. Schafe dagegen galten als gutes Zeichen [10]. Im Kreise Euskirchen „gehen" die Leute „fest drauf", daß der Angang eines Mannes Glück, der einer Frau oder eines weißen Pferdes Unglück bedeutet. Dieser Volksglaube ist hier an nicht wenigen Orten noch so fest eingewurzelt, daß man einen besonderen Gang unterbricht und ins Haus zurückkehrt, wenn man zuerst einer Frau begegnet, einer — Hexe. Sehr bezeichnend ist dabei der Ausruf: „O jeses, do kütt ald en Hex." Gespannt war man auch, wem zuerst man am Morgen des Neujahrstages begegnete oder was man zuerst sah, und glaubte aus diesem Ersten auf ein glückliches oder ungünstiges Jahr schließen zu müssen.

Sehr viele Vorbedeutungen beziehen sich auf die Hauptstufen des Lebens. So wird die Entwicklung des Kindes aus mannigfaltigen Vorzeichen erkannt. Wächst z. B. der erste Zahn eines Kindes nach unten, so sagt man in Elberfeld, es wächst in die Erde [11]. Auf die Zukunft eines Ehepaares deutet man in der Eifel gewisse Zeichen während der Trauung. Man glaubt z. B., daß eine während des Braut- oder Trauamtes erlöschende Kerze den frühen Tod eines der Brautleute ankündige. Erlischt an jeder Seite des Altares ohne Zutun des Küsters eine Kerze, so sterben beide Brautleute recht bald. Brennen die Kerzen gar nicht hell während der Hochzeitsmesse, dann trifft viel Kreuz und Leid die Brautleute im Ehestande. Im Trierischen glaubt man auch, daß es Unglück in der Ehe gibt, wenn die Braut mit dem Schleier oder dem Kleide an etwas hängen bleibt, oder wenn ein Rad am Hochzeitswagen sich löst [12].

Am stärksten ist vielleicht der Glaube an die Vorankündigung des Todes. Sie hieß und heißt noch in der ländlichen Umgebung Kölns „Dörjebrööch", im Kreis Heinsberg „Dürgebröckels". Heulte oder „junkerte" ein Hund unaufhörlich in der Nähe oder fiel vor dem Hause die Spannkette eines Karrens, so starb jemand in der Nachbarschaft. Wenn es in einem Schrank laut knarrte, eine Tür von selbst aufsprang oder es sich anhörte, als schlurfe jemand durchs Zimmer, dann schloß man auf den Tod eines Verwandten [13]. Noch heute heißt es bei solchen Vorkommnissen: „Dat bedük jet." Jedenfalls ist das Volk sehr geneigt, auffallende Geräusche mit

einem Sterbefall in Verbindung zu bringen. Weinsberg erzählt zum Jahre 1577 unter der Überschrift „Gespenst", wie sein Bruder und dessen Frau „den morgen umb 3 uren hart (dicht) vur ir kamerdhur kloppen" hörten, so daß sie erwachten und sich sehr bekümmerten. „Den tag starb ir neigst (nächster) nachpar, meister Albert barbirer." Da war es natürlich ausgemacht, daß das Klopfen eine Vorbedeutung dieses Todesfalles war. Wenn Pferde an einem Hause nicht vorbeiwollten oder scheuten, so gab es bald eine Leiche in dem Hause. Das Pferd galt und gilt als Schicksalstier. Auch glaubte man oder glaubt noch, daß drei Lichter zu gleicher Zeit im Zimmer einen Sterbefall bedeuten, und beeilte sich, eines oder zwei zu entfernen und somit vorbeugend zu wirken. Todkünder ist manchmal der Tote selbst. Im Bergischen glaubt man, daß einem Toten, dessen Antlitz welk ist und der nicht steif wird, bald jemand aus der Verwandtschaft nachfolgt. Auch wenn eine Leiche über den Sonntag im Hause liegt, gibt's bald eine neue [14].

Auch die Sternenwelt sendet ihre Zeichen. Das Sternbild des Großen und des Kleinen Bären heißt z. B. in der Hocheifel „de Leich". Steht nämlich der Große Bär über einem Hause, so stirbt in der nächsten Zeit ein Erwachsener aus demselben Hause. Ist der Stern vorn beim Großen Bären, das sogenannte Reiterchen, dabei nicht sichtbar, so stirbt der Erwachsene ohne Empfang der Sterbesakramente. Der Kleine Bär über einem Hause deutet den Tod eines Kindes an [15].

Eine nicht geringe Zahl von Todeskündern stellt das Tierreich. Gewisse Vögel nennt das Volk geradezu Leichenvögel. Dem alten und kranken Bauer am Niederrhein ist das „Kui witt" des Steinkauzes oder der Ruf der Wasserralle, eines Sumpfvogels, unerträglich. Auch in der Eifel ruft das Käuzchen „Komm mit" und ist dort ebenfalls als Totenvogel verschrieen, weshalb man es hier „Lichfugel" nennt. Als todkündend gilt auch die Elster, die abends ans Fenster dessen pickt, den der Sensenmann bald holt. Vorbedeutend gilt auch die Arbeit des Maulwurfs. Hebt er im „Hause", d. h. unter dem Bodenbelag der Küche, dann gibt's bald eine Leiche bei dem Bauern selbst; hebt er vor der Türe des Hauses, im Hofe, dann stirbt jemand aus der Verwandtschaft. Solche Tierorakel [16], wie man kurz die durch Tiere veranlaßten Vorbedeutungen nennt, sind überhaupt sehr zahlreich und be-

sonders da lebendig, wo das Volk noch in innigem Verein mit der ganzen Natur lebt.

Das Leben und die Arbeit des Volkes in der Natur hat auch bei den Volksgenossen den Glauben an Wettervorzeichen aller Art großgezogen. Diese Zeichen werden in allen möglichen Naturerscheinungen wahrgenommen, aus dem Verhalten der Tiere und der Entwicklung der Pflanzen abgelesen, am Himmel geschaut und vom Menschen an sich selbst empfunden. Die Wissenschaft steht zwar auch diesen Prophezeiungen zweifelnd gegenüber. Aber es ist in diesem volkstümlichen Glauben doch ein reicher Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen aufgespeichert. Diese werden in Form von Redensarten oder in Spruchform von Jahr zu Jahr weitergetragen und als Wetter- oder auch Bauernregeln bezeichnet. Denn viele treffen die Landwirtschaft und das bäuerliche Leben überhaupt [17]. Am meisten zeigen sich gewisse Tiere als Wetterpropheten.

Besonders zahlreich sind die Regenzeichen. „Et jit Rän" oder, wie man am Niederrhein sagt, „we krije Reeje," wenn „et Vleesch (Dauerware) sech ant piekele jöf", „de Düsere (Flurplatten) schwete", „de Rut (Ruß) an de Pot brent", „de Jas (Gänse) sech över de Kop wäsche", „de Henen zovens (des Abends) nit na de Hurt wele", „de Sekemten (Ameisen) de Eier erutdrage" [18]. In der Gegend von Prüm sagt man: „Den Hunerfouel (Hühnerhabicht) piitscht (schreit), et jet Ren." Aber „won d Klongkemele songen, da jet et jut Weder", wenn die Erdsalamander singen, dann gibt es gutes Wetter, ähnlich in Köln, wenn „ovends de Möke danze". Auch Spinnweben in den Ecken bringen gutes Wetter (Prüm). Eine erste Stelle unter den Wettervögeln des Volksglaubens nimmt der Kuckuck ein [19].

Des Himmels Zeichen scheinen noch weniger trüglich. Steht z. B. die Sonne auf „Stipe", Stützen, d. h. sendet sie beim Untergang ihre Strahlen gleich Stützen durch die Wolken, dann fängt es an zu „sipe", regnen. Am Siebengebirge heißt es dann: „De Sonn, de setz Stippe, moen räent et Trippe." Auch wenn die Sonne abends in einen Wettersack kriecht oder der Mond einen Hof hat, gibt es folgenden Tags Regen. Stößt der Wind ins Meerschiff, d. h. in eine langgestreckte Wolke, dann regnet es in zwölf Stunden. Manche spüren am eigenen Leibe den nahen Regen, z. B. der

Kölner, wenn ihn „de Elsterouge steche", „petsche". Blutigroter Untergang der Sonne kündet nahen Sturm.

Gern knüpft des Volkes Wetterglaube an Vorgänge in der Pflanzenwelt an. „Blit de Aisch fir der Eech, da jet de janze Sumer zur Bleech; blit ever de Eech fir der Aisch, da jet de janze Sumer zur Waisch," d. h. blüht die Esche vor der Eiche, dann wird (gibt) der ganze Sommer zur Bleiche; blüht aber die Eiche vor der Esche, dann wird der ganze Sommer zur Wäsche (Kreis Prüm)[20].

Allgemein verbreitet ist auch die Annahme, daß die Witterung gewisser Tage das Wetter kommender Tage oder der nächsten Zeit oder eines Zeitabschnittes ankünde, und entsprechend einen Ausblick auf die Ernte, das Gedeihen des Viehes und anderes gestatte. „Fridaachsweddeer es Sondaachsweddeer" glaubt und hofft oder fürchtet der Kölner, ähnlich das Volk bei Kempen am Niederrhein: „Vridesweer ös Sonesweer." Hierhin gehören vor allem zahlreiche Kalendertage, auch gern Lostage genannt. Bei M.-Gladbach sagt man: „Wenn op Marie Leitmeß (2. Februar) de Son ent Meessebouk schint, dann modde de Buere noch Heu on Strüe verwahre." In Keyenberg (Kreis Erkelenz) erhofft man, wenn im Hochamt während des Evangeliums die Sonne aufs Meßbuch scheint, ein schönes, fruchtbares Jahr. Bei richtig „orientierten" Kirchen wird der Vorgang wohl schon möglich sein. In der Prümer Gegend heißt es vom nämlichen Tage: „Won de Ber em Liitemes erous jeet, jeet hen noch firzich Doch honesch," d. h. geht er (der Bär) noch vierzig Tage zurück. Ebendort sagen die Leute auch: „Liitmes hel on klor jet e jut Flaasjor." Auch aus Sorge um ein gutes und zeitiges Weinjahr erwartet man an bestimmten Tagen mit Spannung das Wetter, wie es bereits oft genug Hermann Weinsberg tat. „Anno 1578 den 25. Aprilis uff Sant Marci tag was es noch so kalt, daß ich myn stublin (Stübchen) wermte und man vernam noch kein knoppen am weinstock, also daß man sich eyns spaten jars (Weinjahrs) besorgte. Dan man pleicht (pflegt) zu sagen, uff sant Marxtag, wan man dan das weingartzlaub uber die Mosel kunth erkennen, so were es noch nit zu spade, und das war diß jar nit"[21]. Mit Angst und Bangen erwartet das Volk die drei „gestrengen Herren", die Eisheiligen Pankratius, Servatius, Bonifatius (12., 13., 14. Mai). Der Winzer am Siebengebirge sagt: „Pankraties, Servaties, Bonefaties senn

de Knoopefräeße," weil um diese Zeit die jungen Loden der Weinstöcke durch Frost vernichtet werden. Wenn es aber am Tage Servatius (13. Mai) „tippt" (regnet), dann wächst das Korn bis auf den Halm (Kreis Prüm). An den Fronleichnamstag knüpft sich in der Gegend von Prüm der Satz: „Won d Beien em Herlechemesdaach schweremen, bouen se en Hoochwirdich, won se em Johansdaach schweremen, bouen se e Kelech," oder: wenn die Bienen um Fronleichnam schwärmen, bauen sie eine Monstranz, wenn sie um Johannstag schwärmen, bauen sie (nur) einen Kelch, d. h. schönes Wetter auf Fronleichnam verspricht einen reichlicheren Honigertrag als ein sonniger Johannistag (24. Juni). Regen „em Zint Medardes" (8. Juni) verkündet dem niederrheinischen Volke „ene natem Böi", nasse Heuernte. Der Kölner sagt: „Wann 't op Medardus rähnt, sich der Wingboor krüß un sähnt." Maria Heimsuchung am 2. Juli zählt ganz besonders zu den Lostagen. Der Tag heißt im Bergischen „Eendropendaach", Eintropfentag, im Kölner und Aachener Bereich „Maria Siif" (siife triefen, stark regnen). Wenn an diesem Tage auch nur ein Tropfen Regen fällt, wird es, so glaubt und fürchtet das Volk, noch vierzig Tage regnen [22]. Unwillkommen ist am Rhein der Regen am Margaretentag (13. Juli). „Wenn et em zint Marjrit reejent, do weerden de Nüet vuul [23]." Nicht nur der rheinische Bauer, auch der rheinische Winzer begrüßt die strahlende Sonne im Juli. „Hammer op Zint-Vinzenz Sonnesching, jit et alzik vill un joode Wing." Als alte, vielleicht auch oft bewährte Tage, deren Witterung für das Herbstwetter maßgebend sein soll, werden genannt der Laurenztag (10.), der Krautweihtag oder Maria Himmelfahrt (15.) und Bartholomäus (24.) [24]. Mit diesem letzten nimmt man Ägidius am 1. September zusammen und meint bei Prüm: „Wi d Weder os zu Jiles (Ägidius) on Baartolomeis, esou os et de janzen Herest." Auch für die anderen Jahreszeiten gibt es Lostage. Ein Buchenspan, am Allerheiligentage (1. November) gehauen, gibt durch seine Beschaffenheit zu erkennen, ob der Winter mild oder streng sein wird. Auch sonst gilt die Buche, desgleichen die Eiche, als Wetterprophet. Tragen diese Bäume viele Früchte, so folgt ein harter Winter mit reichem Schneefall. Sind die Galläpfel zu Anfang Oktober leer und feucht, so bedeutet dies ein feuchtes Jahr, aber einen gelinden Winter.

Von den Lostagen der Zwölften (Zeit von Weihnachten bis Dreikönigen) lebt der Christtag noch am meisten im Munde des Volkes. „Hengt em Krestdaach Eis aan de Wegden (Weiden), da koa mer em Oustere Peleme schnegden" (Palmen schneiden) ist eine geläufige Redensart und Meinung im südwestlichen Teile der Eifel. Umgekehrt aber gilt allgemein, was man bei M.-Gladbach sagt: „En grön Kreßmeeß gitt e wett Poasche." Auch der Winzer an der Mosel lauert mit Spannung auf das Wetter um Weihnachten. „As (ist) et um Kröstdaach feicht un naaes, göt et e leedije Speeicha (Speicher) un leedij Faaes." Wie man in älterer Zeit die Erscheinungen in der Natur, das Wetter beobachtete und deutete, bekundet Hermann Weinsberg. Zum 31. Dezember 1581 schrieb er unter dem Stichwort „Loustage" (Lostage) zur Erinnerung in sein Gedenkbuch: „Item von Christabendt bis noch und etliche tage fortan hat es alle tage dunckel witter und fucht (feucht) gewest, syn boisse loustage" [25]. Am Dreikönigstage, auch Dreizehnmisse oder Drückzihnder (13. Tag) heißt es: „Öm Dreikönege hant de Daach enen Haaneschrei jelängt" (Aachen). Im übrigen glaubte man, jeder der zwölf Tage „mache" das Wetter eines der kommenden zwölf Monate.

Einzelne Monate sind besonders reich an Lostagen [26]. Neben diesen gibt es eine zahllose Menge allgemeiner Bauernregeln, die zum Teil auf besonders guten, altbewährten Beobachtungen beruhen. Wenn es z. B. im Kreise Prüm heißt: „Won et net wentert, da simert (sommert) et och net", oder „Won et em Atwent kescht (reift), da jet et fil Epel on Biren", oder „Wat om Meerts jrint, ferdirt (verdorrt) om Aprel", oder „Ee Weder leist dem aneren neist no", ein Wetter läßt dem andern nichts nach (nach langem Regen folgt z. B. lange Trockenheit), oder wenn die Kölner sagen: „Ne fule Winter jit ne fette Kirchhoff", d. h. ein tauwetterreicher, nebelgrauer Winter bringt mehr Leute unter die Erde als ein kalter Winter mit hellen Tagen, oder „Danze de Möke em Januar, weet et Fooder un de Botter rar", so dürften diese Meinungen der Wirklichkeit vielfach entsprechen. Dagegen knüpfen andere allgemeine Wetterregeln und Sprüche wieder an abergläubische Vorstellungen an, z. B. an gewisse geheimnisvolle Wirkungen der Lichtgestalten des Mondes. Vielfach glaubt man auch im Rheinlande noch, daß ein Wechsel im Wetter bei Neumond eintritt.

Einen besonderen Einfluß schreibt man dem Monde auf das Gedeihen der Pflanzen zu. Überhaupt ist die Landwirtschaft wie auch manche Form der Volksmedizin noch auf den Mond eingestellt (vgl. S. 128).

Kaum weniger zahlreich als die von selbst einfallenden Vorzeichen sind die Mittel, das Schicksal des Menschen oder bestimmte Handlungen aus der Natur zu erfahren. Hermann Weinsberg überliefert in seinem Gedenkbuch ein treffendes Beispiel für seine Zeit. Unter der Überschrift: „Von der hederen oder eppigs misbrouchs s. Mattheis nacht" erzählt er: Anno 1580 den 25. februar hilt man diß jar sant Mattheistag im schaltjare. Hie mois ich des misbruchs und aberglauben in Coln untwagen (Erwähnung tun). Die leute lagen (legen) disse nacht so manich hedern oder effkenblat in ein schottel, so manch menschs in einem haus ist, und uff jeder blat ein klein wenich salzs, laissen das die nacht uis (aus = über) stain. Wilch blat den morgen dan befonden, das es swarzs oder naß sie, der, sagen sie, sult das jar sterben, dan jedem menschen eignen sei ein blat zu" [27]. Um den künftigen Ehegatten zu schauen, wandte früher allenthalben die Jungfernschaft in der Andreasnacht allerhand Mittel an. In einer Predigt: „Auff den Tag deß H. Apostels Andree" sagt 1683 der Jesuit Georg Scherer darüber: „Vnd dieweil S. Andreas sein lebenlang vnbeweibt gewesen, kompt er gantz vnschuldig darzu, daß die fuerwitzigen Maegd vnd Jungfrawen an seinem heiligen Abend, als gestern, zauberische Losung pflegen zu gebrauchen, damit ihnen die Maenner, welche sie kuenfftig zur Ehe nehmen werden, im Schlaff oder sonst erscheinen solten, kehren zu dem Ende die Stuben hinder sich auß, decken den Tisch, vnd was deß Narrenwercks mehr ist. Solches kompt von S. Andrea nicht her, sondern vom Teuffel. Liebe Metz, lasse dir die Weil nicht lang seyn, du werdest dein Mann noch wol sehen, vnd nicht allein sehen, sondern auch empfinden, wann er dir die blawe Augen machen wird. Wann ich Haußvatter oder Haußmutter were, wolt ich solche Stubenkehrerin mit dem Stil vom Besen dermaßen tractiren, daß sie hinfür an keinen Lust haben solten, an S. Andreae Vigilia vnd an andern H. Abend mit solcher Gaucklerey umbzugehen" [28]. Und dennoch! Trotz des Kampfes der Kirche und anderer gegen solchen unsinnigen Glauben bediente sich das jüngere Volk gern der Liebesorakel. Und wie zu

Weinsbergs Zeit, zog das Volk fast bis heute Pflanzen und Pflanzenteile gern zu Rate, jüngere Leute wiederum in Liebesfragen. Im Bergischen pflanzten noch in jüngerer Zeit der Bursche und sein Mädchen zwei Johanniskräutchen (Donnerkraut oder Fetthenne, sedum telephium) in eine Mauer. Wuchsen sie aufeinander zu, so wurde aus der Liebschaft eine Heirat [29]. Kindern pflanzte man in der Vordereifel bei ihrer Geburt einen Apfelbaum. Je nachdem dieser gedieh, wollte man auch auf das Gedeihen des Kindes schließen. Verdorrte er gar, so glaubte man sicher, daß das Kind bald sterben werde [30].

Auch den Ausfall der zukünftigen Ernte suchte man frühzeitig zu erfahren. Im Bergischen klopfte früher in der Nacht vor Weihnachten der Hausvater an den Schweinestall und fragte:

„Krehm alt, in Feld oder Wald?"

Je nachdem nun das Mutterschwein grunzte, schloß der Bauer auf eine reiche Feld- oder Obsternte. Oft auch holte der Hausvater ein Schweinchen ins Haus, kniff es ins Ohr und sagte:

„Witzchen, sag mir Witzchen, viel oder ein Fitzchen?"

Je nachdem das Tier quikte, würde die Ernte reich oder schlecht ausfallen [31].

Die Dauer des Lebens zu wissen ist dem Menschen versagt. Doch weiß das Volk sich zu helfen. Kinder blasen in die leicht davonfliegenden Pappusfrüchtchen des Löwenzahns, in die Haarkrone, die sie auch Herrjottslämpche nennen. Was davon stehen bleibt, zählen sie und deuten es auf die Zahl der Jahre, die ihnen noch zu leben beschieden sind. Einige meinen, so oft man blasen kann, ehe alle Früchtchen davongeflogen sind, soviele Jahre habe man noch zu leben. Andere fragen den Kuckuck nach der Zahl der Lebensjahre. In der Gegend von Simmern ruft man ihm zu: „Gugugsgneechd, saa mersch (sage mir es) eewe reechd, wi lang as ich noch leewe meechd" [32], ähnlich im Kreis Bitburg: „Guguck, Guguck, Guguck, wie lang geste (gibst du) mer noch?" Was mehr scherzhaft hier noch fortlebt im Kinderreim, ist Rest alten germanischen Volksglaubens. Nach Tacitus liebten es die Germanen, aus Vogelstimmen zu weissagen [33].

Auch glaubt das Volk noch, es sei möglich, unangenehme Ereignisse von sich fernzuhalten und Glück und Erfolg an sich zu fesseln. Deshalb bindet es sich bei bestimmten Handlungen an

bestimmte Tage und Zeiten und beobachtet bestimmte Vorschriften. Seit langem waren Montag und Freitag auch in weiten Teilen des Rheinlandes gemiedene Tage. An ihnen wurde keine Reise unternommen, keine Trauung vollzogen, keine neue Stelle angetreten, überhaupt nichts begonnen. Sie gelten vielfach heute noch als Unglückstage. Ein Bauer von echtem Schrot und Korn, zumal ein katholischer, wird auch heute niemals an einem Montag mit der Mahd beginnen, vielmehr am Samstag vorher wenigstens einen „Schobben" schneiden, d. h. so viel wie eine Garbe faßt, und dann Montags fortfahren. Auf diese Weise glaubt er vor unangenehmen Folgen sicher zu sein. Der Samstag gilt auch sonst im Rheinlande als Glückstag, besonders da die christlich-kirchliche Sitte ihn vorzugsweise als Muttergottestag betrachtet. „Et os ken Samstich esou trif (trüb), d Son schengt der Moderjodes eemol zu Lif," sagt man im Kreis Prüm. Die von alters allgemein bevorzugten Tage sind freilich Dienstag und Donnerstag. In den meisten Dörfern der Hocheifel z. B. wählt man sie gern zu Feldarbeiten, und das Gesinde wechselt vornehmlich an diesen Tagen seine Stelle [34]. Daß der Donnerstag eine so große Rolle im ländlichen Volksglauben spielt, ist auf Donar oder Thor zurückzuführen, den Gott der Landleute. Im noch immer geübten Brauch birgt sich also ein letzter Rest germanisch-heidnischen Glaubens.

Da man noch an die Einwirkung der Lichtgestalten und Zeiten des Mondes auf die Menschen und die Erde glaubt, so richtet man sich nach ihnen. Allgemein galt die Vorschrift, man solle sich die Haare bei „junk Leech", bei zunehmendem Monde schneiden lassen, damit sie besser nachwachsen. Noch gibt es auch im Rheinlande Bauern und Bürger, die bei der Aussaat nach der Mondphase schauen. Was nicht Blüten und Samen tragen soll, z. B. Salat oder Kohl, läßt der Bauer bei wachsendem Monde keimen, sonst „geht" es „durch" [35]. Bohnen setzt man bei altem Lichte und trockenem Wetter. Setzt man sie bei zunehmendem Lichte, dann blühen sie stets, ohne Früchte anzusetzen [36]. Die alte Bauernpraktik am Niederrhein [37] will nicht, daß man bei jungem Lichte Gänse rupfe, während Schweine wieder bei jungem Lichte geschlachtet werden müssen. Tags vor und nach Vollmond darf nicht gebuttert werden, wie es bei Bergheim heißt. Auch der Gebrauch manches Heilmittels und Heilverfahrens muß an den abnehmenden



Abb. 37. Bauer aus der Südeifel.



Abb. 38. Mann aus dem Bergischen Lande im blauen Kittel und mit Ellekatte (Pelzmütze aus Iltis).



Abb. 39. Inneres einer Dorfkirche (Eifel).



Abb.40. Ehemalige Frauentrachten aus dem Saargau, dem Waldland und der Eifel.

oder wachsenden Mond geknüpft werden, wenn es wirksam sein soll. Den Kindern gibt man, wenn sie bleich aussehen, Wurmkraut oder Wurmsamen bei abnehmendem Monde, damit das Mittel auch wirke. So überträgt das Volk das Wachsen und Abnehmen des Mondes in die werdende und vergehende Natur [38]. In anderen Schutzmitteln spielt außer einem bestimmten Tage auch der Sonnenstand eine Rolle. Wer am Ostermorgen stillschweigend vor Sonnenaufgang einen Apfel genießt, schützt sich vor Wechselfieber (Vordereifel).

Zahlreiche andere Vorschriften recht abergläubischer Art beeinflußten die Lebenshaltung mancher Volkskreise und tun es vielfach noch. Diese Vorschriften sagen, was man tun oder lassen soll, um Glück und Gewinn herbeizuziehen, Unglück und Mißerfolg von sich fernzuhalten, überhaupt den Lauf des Lebens nach einer bestimmten Richtung zu drängen.

So ist das ganze Leben von der Wiege bis zur Bahre von Vorschriften umgeben. Man soll z. B. dem Kinde im ersten Lebensjahre die Nägel nicht abschneiden, sondern abbeißen, sonst wird es ein Dieb. Kinder bekränzen oder malen lassen ist nicht gut, da sie andernfalls früh sterben [39]. Ein Mädchen soll sich in dem Kleide verloben, bei dessen Anfertigung sich die Näherin so sticht, daß sie blutet [40]. Verlobte sollen sich nicht gegenseitig Messer, Nadeln, Scheren oder ähnliche spitze, scharfe Dinge schenken, da diese die Freundschaft [41] zerstören und die Verlobten trennen. Die Braut soll sich nicht vor der Hochzeit dem Bräutigam im Brautstaat zeigen, sonst gibt es eine unglückliche Ehe. Mädchen sollen die Katze gut füttern, damit sie Sonnenschein am Hochzeitstage und Glück im Ehestand haben. Eine Erinnerung an Freia, die Göttin der Liebe, und an das ihr geweihte Tier, die Katze, mag in dieser Meinung fortleben [42]. Allgemein verbreitet ist die Vorschrift, kein Haus zu bauen, wenn man schon 50 Jahre zählt; denn wenn der Käfig fertig ist, fliegt der Vogel fort. Tiere, zumal Haustiere, werden in ähnlicher abergläubischer Weise fürsorglich behandelt. Vorschriften dieser Art finden sich vielfach in tagebuchartigen älteren Aufzeichnungen. Auf diese Weise wird aus Kreuzberg an der Ahr aus der Mitte des 18. Jahrhunderts überliefert „Schweinerezepte für giecht und allerhand Fehler. Mann soll die schweinchen,

wenn mann sie vom Mark bring, rükwärts in den Stall thuen. (Neugekaufte Schweine sollen also auf diese Weise vor Gicht und anderen Krankheiten bewahrt werden.) Wenn mann ein Rindvieh gekauft hat, so läß mann es mit dem Rechten Voder Vuß zuerst in den Stall treten[43]." Um eine Katze ins Haus einzugewöhnen, soll man sie im Sack tragen, dreimal um sich schlagen und die Katze in den Schornstein blicken lassen. Will man nicht, daß die Hühner ihre Eier in fremde Scheunen tragen, soll man sie Ostern im Kreise fressen lassen.

In anderen Vorschriften wieder verbirgt sich der Glaube an das irdische und überirdische Fortleben der Seele nach dem Tode. Man soll nämlich nicht die Tür hart zuschlagen, sonst klemmt man eine arme Seele. Auch soll man nicht den Brotlaib auf den Rücken (obere Seite) legen, sonst tut man einer Seele im Fegfeuer weh. Unverkennbar aber steckt in der Begründung solcher Vorschriften auch etwas Erzieherisches und das Streben, auf diese Weise den Vorschriften größere Anerkennung zu verschaffen.

Infolge ihrer stärkeren Gebundenheit an die Natur halten es ältere Volksgenossen, vornehmlich solche aus ländlichen Kreisen, auch noch mit allerlei meist abergläubischen und zauberischen Heilmitteln. Durch bestimmte Segenssprüche, Gebete, geschriebene Worte oder Buchstaben und Zeichen, durch Handlungen und unter Anwendung von gewissen Gegenständen suchen sie Weh und Wunde zu beschwören und zu bannen, sich und andere Menschen oder auch Tiere von Übeln und Krankheiten zu befreien[44]. Gegen den Schlucken oder Schluckser gibt es mannigfaltig wechselnde Sprüche, die helfen sollen, den bösen „Dämon" zu vertreiben[45]. An der Sieg sagt man z. B. „Schlöks, Schlöks, höngeröks, jangk no dem Maan, dä dich ferdroon kaan." In anderen Segen wünscht man, daß der Schlucken über den Rhein fahre[46]. Wer in der Vordereifel von der Gicht befreit sein wollte, mußte vor Sonnenaufgang, ohne etwas zu verraten und schweigsam auf dem Hin- und Herwege zur Birke gehen, einige Zweige zusammenknoten, sie schütteln und dabei sprechen: „Birkenbaum ich schüttle dich, 77erlei Gichten quälen mich, so lang soll sie in dir sein verbunden, bis meine 77erlei Gicht ist verschwunden"[47]. Um das Fieber oder die „Rüddele" (Röteln) zu vertreiben, wandten sich noch um 1860 Kölner an den Holunderbaum mit dem Bannspruch:

„Zwich (Zweig), ich beugen dich,
Seber, no loß mich;
Hollerzwich, hef dich op,
Rüddele (oder Seber) setzt üch (dich) drop,
Ich hatt üch einen Daach,
Halt do et Johr un Daach“ [48].

Will man Warzen vertilgen, so soll man sie an einer aufgebahrten Leiche anstreichen oder man muß, während ein Toter unter Glockengeläute beerdigt wird, an ein fließendes Gewässer treten, stromaufwärts mit der Hand Wasser schöpfen und sprechen: „Si lüdden en Duaden en et Iraf, hi wäsch ek all min Watten af“ (Bergisch) [49]. Sehr verbreitet war oder ist noch der abergläubische Brauch, die Warzen mit der samtweichen Innenseite einer Schale von dicken Bohnen zu bestreichen und die Schale unter der Dachtraufe zu vergraben. Sobald die Schale verfault ist, werden auch die Warzen verschwunden sein, vorausgesetzt, daß man an die Wirksamkeit des Mittels fest glaubt [50]. Als Mittel der Übernahme eines Übels und der Übertragung werden auch andere Gegenstände gewählt, z. B. eine Schnecke. Auch von Zahnweh suchte man sich zu befreien, indem man es durch eine geheimnisvolle Handlung vergrub oder vergraben ließ. So lernen wir aus einem Kölner Gefangenenverhör vom Jahre 1603 die „Kunst“ kennen, mit der jemand Zahnweh vertrieb. Er schnitt nach seinem eigenen Geständnis dem von den Schmerzen Geplagten „im namen der heiliger Dreifaltigkeit die negel ab von den fingern und ziehen (Zehen)“ und begrub sie „in den hoff under einen flettenbaum“, und „die patienten“ mußten „an dem ort, da die negel begraben, knieen und neben ihme 5 pater noster und 5 ave Maria sambt dem glauben beten, er aber bete im haus“. Dabei behauptete der Mensch, „allerletzt einer lynenwebersfrawen in der nachbaurschaft damit geholfen“ zu haben! [51] Solches Begraben von Zahnschmerzen ist wohl noch hier und da im Brauch, daneben auch das Vernageln, Verpflöcken und ähnliche andere Kuren [52]. Sie entspringen dem Streben, die Krankheit vom Menschen auf etwas anderes zu übertragen und so zu bannen.

Als Heil- und zauberkräftige Mittel wurden Totenknochen und besonders Totenschädel verwandt. Im Jahre 1646 wird eine bereits wegen Diebstahls vorbestrafte Witwe von 40 Jahren in einem

neuen Strafverfahren gefragt, „ob sie nit ein thodenheubt ihn (in) ihr (!) haus habe und damitten siechere curas verrichte?" Sie antwortet: „nein, dan sie ihr lebtag keinen thoden menschenkopf in henden gehabt" [53]. Als heil- und schutzkräftig galten auch Holzstücke und Scheiter vom Osterfeuer. Ein Dieb und Falschspieler wird 1565 vom Richter gefragt, was er „mit zweyen vurab (vorn) gebrandten kleinen houltzergern" tue. Er bekennt, daß „ehr solche zwey vurab gebrandte stuckelger houltzergen uff mendeltagh (Gründonnerstag) oder paeschsabenth negstvergangen in der doemkirchen' (im Dom) von dem angestochenem fuir (Feuer, Osterfeuer) genommen hab, aldweil ehr woll jemail gehort hab, daß geine zeuberschgen (Hexen) den menschen quaedt (Böses) doen kondten, dwelche solche houltzer bey sich hetten" [54].

Man faßt die zauberischen Kuren unter dem Namen Sympathie zusammen. Eine Art Sympathie ist es schon, wenn z. B. auf dem Hunsrück dem Kinde, das sich wehgetan hat, allerdings mehr scherzhaft gesagt wird: „Heele, heele, hoore, heelds haud (heut) nid, dan heelds moore," und man dabei vielleicht noch auf die schmerzhafte Stelle bläst oder sie streicht. Im übrigen nennt man auf dem Hunsrück, im Gebiete der Nahe und Blies das sympathetische Heilverfahren „Brauchen" [55]. Meist sind es ältere Leute, besonders Frauen, die das Brauchen üben oder bis vor nicht langer Zeit geübt haben. Und nicht nur bei innerlich kranken oder mit äußeren Schäden, wie Flechten und Ausschlag oder mit Verrenkungen behafteten Menschen, sondern auch bei krankem Vieh wird die geheimnisvolle Kunst angewandt. Die Übertragung und Vererbung der Kunst erfolgt, wie wenigstens aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts aus Köln bezeugt werden kann, von Frau auf Mann oder umgekehrt von Mann auf Frau.

Man weist die Sympathiekuren in das Gebiet der Volksmedizin, die freilich sonst mit allerlei mehr oder minder erprobten Hausmitteln arbeitet, vor allem mit Kräutern, Salben (Wundsalben), Öl, tierischen Stoffen oder Teilen, aber auch mit gewissen Tieren selbst, z. B. bei Entzündung der Augen mit den als heilkräftig geschätzten Spinnen und mit Gegenständen anderer Art, z. B. ebenfalls bei Erkrankung der Augen oder zur Erhaltung ihrer Kraft mit Ohrringen, ohne geheimnisvolle Bräuche und Besprechungen [56], aber auch nicht immer ohne gewisse Einbildungen.

Wenn man beet (müde) ist vom Gehen, steckt man sich „e Risje" Beifuß, d. i. Wermut, der zu den Pflanzen des „Kruutwösch" oder „Krukwösch" gehört (vgl. S. 275) ins Knopfloch, ursprünglich wohl in den Schuh, um die Müdigkeit zu vertreiben. Als gut gegen Gicht gelten Kastanien, die man in der Tasche bei sich trägt: „Hä dräät jo em Batzerippet (Geldtasche) weld Chrusteien; de sollen in (ihn) waal (wohl) vun der Jeech (Gicht) befreien" [57].

Es entspricht den abergläubischen Vorstellungen des Volkes, wenn eine Krankheit als Dämon aufgefaßt wird, den man durch zauberhafte Formeln oder Sprüche bannen zu können glaubt. Am deutlichsten tritt dies zutage beim Alpdrücken. Jene nächtliche Herz- und Atembeklemmung erschien dem Volke als ein böser Geist, Mahr genannt, der nachts durch die verschlossene Tür in das Schlafgemach drang, sich auf die Brust des Schläfers legte und ihn schier ersticken wollte [58]. Ein Nachtmahrbann ist vom Niederrhein überliefert:

„Nachtmahr, du lälek [59] Dier,
komm van dese Nacht nit hier;
alle Waters söllt gej waaije,
alle Boome söllt gej blaaije,
alle Spille Gras söj telle,
komm mej vanne Nacht nit kwelle" [60].

Auf dem Hunsrück (bei Simmern) lautet der Bannspruch ähnlich: „Du teedliches Maar, salsd ale Beem blaare (Bäume abblättern), uf ale Beerich schdeie (Berge steigen), in ale Keerich beere (in allen Kirchen beten), un wan de dad gedoon hosd, dan is di Hind (Nacht) erim (herum)" [61]. Verschieden lauten die Angaben über die Gestalt dieses Geistes. In Saarbrücken soll das „Drickermännche" (zu Drücken, vgl. Alpdruck), der Alp, ein kleines Männchen mit dickem Kopfe sein [62].

Nach dem Glauben des Volkes sind es gewisse Menschen, die schon zu Lebzeiten die Macht haben, sich in einen solchen oder anderen Quälgeist zu verwandeln. Auch daß Männer sich in einen Wolf, Werwolf (Mannwolf) verändern könnten, wurde gern geglaubt und in Sagen verbreitet. In und noch lange nach den Tagen der wahnwitzigsten Geistesverirrung in Mitteleuropa, der Hexenverfolgungen, war der Glauben an Werwölfe außerordentlich lebendig. Am 31. Oktober 1589 wurde Peter Stube,

ein Bauer von Epprath im Kreise Bergheim, nach qualvollen Martern verbrannt. Er hatte bekannt, daß er in Wolfsgestalt 13 Kinder von sechs oder sieben Jahren, auch sein eigenes Söhnchen, zerrissen und ihnen das Gehirn aus dem Kopfe gefressen habe, desgleichen zwei Männer und eine Frau ums Leben gebracht und viel Vieh beschädigt habe. Wie Weinsberg erzählt, verlautete, „er hett einen gurtel gehat, wan er den umbgetain, so were er zum werwolf worden, deß art an sich gehat, doch darneben menschenverstant behalten, wan er den abgetain, widder zu menschlicher gestalt kommen“ [63]. Fast überall im Rheinlande erhielt sich der Glaube an den Werwolf, an der Saar, wo er auch Lugaro nach dem Französischen „loup garou“ hieß, bis weit in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts [64].

Noch bestimmter und allgemeiner glaubte das Volk an die verwerfliche Hingebung von Männern und Frauen an die bösen Geister, besonders den Teufel. Von diesen, den Hexen und Zauberern, hatte (und hat das Volk vielleicht hier und da noch) die Vorstellung, daß sie übernatürliche, ihnen vom Teufel verliehene Kräfte und Künste hauptsächlich zum Schaden und Verderben von Menschen und Vieh anwendeten. Von den in Köln und anderswo im Rheinlande zur Untersuchung gezogenen Hexen waren viele geständig, im Namen des Teufels getauft worden zu sein, Gott und den Heiligen abgeschworen, mit dem Teufel Buhlschaft getrieben, bei den Hexentänzen die scheußlichsten Orgien gefeiert, die schrecklichsten Gotteslästerungen ausgestoßen, die den Christen ehrwürdigen Zeichen und Gebräuche geschändet und verspottet, zerstörende Gewitterstürme heraufbeschworen, Baumfrüchte durch Würmer mit schwarzen Köpfen verdorben, durch Streuen von Asche dichte Nebel und Millionen von Milben verursacht, Gärten und Bäume mit Raupen übersät, Kühen die Milch genommen, ganze Viehherden vernichtet, Kindern und Erwachsenen schmerzhafte und tödliche Krankheiten an den Leib gezaubert zu haben [65]. Der Gefahr, für eine Hexe gehalten und vor Gericht gezogen zu werden, waren besonders auch Hebammen ausgesetzt. Noch bis in unsere Zeit haftete der Hebamme etwas Geheimnisvolles, fast Zauberhaftes an [66]. Das verdankte sie wohl dem heimlichen Gehen und Kommen und noch mehr dem Umstande, daß sie selbst gern abergläubischen Vorstellungen und Handlungen huldigt. Daß sonst

gerade die Frauen, zumal ältere, des Hexentreibens beschuldigt wurden, hat mannigfaltige Erklärungen gefunden [67].

Bis in die neuere Zeit hinein wurde an die dämonische Wirksamkeit von Hexen geglaubt, z. B. bei Erkrankungen von Kindern. Ein Zeichen dafür, daß eine Hexe das Kind krank gemacht habe, bildete nach dem Glauben des bergischen Volkes der „Hexenrenk", eine ringförmig gebogene Feder im Kopfkissen, angeblich durch eine Hexe gebogen [68]. Auch der Glaube an ihre Wirksamkeit im Viehstall und beim Buttern war im Rheinlande noch während eines großen Teiles des vorigen Jahrhunderts verbreitet. Behextes Vieh bekam „dr Woof (Wolf) en dr Start" (Sterz, Schwanz). Wollte die Milch nicht rahmen, so war eine Hexe im Spiel. An der Sieg wurde dann die Milch mit Messern geschlagen, daß die Hexe auszog. Um Unholde, die das schnelle Buttern verhinderten, im Butterfaß zu bannen, warf man in Lessenich (Kreis Euskirchen) beim Beginn des Drehens einige Körner Salz in das Faß. Die Erinnerung an die Butterhexe ist auch in Liedchen erhalten, die von den Mädchen mancherorts noch geleiert werden, ohne daß sie sich der früheren Bedeutung derselben bewußt sind. Im Siegkreis lautet eines dieser Leierlieder: „Frou boter dech, Frou boter dech, et es ken besser Hex als ech" [69].

Zum Schutze gegen die Gewalt der Hexen trugen im Siebengebirge Frauen „Düvelsjeeßje", Teufelsgeistchen, oder kleine Beutelchen mit Papierstreifen, die Gebetchen und Sprüchlein enthielten [70]. Das Behexen nannte man am Niederrhein „stiif maken".

Auch dem Glauben an die „Kunst" der Zauberer und Zauberinnen, der Wahrsager oder „Teufelsfänger", Diebesbanner und ähnlicher Schwarzkünstler wurde im Rheinlande wie anderswo gefrönt. Einen gewissen Ruf genossen die bergischen „Woarsäger" oder „Wicheler" [71], die auch von Köln aus in Anspruch genommen wurden, besonders von Leuten, welche bestohlen waren oder etwas verloren hatten, so um 1634 ein Wahrsager in Vohwinkel [72]. Doch fanden sich bei diesem auch solche ein, die „kranke leuth oder beesten" im Hause hatten und sich deshalb Rats erholten. Unter Anwendung von bestimmten Formeln und Segen, Gebeten, brennenden Kerzen und anderen Dingen arbeiteten diese Wahrsager oder ihre weiblichen Genossen und versprachen Hilfe. Andere

„verstanden“ das Festbannen oder Festmachen, verborgene Dinge an das Licht zu bringen, Liebe zu erwecken oder schwach zu machen, die Freikugel zu schießen und ähnliche Zauberkünste [73]. Erbstücke, wie Erbschlüssel, Erbsieb, Erbbibel, spielten bei der Zauberei eine große Rolle.

Die zum Schaden und Verderben von Menschen und Vieh angewandten Kräfte und Künste der Hexen und Zauberer verlieh nach der volkstümlichen Vorstellung der Teufel, dessen unmittelbarer und persönlicher Einfluß auf die Menschen und die ganze Natur fast allgemein geglaubt wurde. Er führte sogar bestimmte Namen wie Krätzchen, Nold [74] und Toel [75] und tauchte in mannigfaltiger Gestalt und Kleidung auf [76]. Den Germanen war er ursprünglich nicht bekannt. Allzu leicht ließ sich ehemals das Volk vorgaukeln, man könne den Teufel bannen und ihm große Schätze abgewinnen. Dazu dienten heimliche Beschwörungsformeln, wie sie das „Christoffelsbüchelchen“ enthielt. Über eine Teufelsbannerei größeren Stiles im Jahre 1803 im Kreise Bergheim (Erft) verbreitet eine Gerichtsverhandlung zu Köln am 21. April 1804 grelles Licht [77].

Zahlreiche Redensarten beweisen noch heute, wie sehr sich das Volk mit dem Teufel befaßte. „Weä der Düvel banne welt, moß sälvs reng (rein) si,“ heißt es in Aachen, ähnlich in Köln. Den Glauben an die unmittelbare Einwirkung des Teufels auf die irdischen Dinge hält die Redensart fest: „Do es der Düvel em Spill“, oder „do hät der Düvel si Spill dren“. Und die beim Sonnenregen gebrauchte Redensart: „Schingk de Sonn, wann et räänt, dann hät der Düvel Kirmes“, zeigt den sonst so „bösen“ Feind einmal von einer anderen Seite.

Noch mehr lebt der Teufel und sein Wirken fort in Sagen und Geschichten aller Art. In vielen tritt er auf als Feind und Zuchtrute der Menschen, in anderen als Rächer der Armen und Unterdrückten, wieder in anderen als betrogener und geprellter Teufel. Meist geht es ihm um den Besitz einer Menschenseele. Den Aachenern erbot sich Meister Urian, den wegen Geldmangels stockenden Bau des Münsters zu fördern. Als Gegengabe verlangte er nur, daß ihm am Tage der Einweihung der erste, der die Kirche betrete, mit Leib und Seele verfallen sei. Mit einer elendigen Wolfsseele wurde er jämmerlich betrogen. In Köln schloß der Teufel mit dem

Dombaumeister eine Wette um den Preis seiner Seele [78]. Einen Kanal wollte er leiten von Trier nach Köln, bevor der Meister den Bau des Domes vollendet habe. Schnatternde Enten sollten darin schwimmen und als Wahrzeichen der Vollendung dienen. Der Meister verlor; sein Weib verriet, wie er den Bau des Kanals hintertreiben wollte. Als der Böse kam, seine Seele zu fordern, stürzte der Meister sich vom hohen Turm in die Tiefe [79].

Der in spätchristlicher Zeit auftauchende und durch die große Verfolgung von etwa 1400—1700 wieder stark auflebende Glaube an Hexen ist ein Überrest alten Zauber- und Gespensterwahns, mit dem sich freilich Vorstellungen aus dem Ketzerwesen verbanden. Während nun diese geistige Epidemie wenigstens zum größten Teile ausgerottet erscheint, hat sich der Glaube an Geister und Gespenster, an geheimnisvolle Gewalten in der Natur (Naturgeister) noch immer nicht ganz tilgen lassen. Denn daß Wälder, Heiden und öde Flächen, Wind und Woge, Bruch und Moor, die einsamen Wege, Berge oder Felsen, Ruinen, auch die Wohnungen der Menschen von gespenstischen Wesen oder Scharen belebt sind, und daß diese entweder freundlich oder feindlich ins Leben der Menschen eingreifen, ist eine bei der älteren landsässigen Bevölkerung noch gern geglaubte oder wenigstens teilnahmsvoll behandelte Überlieferung.

Unter den gespenstischen Erscheinungen fast aller Zeiten und Völker nehmen die Mittagsgespenster eine der ersten Stellen ein. Zu ihnen gehört auch die niederrheinische Ennongersmôer oder Ennongsmöhn, Mittagsmutter oder Mittagsmuhme, die in der „Ennongderzitt" [80], d. h. Sommers in der Mittagszeit zwischen 12 und 1 Uhr die Leute belästigt, die noch im Felde verweilen. Dieses daemonium meridianum möchte man im 90. Psalm (V. 6) erkennen in den Worten: „Du wirst dich nicht fürchten vor den Schrecken der Nacht, vor dem Pfeil, der bei Tage fliegt, vor dem Werk, das im Finstern wandelt, vor dem Anfalle des Mittagsgespenstes." Den Glauben an das Mittagsgespenst hat vor allem das Jülicher Land bewahrt und in einer Reihe von Sagen lebendig erhalten [81].

Während dieses Gespenst aus dem stillen, geheimnisvollen Weben sommerlicher Mittagsglut in der Vorstellung des Volkes entstand, ging aus dem Heulen und Brausen herbstlicher Stürme jener

Luftdämon hervor, der fast überall als der wilde Jäger bezeichnet wird. Gefolgt von einer kläffenden Meute saust er nächtens am Wanderer vorbei. Bei Refrath im Strunderbachtal im Bergischen machte er sich durch einen hellen, durchdringenden Pfiff besonders bemerkbar. Diese Verkörperung des gewaltigen Sturmwindes wurde auf Wodan, den nordischen Odin, übertragen. Wodan ist ein sehr alter rheinischer Gott, seit Tacitus bezeugt. In gewissen Gemarkungen fand der Glaube an Wodans wildes Heer und dessen Toben im Sturmesbrausen Halt und Stütze an besonders stark und eigenartig sich äußernden Luftströmungen und bestimmten Namen. In der Umgegend des Godesberges bei Bonn, der, wie sein ältester Name Wuodensberg (876—887) zeigt, einst zu Wodan in Beziehung gestanden hat, und dessen Gegend, besonders in der Richtung nach Bonn zu, nach Beobachtungen von starken Gewitterstürmen heimgesucht wurde und wird [82], empfing die Vorstellung vom Luftdämon auch deshalb stets neue Nahrung.

Wie der Luftdämon in der Vorstellung des Volkes wirklich lebte, bezeugt der Pfarrer Aschenberg in Cronenberg in Nr. 7 des „Westfälischen Anzeigers" vom Jahre 1800. Er führt aus: „Man schreibt dieses wunderbare und spukhafte Geräusch, welches der gemeine Mann mit dem Namen wilder Jäger oder das wütende Heer zu benennen pflegt, einer gewissen Art von Eulen oder Uhus zu. Daß es zum öftern von diesen herrühre, davon bin ich fast überzeugt. Daß es aber auch noch andere Gründe haben müsse, dies glaube ich ebenso gewiß, zumal da es sich zu verschiedenen Zeiten auf ganz verschiedene Weisen hören läßt. Ich wünschte deswegen, daß sachkundige Männer sich über diesen Gegenstand im Westfälischen Anzeiger erklärten, ihre Erfahrungen und die Resultate ihrer Untersuchungen bekannt machten und dadurch den besser Denkenden in den Stand setzten, diesen Aberglauben mit der Wurzel auszurotten. Was mir zu diesem Wunsche Veranlassung gibt, ist zunächst folgender Umstand." Und nun schildert er, wie zwei Männer, die sich häufig mit Wilddieberei abgäben, von einer Begegnung erzählten, die sie in den Waldungen hinter Bensberg mit dem wütenden Heere gehabt hätten. Die Beschreibung, welche sie davon machten, stimme genau mit derjenigen überein, welche Wagner im zweiten Teil seines lesenswerten Buches: Die Gespenster usw. davon gäbe. Er habe ihnen

ihre Meinung auszureden und zu zeigen versucht, woher das spukhafte Geräusch rühre. Er erreichte, daß sie versprachen, bei einem ähnlichen Falle die Sache genau zu untersuchen. „Dies konnte ich von ihnen um so mehr erwarten, da sie als ein paar handfeste, herzhafte Leute bekannt sind." Nach mehreren Monaten erlebten die Männer den „ähnlichen Fall". Sie erzählten dem Pfarrer: „Am ... Dezember waren wir nebst drei andern im Burgholz ... Plötzlich erhob sich hinter uns, aber in beträchtlicher Entfernung, ein sonderbares Geräusch. Es kam näher, wurde lauter, fuhr schnell über unsere Köpfe hin, schien sich nachher auf die Erde zu senken und verlor sich endlich nach der Wupper zu. Wir beiden legten sogleich mit unsern Flinten an, um, wenn es Eulen oder andere Vögel wären, darunter zu schießen. Aber keiner von uns konnte das mindeste entdecken ... Unsere Hunde verrieten Furcht, und das Geräusch war gar sehr von demjenigen verschieden, welches wir in den Bensberger Waldungen gehört hatten. Es war weit dumpfer, glich ungefähr dem Ton, den eine leere Schlagkarre auf holperigem Erdreich macht und wurde nur dann und wann von einem Laute unterbrochen, der dem heiseren Gebleffze eines kleinen Hundes ähnlich war ..." Noch an anderen Orten im Rheinlande weiß das ältere Landvolk vom wilden Jäger zu erzählen [83].

Mit Dämonen bevölkerte der Volksglaube auch das Rauschen des Wassers und den Widerhall der Berge und Felsen. Gewässer und Berge wurden daher Orte elbischer Wesen. Als ein solcher galt ursprünglich der zerklüftete Felsen der Loreley. Erst in der Zeit der Romantiker wurde er mit einer Zauberin, einer Art Sirene, der Lorelei, in Verbindung gebracht. Die älteste dichterische Fassung der Loreleisage bildet das Gedicht von Clemens Brentano: „Zu Bacharach am Rheine wohnt eine Zauberin." Es erschien 1801 in Brentanos verwildertem Roman „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" und wurde von Heinrich Heine in stark abweichender Form zu dem bekannten Gedichte „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" umgearbeitet [84]. Außer Glauben, Hoffnung oder Furcht hat nicht selten die Arbeit von Dichtern und Schriftstellern zur Bildung bestimmter Anschauungen und Sagen beigetragen.

Neben den Naturkräften und außergewöhnlichen Naturerschei-

nungen belebten gewisse Örtlichkeiten die Einbildungs- und Vorstellungskraft des Volkes. Die Stelle, wo zwei alte Wege sich kreuzen, galt dem Volke von altersgrauer Zeit her als besonders unheimlich, als Ort gefährlicher Geister. Um den Wanderer gegen die feindlichen Dämonen zu schützen, wurde wohl an einer solchen Wegschneide ein Kreuz errichtet [85]. Auf Burgtrümmern, an denen das Rheinland so reich ist, zeigen sich nach den Erzählungen der älteren Volksgenossen allenthalben weiße Frauen. Ob in ihnen Gestalten der altgermanischen Götterlehre bewahrt sind, Elben oder gar die Göttermutter Nerthus oder Frau Holle, sei dahingestellt. Verschieden von diesen einzeln erscheinenden Frauen oder Jungfrauen sind die stets zu dreien sich zeigenden „Juffern" in weißem oder glänzend seidenem Gewande, wie sie das Volk im Jülicher Lande wenigstens noch in zahlreichen Sagen kennt [86]. Die Dürener Gegend ist wiederum besonders reich an dieser Art Überlieferungen. Die Jungfrauen selbst kennzeichnen sich durch Wohlwollen gegen die Menschen. Es schwindet und wandelt sich ins Gegenteil, sobald sie gereizt werden. In ihnen möchte man die Erinnerung an die segenspendenden, zur Dreizahl vereinigten keltisch-germanischen Matronen oder Muttergöttinnen wiedererkennen (vgl. S. 10), die gerade von den alten Ubiern so stark verehrt wurden. Die drei heiligen Jungfern im Dorfe Thum sollen, als einmal eine schlimme Seuche unter dem Vieh herrschte, aus Köln, aus der Colonia Agrippinensis, der Hauptstadt der Ubier, herübergekommen sein. Segnend breiteten sie die Hände über die Gegend aus und segnend schritten sie über die Ackerflur auf Thum zu und blieben an der Stelle, wo jetzt die Kirche sich erhebt, stehen. Dann verschwanden sie, aber mit ihnen war auch die Seuche verschwunden [87].

An den Bergen und in Bergeshöhlen, vor allem in Gebieten des Bergbaues, wohnten kleine, hilfreiche Geister, Zwerge, die wie in Köln vordem die Heinzelmännchen es „so bequem" machten [88]. Die Felsenritzen der Wolsberge bei Siegburg auf dem rechten Ufer des Flusses bevölkerte der Volksglaube ehedem mit guten Erdgeistern, die wie die Heinzelmännchen Gutes stiften [89]. Im Siebengebirge nannte man sie besonders Querge und erzählte sich von Quergbrunnen (Zwergbrunnen), -hütten und -höhlen, deren Zwerge den Umwohnern halfen, ihnen Ge-

schirr und Gerät liehen, seltener den Bauersleuten die Kinder aus der Wiege nahmen und statt ihrer einen Wechselbalg, ein Zwergenkind, hineinlegten [90]. Die „Querrichsläucher" genannten Spalten in den Höhenrücken zwischen Bernardshammer und Derichsberg bei Stolberg (Aachen) und die in ihnen hausenden „Querrichsmännchen" sind ebenso zu erklären [91].

Glaubt man den Volksüberlieferungen weiter, so gibt es noch allerhand neckende und irreführende Spukgestalten. Dem Volksmunde gemäß trieb in der Nähe des Bayenturmes in Köln ein Kobold sein Unwesen, indem er alt und jung neckte, die Mägde quälte, die Kühe ausmelkte, das Vieh im Stall losmachte. Er trug einen langen, spitzen Flachsbart und Spitzhut und hieß „Huppet Huhhoot" [92].

Für gewöhnlich sind es gespenstische Vierfüßler, die die Menschen heimsuchen. Weit und breit bekannt, auch als Brunnenfigur verewigt, ist das „Baakouf" in Aachen, ein Untier mit dickem Kopf, feurigen Augen und langem Schweif [93]. Nachts spät heimkehrende Männer sollen von ihm angefallen werden. „Et Baakouf kömt", ist noch heute ein Schreckruf für Kinder [94]. Im Jülicher Lande zeigt sich das „Zöbbelsdier", ein großer zottiger Hund, der dem nächtlichen Wanderer auf den Rücken springt und sich eine Strecke weit tragen läßt [95]. Ein Seitenstück zum „Zöbbelsdier" ist ein hundartiges Ungetüm, das in Münstereifel noch bis vor einigen Jahrzehnten „lebendig" war, „et Iriemesdier met jlönije (glühenden) Ooge on jlönije Zäng", tagsüber in den unterirdischen Gängen zwischen der Burg und der Stadt seine Schlupfwinkel hatte, nachts aber einsame Wanderer in Not und Schrecken jagte. Ähnlich sind es anderswo große Katzen, Ochsen, Vögel [96], Rosse. Im östlichen, rechtsrheinischen Vorgelände Kölns, wo alte Opfer- und Begräbnisstätten unserer Vorfahren festgestellt wurden, läßt die Volkssage zur Nachtzeit gespenstische Rosse umherirren, die durch ihr wildes Rennen den Wanderer ängstigen oder sich ihm mit den Vorderhufen auf die Schultern legen und ihn mit feurigen Augen anstieren.

In solchen gespenstischen Tieren, die entweder von vornherein als Ungetüme erscheinen oder zu solchen auswachsen, wie Zentnerlast auf dem nächtlichen Wanderer hocken und hängen oder dem Fuhrmann auf der Karre sitzen, daß er nicht von der Stelle kommt,

und plötzlich wieder verschwinden, erblickt das Volk auch wohl ruhelos umherziehenden Seelenspuk, der auf dem Glauben an das irdische Fortleben der Seele beruht [97]. Mit diesem Glauben hängen überhaupt allerhand Vorstellungen zusammen. Kinder werden in der Eifel ermahnt, Haus- und Stubentür nicht hart zuzuschlagen, da sie sonst den armen Seelchen, die in der Nähe der Lebenden weilen, weh tun. Die Katze, die nach Sonnenuntergang im Freien umherläuft, darf man nicht schlagen, sonst stößt einem ein Unglück zu. Man glaubt nämlich, daß viele Seelen gerade in Katzengestalt umherzuirren verdammt sind oder daß Katzen, namentlich schwarze, behext seien.

Besonders sind es die Seelen von Meineidigen, betrügerischen Landvermessern, Grenzsteinverrückern, ungerechten Verwaltern oder Amtleuten, Wucherern [98], Fälschern, Sonntagsschändern und anderen Missetätern, die in Tier- oder auch Menschengestalt polternd oder quälend umgehen müssen. Man hört in Elberfeld von einem schlechten Menschen sagen: „Dä mot (muß) no (nach) sinnem Doad noch spoken gonn." In solcher Redensart verbirgt sich der alte Volksglaube. Im Jülicher Lande heißen die ruhelos irrenden Seelen von Grenzsteinversetzern und Landabpflügern „jlönige Männ". Auch Irrlichter, „Füürmänn" oder „Füemänn", gelten vielfach als die Geister solcher Bösewichter [99]. Durch Fluchen werden sie verscheucht und bleiben unerlöst. Nach Duisburg-Meiderich verlegt ein Kölner Druck von 1509 und 1514 den Schauplatz der Sage von einem Menschen, dessen Seele wegen seiner Missetaten in Gestalt eines Hundes umgeht und der Erlösung harrt [100]. In einen Pudel, der eine Kette nach sich schleppend noch durch einen bestimmten Teil Saarbrückens spukte, war nach dem Glauben der Leute die Seele eines Wucherers gebannt [101]. Wer in seinem Leben ein leidenschaftlicher Jäger war und sogar sonntags während des Hochamtes oder der „Huhmeß" jagte, der mußte zur Warnung für andere nach seinem Tode unaufhörlich hinter einem Wild herjagen oder in veränderter Gestalt, ohne Beine, ohne Kopf oder sonstwie mit seinen Hunden umherjagen. Wollte man die verschiedenen Tier- und Menschengestalten des Seelenspuks zusammenstellen, so würde man eine höchst buntgemischte Gesellschaft versammeln können.

Starken Glauben hegte das Volk überall an verborgene Schätze.

An mancher Stätte im Rheinlande, an die sich eine Schatzsage knüpfte, stieß man bei Grabungen wohl auf Altertümer aus römischer oder fränkischer Zeit. Mit zauberischen Mitteln glaubte das Volk den Ort eines Schatzes feststellen zu können[102]. Auch von versunkenen Glocken, Schlössern und Kirchen erzählt sich das Volk so mancherlei in festem Glauben an wirkliche Geschehnisse. Die weitaus älteste, bis auf die Zeiten „Karls des Großen" zurückgeführte Glocke Kölns verdankt ihren Namen „Saufang" einer Sage, der zufolge sie in einem Sumpfe längere Zeit verborgen lag und von einem Schweine wieder herausgewühlt wurde. An Eifeler Maare, z. B. an das Weinfelder- oder Totenmaar, knüpft sich besonders der Glaube an Schlösser, die mit ihren hartherzigen und leichtsinnigen Bewohnern im Schoße des Sees versanken. Im Umkreis von Jülich, Düren, Eschweiler verbreitete sich die Sage von der großen versunkenen Stadt Gression oder auch Gressiona. Der Name lehnt sich an den Namen des Dorfes Gressenich bei Eschweiler, an das keltorömische Gratiniâcum, den Mittelpunkt des römischen Bergbaues in jener Gegend. Eine ähnliche Sage knüpft sich an Herfeld, rechts des Rheines an der Wahner Heide. Sie hängt, wie man vermuten möchte, mit dem Verlassen oder der Zerstörung irgendeiner prähistorischen Ansiedlung der Gegend zusammen (s. S. 7).

Mit dem Aufschluß des Geländes, dem wachsenden Verkehr und der zunehmenden Bildung, d. h. der vernunftgemäßen Schulung des Verstandes haben viele von diesen Sagen und Überlieferungen bei dem jüngeren Geschlecht ihre Vorstellungskraft und Glaubwürdigkeit eingebüßt. Auch in der rheinischen Bauernstube ist die Hinneigung zu dem Reich der Geister und Gespenster mehr und mehr geschwunden. Aber so lange es noch Rätsel der Natur und des Seelenlebens gibt, so lange wird es auch noch einen Glauben an geheimnisvolle Kräfte und Mächte geben, und keine Aufklärung wird imstande sein, diesen Glauben aus der Welt zu schaffen.

Siebter Abschnitt.

Sitten und Bräuche des rheinischen Volkes.

Volksbräuche sind der Landessitte,
Was Epheus Klammern alten Mauern.
Er hält sie fest, daß sie noch dauern,
Wenn längst zerbröckelt die andern Kitte!

Anastasius Grün.

1. Die Hauptstufen des Lebens.

Dem Gesetz an Kraft fast gleich wuchs dem Volke die Sitte aus. In ihrer äußeren Erscheinung, dem Brauche, begleitete sie früh und sinnfällig das Leben in seinen Hauptstufen, bei Geburt und Kindheit, Brautstand und Hochzeit, Tod und Begräbnis, machte sie sich auch bei der Arbeit daheim und draußen geltend, unterbrach sie an den Festen und bei den Feiern das tägliche Einerlei, hielt sie die Nachbarn und Dorfgenossen eng zusammen. Aus den natürlichen Gefühlen und bestimmten, vorzüglich religiösen Vorstellungen des Volkes hervorgegangen und von seiner inneren Gemütsart getragen, spiegelt auch sie die Grundzüge seines Wesens wieder.

Sitten und Bräuche haben einen Werdegang, eine Entwicklung durchgemacht. Auf diesem Werdegang sind sie nicht unbeeinflußt geblieben von äußeren, fremden Einwirkungen, die zu Umbildungen und Umdeutungen führten. An der Entwicklung der noch heute oder bis vor einigen Jahrzehnten noch lebendigen Sitten im Rheinlande ist die christliche Kirche mit ihren sakramentalen Weihungen und Segnungen und ihrer ganzen Liturgie am stärksten beteiligt. Soweit sie altgermanische Bräuche duldete, gab sie ihnen eine andere Deutung und Gestalt. Noch heute aber erkennt man die germanische Vorlage an einer Reihe von Einzelzügen und Vorstellungen, deren wahres Wesen und ursprünglicher Sinn dem Volke nicht mehr bewußt ist. Anderseits hat sich auch noch im Rheinlande manches Ursprüngliche unverändert erhalten, freilich auch um so weniger noch verständlich.



Abb. 41. Bauernmädchen vom Maifeld mit Ohreisenmütze und Haarpfeil.



Abb. 42. Eifelkinder mit ausgeprägt breiter Gesichtsbildung.



Abb. 43 Ehepaar vom Niederrhein,
Frau mit Brabanter Haube und Umstecktuch.

Der Erhaltung altväterlicher Sitten und Bräuche ist die nimmer rastende Zeit und die fortschreitende Entwicklung wenig günstig gewesen. Man hat nun geglaubt, keine Zeit sei den Volksbräuchen so abhold gewesen als das Zeitalter der Aufklärung. Aber das Zeitalter der Freizügigkeit und des hemmungslosen Verkehrs ist ihnen viel feindseliger und will ihnen den Todesstoß versetzen.

Je mehr das rheinische Volk sich selbst überlassen blieb und je weniger es mit der Außenwelt, vor allem mit städtischem Verkehrsleben in Berührung kam, um so mehr ist auch sein Leben noch von eigenartigen, sittenmäßigen Handlungen begleitet und beherrscht. Obwohl in den Grundzügen meist übereinstimmend, sind die rheinischen Sitten und Bräuche dennoch in Äußerlichkeiten mannigfaltig gestaltet. Die Ursache liegt vielfach in der Mannigfaltigkeit der äußeren Lebensbedingungen und der Stammesunterschiede.

Einer Rebe gleich umrankt die Sitte die äußeren Lebensformen, vor allem die Hauptstufen des Lebens. Sie umfaßt den Menschen schon als werdendes Wesen in der Mutter Schoß und verläßt ihn selbst dann nicht, wenn er ruht im Schoß der Erde. Wie in den Zeiten der Weistümer gesetzmäßig, so erfreuen sich heute vielfach ganz sittenmäßig Mutter und Kind großer Aufmerksamkeit vor und nach der Geburt. Es ist außerordentlich lehrreich und erbaulich zu sehen, wie die liturgischen Handlungen des Christentums, im besonderen die kirchlichen Benediktionen, Mutterschaft und Kindesleben in ihren Bereich gezogen, das „Naturhafte mit reicher, tiefsinniger und dichterischer Symbolik übersponnen und veredelt“ haben [1].

Dem starken Verlangen der hoffnungsvollen Frau nach besonderer Speise trug und trägt man Rechnung. Das Weistum von Galgenscheid (Moselland) aus dem Jahre 1460 spricht von einem Walde, in dem niemand Wild fangen darf ohne Erlaubnis der Herrschaft, es sei denn, daß „eine frauwe swanger ginge mit einem Kinde und des wiltz gelustet, die mag einen man odir knechte usschicken, des wiltz so vil grifen und fahen, das sie iren gelosten gebußen moge ungeverlichen“ [2]. Besonders auch hütet man die hoffende Mutter vor Schrecken oder Ärger. Sie darf sich nicht „versehen“, damit nicht das Kind ein häßliches Aussehen oder ein Merkzeichen bekommt [3]. Das Mal soll sich ge-

wöhnlich da zeigen, wo sich die Frau im Augenblicke des Entsetzens anfaßt. Anderseits trachtet die werdende Mutter, nur Schönes zu sehen, schöne Bilder oder hübsche lebende Kinder. Nach der Meinung vieler „gibt's" ein Mädchen, wenn die Hoffende fleckig im Gesicht erscheint, dagegen einen Knaben, wenn sie frisch und blühend aussieht[4].

In der Zeit der Hoffnung tragen manche katholische Frauen ein schmales Band mit einer lateinischen Segensformel um den Leib und verrichten morgens und abends bestimmte Gebete für eine glückliche Geburt. Sobald die schwere Stunde gekommen ist, wird eine besonders gesegnete Kerze angezündet[5]. Gern glaubt man dann, daß die Geburt gut verläuft und nicht länger dauert als die Kerze brennt.

Bei der Überreichung des Kindes gibt der Vater der Hebamme wohl ein Geldgeschenk, das man früher an der Erft den „eischepennek" nannte[6]. Ein Knabe ist im allgemeinen als Leibeserbe oder Stammhalter willkommener denn ein Mädchen. In den Weistümern tritt eine verschiedene Wertung der Kinder überhaupt offen zutage. In Steinecken wurden 1506 und in Alflen 1507 der Frau bei der Geburt eines Sohnes zwei Frontage, bei der eines Mädchens aber nur einer erlassen[7]. Erhöht wird mancher Eltern Freude, wenn ihnen am Sonntag ein Kind geschenkt wird, wie die Ankündigungen durch die Zeitungen des öfteren dartun. Die Vorstellung von der Werterhöhung und dem besonderen Glück eines Sonntagskindes, d. i. eigentlich eines Sonnwendtagskindes, also eines am 21. Juni oder 21. Dezember geborenen Kindes, ist freilich nicht nur rheinische Eigentümlichkeit.

Die vielverbreitete, schon in der antiken Welt geübte Sitte, bei der Geburt des Kindes einen Obstbaum oder einen anderen Baum zu pflanzen, wird auch im Rheinlande noch hier und da geübt. Aus dem Gedeihen des Baumes glaubt man auf das des Kindes schließen zu können[8]. In dieser Sitte erblickt man darum eine alte Art von Sympathiezauber. Ein christlicher Brauch war es in der Eifel, jedesmal, wenn ein Kind geboren war, hinter der Stubentür ein kleines wächsernes Kreuz zu befestigen. Dieses machte man aus zwei etwa 3 cm langen Stücken der gesegneten Lichtmeßkerze.

Die Geburt des Kindes muß der Mann den Nachbarsfrauen

sofort mitteilen; so verlangt es wenigstens die Sitte des Landvolkes, z. B. in der Eifel. Bei dem auf dem Lande noch stark ausgeprägten nachbarschaftlichen Verhältnis erscheinen die Nachbarinnen bald und sehen nach Mutter und Kind. Sie bringen der Wöchnerin allerlei Gutes, sorgen für das „Kromwermbd", d. i. Wöchnerinnensuppe, helfen auch bei den häuslichen Arbeiten und wechseln in der Pflege der „Kromfrau", d. i. Kindbetterin, und ihres Neugeborenen ab [9]. Will eine Nachbarsfrau eine Wöchnerin besuchen, so muß sie hier und da noch einem bestimmten Brauche huldigen, z. B. zuerst mit den Füßen in Asche treten, damit sie der Kranken kein Unheil bringt [10].

Den Geschwistern und Nachbarskindern wird der kleine Weltbürger auch gezeigt und zugleich ein Stück Zucker geschenkt. Den besonders Neugierigen erzählt man auf die Frage, woher die Kinder kommen, am Niederrhein vom Öbber (Adebar) und sonst allgemein vom Storch, auch wohl von einem Teiche, Brunnen oder Pütz, auch von schweren, im Waldesgrün verborgenen Felsblöcken [11]. In Elberfeld kamen die Kinder aus dem Rommelspütt, im Dhüntale im Bergischen aus dem Gezelinquell [12]. Nach der Kölner Überlieferung werden die Kinder aus dem Brunnen unter der Kunibertskirche geholt, aus dem „Künebäätspöts". Dort sitzen sie um die Muttergottes, welche ihnen Brei gibt und mit ihnen spielt [13]. In Bonn wuchsen die Kindlein auf dem einst vielgenannten Eschenbäumchen, das am Ende der Koblenzer Straße stand [14].

Die Mutter „liegt" nun „des Kindes ein", ist „em Krom" [15], d. h. „im Kindbett". Der Schmerzen, die sie auszustehen hatte und noch leidet, wird der Storch, „dr Öbber", bezichtigt. Es will nun scheinen, als wenn Freund Adebar bei der fortschreitenden Aufklärung seine Rolle bald ausgespielt hätte. Wie er Glücksbringer und Schmerzenserreger zugleich in der volkstümlichen Vorstellung ist, hält eine mundartliche Dichtung vom Niederrhein fest [16]:

Nau es all weer en Keneken do!

Nau es all (schon) weer en Keneken do!
Wie es dat ganze Hus so froh.
Dat es en Juchen vör lutter Freud,
En Hülen on Been vör Seligkeit.

Den Öbber het en de letzte Nacht
De Moder en allerliews Dernschen gebracht;
Se schliep so faß on dräumde so süt —
Do bet öhr den Öbber en de Füüt.

On of se vör Schreck on Pin erwacht,
De Moder het doch so seleg gelacht,
As se 't Dernschen sooch en öhrem Aerm —
Wie het sie 't gedückelt an't Hert so wärm.

De Vader was fallen op de Knie,
Oehm wor öm't Hert, ek wet niet, wie;
Wer 't niet erfahren, kann 't niet verstohn,
Wat all en sin Seel es vörgegohn.

Dat Moder noch en't Bett let krank,
Dat weet dech, Öbber, nümmes (niemand) Dank;
Doch alles, ja alles vergeet se licht,
Sowie se mar denk an 't liewe Wicht.

Das Neugeborene nennt man, solange es noch nicht getauft ist, in der Kölner Gegend „Pannestäzje", im Geldernschen ähnlich „Pannestärtje", in Keyenberg (Kreis Erkelenz) „Lampescherf". Später ist es „dr Hätzensstump" und wird noch bis zum sechsten Lebensjahre mit diesem Rufe und ähnlichen anderen geliebkost. Ihren Vor- oder Rufnamen erhalten die Kinder meist nach dem der Paten. In besonders gut katholischen Familien fügt man dem Rufnamen der Mädchen wie auch der Knaben den Namen Maria bei, z. B. Johann(es) Maria. Das bergische Volk legte früher den Knaben besonders gern den Namen Hubert bei, um sie dem Schutze des hl. Hubertus, des Patrons gegen den Biß tollwütiger Hunde, zu empfehlen[17]. Bei mehreren Söhnen hieß der älteste Hubert, der zweite etwa Peter Hubert, der dritte Peter Joseph Hubert. Ein ähnlicher Brauch herrschte früher in der Dompfarre in Köln[18].

In Eifeler Familien führen mehrere Kinder, bis zu drei, vier und fünf, den gleichen Namen, so daß z. B. mehrere Töchter gleichzeitig Katharina oder Anna oder Maria oder Barbara heißen, mehrere Söhne gleichzeitig Johann, Nikolaus, Matthias und so fort. Der Volksmund unterscheidet dann die Kinder durch die mannigfaltigste Aussprache und Betonung ihres Namens. So nennt man

bei Katharina das eine Kind Kátreng oder Kátring, das andere Katréng oder Katring, das dritte Kätreng, das vierte Kätréng, das fünfte Kät, das sechste Tring oder Treng. Ähnlich verfährt man bei dem Namen Maria: Mári, Márei, Mrei, Märich; bei Barbara: Bärbel, Barbel, Bap, Bäp. Auch hilft man sich mit Zusammensetzungen wie Annakätrein, Ammei (Anna Maria), Marjann. Für Johann sagt man Jóhann, Johánn, Johánnes, Janes, Jänes, Hanes, Hännes, Háni, Jan, Jänchen, Schang, Schäng, Schängel; für Nikolaus: Néklos, Neklós, Klos, Kläs, Nikla, Nekel; für Matthias: Mates, Mätes, Teis, Matsche oder Matschö [19]. Die Fülle der Formen für denselben Namen herrscht auch im Saarlande. Auch im Bergischen war es nicht selten, daß mehrere Kinder in derselben Familie gleiche Vornamen trugen. In einer Familie hießen z. B. der Großvater, der Vater und dessen drei Söhne Jakob. Und doch unterschied man jeden einzelnen deutlich von den anderen. Der Großvater wurde Jakob gerufen, der Vater Kobes, dessen ältester Sohn Jöb, der zweite Sohn Köbes und der jüngste Köbesje [20].

Selten wird im Rheinlande ein Dorfgenosse, einerlei wes Alters, Standes oder Geschlechtes er ist, anders als mit seinem Tauf- oder Rufnamen angeredet oder bezeichnet. Diesem Namen wird dann freilich gern der Rufname des Vaters oder der Familienname oder der für das Haus oder die Familie geltende Übername, meist Spitzname hinzugefügt. Es heißt z. B. am Niederrhein der Sohn Joseph stets mit des Vaters Rufnamen Theodor „Dorese Joseb", der Sohn Jakob eines Vaters Urban „Banese Kobes"; der Sohn Christian eines Vaters mit dem Spitznamen Benzehänneske wird Benzehänneskes-Kréstiänke gerufen [21]. Die Tochter Katharina eines Vaters Joseph mit dem Spitznamen „Kappesjoseb" heißt „Kappesjosebe Tring", die Tochter oder Frau Josepha eines Mannes, der selbst oder dessen Vorfahren vor Jahren einmal Tauschhandel und Schmuggel betrieben haben, ist immer noch et „Tuschseev". Mädchen werden auch noch nach ihrer Verheiratung im Dorfe mit dem Rufnamen genannt.

Große Sorgfalt verwendet man auf die Wahl der Paten. Viele Leute sind fest davon überzeugt, daß das Kind das Wesen, die Eigenschaften des Paten oder der Patin annehme. „Dä kütt op singe Patt", oder „it (es, das Mädchen) schlääch (artet nach) singer Jot", hieß es und heißt es noch. Früher standen bei einem Knaben

zwei männliche und ein weiblicher Pate, bei einem Mädchen umgekehrt zwei weibliche und ein männlicher Pate. Pate und Gote (Patin) werden in einzelnen Gegenden, sobald ihre Gevatterschaft noch vor der Taufe des Kindes bekannt wird, „gescheuert“ oder „gerieben“, besonders wenn sie zum ersten Male Patenschaft stehen. Sie werden nämlich, der Pate von den Burschen und die Patin von den Mädchen des Dorfes, in ihrer Wohnung überrascht und von einem aus der Schar im Gesichte geschwärzt, zugleich beglückwünscht. Mit einer Spende macht der oder die Überfallene dem Scherze ein Ende.

Dem Patenkinde verehren die Paten am Tage der Taufe ein Angebinde, entweder Geld oder einen Schmuck, auch silberne Löffel oder das erste Kleidchen und Mützchen oder Mäntelchen. Der Kölner Hermann Weinsberg gab oft genug als Pate ein goldenes oder seidenes Beutelchen mit verschiedenen Gold- und Silbermünzen, seine Frau als Patin öfter ein silbernes Becherchen mit silbernem Deckel und Geldstücken. Auch später gedenken die Paten gern bei besonderen Gelegenheiten, bei Festen und ereignisfrohen Tagen des Kindes und bedenken es auch in ihrem letzten Vermächtnisse. Zahlreiche Kölner Testamente des 15. bis 18. Jahrhunderts geben Zeugnis von dieser schönen Sitte.

Da die Paten in geistiger Verwandtschaft mit dem Kinde stehen und als Miteltern gelten, treten sie auch zu den leiblichen Eltern in ein engeres Verhältnis. Die beiderseitigen männlichen Mitglieder der neuen Verwandtschaft heißen in der Eifel sehr bezeichnenderweise „Kompier“, die weiblichen „Kompiesch“, Gevatter und Gevatterin. In Köln tritt die Bezeichnung „compeir“, „compeer“ oder „comper“ aus dem lateinischen compater über das französische compère neben das ältere gefatter, (altdeutsch gevatero) nachweisbar seit 1600. Im Volk lebte das Bewußtsein von der geistigen Verwandtschaft früher stärker als heute. In einer Zeugenaussage aus einem Zivilprozeß vom Jahre 1554 (Köln, Stadtarchiv) heißt es: „Er sagt, das (!) er zeugh seines des producentens halb suster zu eyner eheliger haußfrauwen hab und also des producentens schwaeger sei, und es hab auch der producent ime zeugen eyn kindt uff der taufen gehaben und sei also sein zeugens gefatter und sei beiden partheien nit mehe gunstigh dan in irem rechten.“

Zur Taufe, die vielfach bereits am zweiten oder dritten Tage nach der Geburt gespendet wird, trägt die Hebamme (die „Tizjesbaas" [„Dizje" kleines Kind] oder „Kindcheswääs" oder „Wiesfrau") oder die jüngste Nachbarsfrau das Kind. Vielerorts begleiten das Kind auf seines Lebens erstem Gange außer den Paten und der Hebamme noch acht bis zehn Frauen oder noch mehr, in manchen Dörfern alle Frauen der zugehörigen Nachbarschaft. In Arft und Netterhöfe (Kr. Adenau) muß die Frau, welche zum ersten Male ein Kind zur Taufe begleitet, zuerst über einen Besen springen, ein Brauch, hinter dem sich wohl ein alter Abwehrzauber birgt.

Wie alt die Sitte der Frauenprozession ist, und wie sehr diese und andere Taufsitten früher bei den städtischen Bürgern verbreitet waren, sieht man aus Weinsbergs Darstellung seiner Tauffeier im Jahre 1518: „Man hat mich uis miner moder wonung den nachmittag umb 2 uren offentlich mit der frauwen procession zu s. Jacobs kirspelskirchen mit dem vurgetragenem silber und waßkerzen (wie in Coln bei den ehekindern gebruchlich) gebracht ... Johan Keppel, mines vatters ohem, und Herman Windeck, sin swager, waren mine beide patten und Margreit Baichman, sin swegerfrau, ware min gode; haben mich uff der taufen gehaben, mir einen christlichen namen gegeben und Herman genant, nach Herman Windeck. Min patten und goden haben mir ein silbere schail und ander erliche schenkung uff der tauf getan. Bin darnach uis der kirchen in das haus Weinsberch mit derselbicher pompen (Feierlichkeit) getragen worden, dar die freunde . . . hin quamen und sich gar frolich machten" [22].

Bei der Taufhandlung achtet man genau auf die Regungen des Kindes, vor allem, ob es auch „de Doop beschreit". Schreit es, dann bleibt es am Leben und fordert sich schon vom Paten oder von der Gote einen Rock.

Verläßt der Taufzug die Kirche, so wirft wohl noch hier und da der Pate Geldstücke oder Zuckerzeug unter die in der Nähe stehenden Kinder. Besonders freigebige Paten werden dann mit dem Rufe „süßer Pate", „süß Got" beehrt, knickrige aber „saurer Pate", „saure Got" genannt. In nicht wenigen ländlichen Kreisen, auf dem Maifelde und in der Gegend von Prüm und Adenau so gut wie an der Niers [23] (Niederrhein) führen Pate und Gote nach der Taufe die Hebamme und die Frauen, die die Taufprozession

bildeten, ins Wirtshaus und bewirten sie dort auf ihre Kosten mit Kaffee und Kuchen, danach mit Wein, früher mit Branntwein. Das geschieht besonders da, wo es sich um Bauern aus einem Filialdorf handelt, die zu kirchlichen Handlungen das weiter entfernte Pfarrdorf aufsuchen müssen. Die Stärkung artet bald in ein sehr ausgelassenes Krähen und Juchzen aus. Vor allem mutet der Heimzug der Frauen fast orgiastisch an. Sie haben oder nehmen sich dann das Recht, jede Mannsperson, die ihnen begegnet, festzuhalten und ihr aus voller Kraft in die Ohren zu schreien.

Bei der häuslichen Feier wünscht die Hebamme den Verwandten Glück und erhält von diesen, namentlich aber von den Paten, ein Geldgeschenk. Hermann Weinsberg verzeichnet oft genug, wieviel Albus er der „hevelschen", der Hebamme, bei der Tauffeier gegeben hat. Vielfach findet die Feier im Hause geraume Zeit nach der Taufe statt. Am ersten oder auch am zweiten Tage nach der Taufe gehen mancherorts die Nachbarsfrauen wieder zu der Wöchnerin und machen ihr ein kleines Geldgeschenk als Ablösung für eine früher übliche Naturalgabe von Wecken.

Der erste Ausgang der Wöchnerin soll zur Kirche sein, wo sie sich aussegnen läßt; so will's die ehedem tiefwurzelnde, aber auch noch heute selbst in der Großstadt geübte christliche Volkssitte. Wenn die Mutter nun „utgeht", darf sie nicht umsehen, sonst lernt das Kind „et severe" (speicheln). Auf dem Wege rufen ihr am Niederrhein Kinder zu: „Dööl Glöks met de Kerkgang, Päperkuk enen Ärm lang!" oder: „Möhn, schmiet ens!" Diese wirft ihnen dann Stückchen Pfefferkuchen zu[24]. Während dieses Kirchganges kamen früher im Dorfe Kuckum (Kreis Grevenbroich) die Männer aus der Nachbarschaft im Hause der Wöchnerin zusammen und aßen „Pä.eperkok", auf den vorher Schnaps geschüttet wurde. Erst nach diesem Kirchgange findet in vielen Eifeler Dörfern der eigentliche Kindtaufschmaus oder „der Kindtauf" im Hause der Eltern bei Kaffee und Kuchen, später bei Bier und Branntwein statt. Zu dieser Feier sind als Gäste nur Frauen aus der Nachbarschaft geladen. Jungverheiratete Frauen, die zum ersten Male am „Kindtauf" teilnehmen, werden besonders ausgezeichnet. Unter einem Spruche reicht man ihnen einen mit Palmzweig und Bändern verzierten Kuchen. Sie danken

mit einer Gegengabe. Die Frauen insgemein bringen der Mutter des Kindes als Gabe Kaffee oder Zucker. Am Niederrhein folgt nach der Aussegnung ein Fest im Hause der „Kromfrau", bei dem die Nachbarinnen mit Kistenkuchen (Pfefferkuchen) und Schnaps bewirtet werden.

An die Pflege des Kindes knüpfen sich auch heute noch allerlei Bräuche und abergläubische Vorstellungen. Nach älterem Volksglauben konnte den Kindern namentlich die „Bejoavonk", der Gliederkrampf, angezaubert oder angehext werden. Man hütete darum auch das Kind ängstlich vor fremden Frauen [25]. Der Gliederkrampf heißt in Vallendar am Rhein „Elend" oder „Wesen". Als Heilmittel gegen ihn gebrauchte man die Elendsklaue, d. h. eine Klaue (Tierklaue) gegen das „Elend". Wollte eine Frau in die Stube treten, so mußte sie zuerst dies oder jenes tun (vgl. S. 147), oder die Mutter mußte bestimmte Vorschriften befolgen, damit dem Kinde kein Leid widerfahre. Wie viele Vorsichtsmaßregeln heute noch von den Frauen und Müttern des Volkes beachtet werden, läßt sich nicht leicht aus dem Volke herausbringen. Einige sind allgemein verbreitet. So soll man kleine Kinder nicht als besonders klug loben, weil sie sonst früh sterben [26]. Man soll ihnen auch nicht, solange sie noch nicht ein Jahr alt sind, die Nägel an den Fingern abschneiden, sondern abbeißen, damit sie nicht ans Stehlen geraten oder an Kraft abnehmen. Auch scheut man sich, des Kindes erstgeschnittene Haare zu verbrennen [27].

Wenn das Kind trotz aller Vorsicht und Pflege, deren es sich im ersten Lebensjahre in besonderem Maße erfreut, krank wird, so greift das Volk mit Vorliebe zu altüberlieferten Hausmitteln. Gegen Krämpfe gibt man dem Kinde vielfach den Saft der fleischigen Blätter des Hauslauchs. Besonders sucht man ihm das Zahnen zu erleichtern. Sobald die Zähne „en de Belderche", d. h. in den Zahnhüllen sind, läßt man es auf eine Veilchenwurzel beißen, damit die „Bitserche" (Beißerchen) besser durchkommen. Der Durchbruch des ersten Zahnes erweckt große Freude und bringt dem Kinde oder auch der Mutter ein Geschenk ein. Später, beim Wechsel der Zähne, rät man dem Kinde, den ausgefallenen Zahn in ein Mausloch zu stecken und zu rufen: „Muus, Muus, kom eruus, bräng mer ne neue Zant eruus" [28]. Kleine Schmerzen sucht die Mutter durch Besprechungen zu lindern. In Koblenz sagt sie: „Haile, haile

Sääge, siwe Daach Reege, siwe Daach Schnie, doot dem Kindche net mie wie," am Niederrhein: „Heile, heile Sägen, achter sint Jan, dor wont ene Man, dän (der) ons klein Kinneke werr (wieder) heile kan." Dem Kinde, das den Schluckser hat, schaffen die Erwachsenen Linderung durch Trost und Ablenkung. „Et schaat nüüs (schadet nichts), et Häzje wieß" (das Herzchen wächst), sagt man ihm. Auch allerlei Rat gibt man ihm. Am Niederrhein rät die Mutter: „Gap över den Dumm" (Daumen), oder „Kik en de Sonn". Man sucht es plötzlich zu erschrecken, wirft ihm ein Vergehen vor; dann verschwindet das Übel. „Säg vör öm, hä hät geschnupp, flott de Tapp sich drop verkrupp" [29].

Sehr vieles von der gesamten Tätigkeit, die sich auf die Pflege und Erziehung des kleinen Erdenbürgers bezieht, wird rhythmisch und unter Begleitung von Liedchen ausgeführt. Beim Einwiegen oder Einschläfern ihres Lieblings singt die Mutter zärtlich: „Heijo, heijöche, back dem Kendche (oder Name des Kindes) en Eche, doot em jet Hunesch un jet Zückesche dren, dat dat klee (Name) et joot esse kan," oder statt dessen heißt es zuletzt: „doot im och jet Zückesche dren, krit dat Kingche ne joode (oder andere) Sen." In anderen werden die Haustiere behandelt, so das Küchlein: „Heia popeia, steich Küchelche duut, steich et en et Hälsje, dan bloot et sich duut; plök em al de Federche uus, maach dem Kengche en Bettche druus," oder das Kätzchen: „Heija, de duuse, dat Kätzje woll net muuse, Welle mer et op dat Stätzje schlonn, Sall et wal li.ere muuse jonn." Die Zahl der Wiegen- und Schlummerliedchen ist groß; sie stimmen zum nicht geringen Teile in den verschiedenen Landstrichen überein [30].

Daneben gibt es solche, die sich nur auf bestimmte Striche zu erstrecken scheinen oder sich in diesen erhalten haben. Aus der Eifel (Kreis Adenau) sei ein solches mitgeteilt: „Annekatreinche, bat (was) deeste? Ech seze am Feuerche on hooste, ech keeren et Hous, ech stroppe de Mous un maachen oosem Katreinche e Hänschelche draus." Mit Resten mythologischer Vorstellungen ist anscheinend eines dieser Liedchen aus der Gegend von Bedburg a. d. Erft vermischt: „Anne Maria Kathrina, die liit die Sonne schiena, die pack dä Bessem en de Hand un käärt de Wolke durch dat Land, bis op die grüne Heide. Do kome zwei alte Weiber, die hadde nöx wie Pöß (Wasser) un Bruud, moer (morgen) sin de Steen duut" [31].

Auch wenn die Mutter oder der Vater mit dem Kinde spielt, hört es allerlei Reime. Ein sehr beliebter Reimspruch knüpft an einzelne Teile des Gesichtes an: „Kene wene wéngche, möngsche bruut, bäkelsche ruut, näsje siif, öjelche piif, stieche (Stirnchen) plat, höeche zip zap" [32]. Kinn, Mund, Wange, Nase, Augen, Stirn und Haarlocke an der Stirne werden bei diesen Worten gestrichen oder sanft gezogen. Wer mit seinem Liebling scherzen will, sagt ihm Fingerreime und patscht und kitzelt ihm Verse in die Hand, daß er laut auflacht. Das helle Kinderlachen aber macht die Eltern froh und hält sie in Stimmung. Einer der bekanntesten Kitzelverse heißt: „Daaler, maalder, kööche, kälefje, schwänzje, dänzje, dile, dile, dänzje" [33].

Das erste Freigehen des Kindes macht der Mutter große Freude. Jubelnd verkündet sie dann: „Et jeet alleene Böömche." Auf den Knien der Großen lernt es reiten und neue Liedchen. Wie viele Wiegenliedchen, so deuten auch zahlreiche Kniereiterliedchen schon im Eingang ihren Charakter an. Mit einem lustigen „Jö! Peadche, no de Mölle" oder „Regge, regge (reite) Peadche" oder „Hope, hope Rie" (Reiter) setzt die rhythmische Körperbewegung ein, die Schritt, Trab und alle Gangarten eines wackeren Rößleins nachahmt, bis in lachendem Sturze der Ritt endet. An der Bewegung nimmt das Kind ebensoviel Anteil wie an dem Singsang. Es lernt zugleich früh, Bewegung und Arbeit mit Rhythmus und Gesang zu verbinden [34]. Seine fortschreitende körperliche Entwicklung prägt sich in charakteristischen Bezeichnungen aus. Der kleine Junge heißt bald „ene kleene Trupp" oder, wie auch ein Mädchen, „e kleen Trüppke" (Elberfeld). Ein Kind, das nur von seinen Angehörigen etwas wissen will, ist „eenkennich" (einkennig).

Große Aufmerksamkeit erfordert die Erziehung vom zweiten Lebensjahre ab. Wie man im alten Griechenland die Kleinen mit der Lamia schreckte, dem Höhlendämon, der Kinder stiehlt und frißt, und auch im heutigen Griechenland mit ihr abschreckt, so droht man in rheinischen Landen ähnlich mit männlichen Schreckgestalten, anstatt das Kind zu belehren und zu überzeugen. Man rief früher und ruft auch wohl jetzt nach dem „Buumann" oder „Böömann", in Vallendar a. Rhein nach dem „Bollewatz" oder „Sperlefix" [35]. Die Kinder, die bei eintretender Dunkelheit noch nicht zu Hause sind, werden im Kreis Erkelenz von der „Ovends-

muer" geholt. Andere, die nahe an den Dorfteich treten, zieht der Wassermann hinein. Schreihälse aber holt der Wolf oder der Jude mit dem großen Sack. Mütter, die nicht für körperliche Züchtigung des Kindes sind, begründen ihre Haltung mit den Worten: „Wemmer ene Esel druus schleit, schleit mer e zwei dren." Kleine Unarten sucht man dem Kinde auch unter Sprüchen abzugewöhnen. Sagt das Kind zwischen den Mahlzeiten: „Ich han Hunger", so erwidert die Mutter: „Leck Salz, dann kriste Doosch." Ungeduldige Kinder vertröstet man in Koblenz mit den Worten: „Ich schenke dir wat. Wat es dann dat? e selwer Waart-e-weilche on e goldig Nixje en ainem niemahlehne Bixje" (Büchschen).
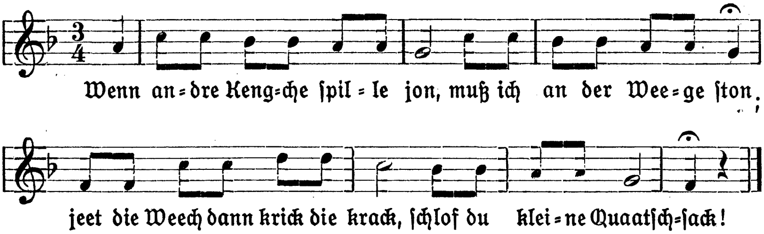
Mit treuherzigen Gebetchen lenkt die frommgläubige Mutter des Kindes Sinn früh inniger Frömmigkeit zu. Geht es des Abends zu Bett, so faltet sie ihm die Händchen und spricht ihm vor, so lange, bis das Kind es allein kann, das alte rührende Kindergebet[36]:

„Ovends, wann ich schlofe jon,
Deezehn Engelcher öm mich ston:
Zwei zo minger Rächte,
Zwei zo minger Linke,
Zwei zo mingem Höufte,
Zwei zo minge Föößze,
Zwei de mich decke,
Zwei de mich wecke,
Zwei de mich wiese
Enet (in das) himmlische Parediesche".

Beim Aufstehn am Morgen betete es früher wenigstens auch in der Mundart:

„Jisekinkche (Jesukindchen) klein,
maach miin Häzje rein,
ed sall keiner dren wonne,
als Jisus, Maria un Jusep allein.
Leev Häär, dit Jebett schenk ich deer,
maach ei frumm Kind uus meer,
sall ich dat nit wääden,
su hol mich leev Häär vun diser bedröövden Ääden.
Amen."

Nicht selten werden die Kinder des Volkes, zumal des Landvolkes, frühzeitig für allerlei häusliche und wirtschaftliche Arbeiten in Anspruch genommen. Wo der Kinder mehrere oder gar viele sind, muß eins dem andern helfen, eins das andere lehren, eins das andere wiegen. Traurig klagt dann wohl das ältere Kind:



Sehr hübsch erzählt Hermann Weinsberg, wie er in seinen Knabenjahren zu Arbeiten herangeholt wurde: „Diß jar ist er zu Weinsberch in den keller gefallen von oben an bis unden aus und (hat) sich seir wehe gethain. Dan wan er nit zu scholen ginge, wart wein gezapt (und) so macht in syn motter (zum) zepper (Zapfer); wart nit gezapt, daß sie span, so moist er haspelen. Sunst bedreif (betrieb) er uff der straßen leckerei (Mutwillen, Streiche) wie ander jongen."

Doch bleibt den Kindern auch noch Zeit zu fröhlichem Lied und Spiel[37]. Beides ist vielfach an Zeit oder Ort gebunden. Mit Vergnügen laufen die Kinder hinaus in den Mairegen, der das Wachstum fördert. „Mairään, maach mich jrooß, ich ben su klein we ne Fingerhoot", heißt darum der kindliche Wunsch in Köln. Die Koblenzer Kinder singen: „Mairäänche, Trippelräänche, treps off mich, dann wachse ich." Regen und Sonnenschein begrüßen oder beschwören sie in ihrer Weise. Die liebe Sonne sehnen die Kinder in Poltersdorf a. d. Mosel in einem besonders eigenartigen Liedchen herbei: „Sun kom eriwa (herüber), Scheet-(Schatten) bleif dadiwa; dadiwa es e Godeshous, doo kimt de leewe Sun erous. Do seze drei Nune, de aan wegelt Weid, de aan schbint Seid, de ana hore (hat ein) Kindche greecht, bee (wie) sol es heiße? Hebsche, hebsche, geische." Auch den Schnee begrüßen sie mit Lied und Spruch. Und vergnügen sie sich auf der Wiese mit Pflücken von Blumen zu Kränzen und Sträußen, dann locken

sie mit liedartigen Sprüchen. „Bocksbaat[38], Schelmenaat, kom eruß, dann freiße ich dich."

Ähnlich wird die Schnecke aus ihrem Hause hervorgelockt:

„Schneck (oder auch Schleck), Schneck, kumm eruus,
et sitz en Deer en dingem Huus,
dat süff der all de Milch uus,
de Milch uus, de Milch uus."

Ein Marienkäferchen (Siebenpunktkäfer) entläßt das Kind der Schneifel in die Freiheit mit den Worten: „Himelsdirche, flich on d Luut (Luft), breng mir moren (morgen) jut Deder (Wetter) mot"[39], in Mörs a. Niederrhein: „Türlämpke, flieg enen Hemel op Mariens Schötke (Schößchen), kriegs en lecker Krintebrötsche, Türlämpke."

Im Frühling wurden und werden noch besonders gern Weidenflöten (Huppe oder Häp) bereitet. Damit der Bast sich vom Zweigholz gut und schnell löse, klopft das Kind auf das Holz immer los. Gleichzeitig sagt oder singt es einen alten Bastlösereim. In Manderscheid (Eifel) heißt ein solcher: „Hip, hap, hup, wan de Haape kraachen, mos mer neie maachen, hip, hap, hup." In Kelberg sagt das Kind: „Zip, zap, ziinaa, krouch en de Biinaa, krouch en de Baach, maach, dat mein Flööt joot ouskraacht." An der Saar (Saarhölzbach) hat man den Bastlösereim: „Saaft, Saaft[40], Siten (Seiden), de Schlangen en de Witen (Weiden), de Mooken (Kröten) en de Baach, det mein Hipche ganz ausgraacht." Stärkere Weiden wurden abgeringelt und gaben in Herchen ein Quakhoon, in Eitorf ein Maihoon. Die Bastlösereime sind in ganz Deutschland verbreitet. Viele von ihnen klingen geheimnisvoll genug, um als Überreste alter Beschwörungsformeln zu gelten. Anderseits erscheinen sie wie Arbeitslieder, ähnlich den Taktliedern, mit denen Erwachsene oft ihre Arbeit begleiten. Beim Kinde aber ist, um mit Jean Paul (Friedrich Richter) zu reden, gerade das Spiel die Arbeit.

Wo sich die Gelegenheit bietet, werden zahlreiche Spiele gepflegt, die verschieden sind nach der Gegend oder der Jahreszeit. Um die Wette werfen die Kinder eifrig flache Steine über einen Wasserspiegel. Sie nehmen dabei den Stein wagerecht zwischen die Finger, beugen sich so tief wie möglich und schleudern ihn

dann so über die Wellen, daß er bald die Oberfläche des Wassers trifft, gleichsam einen Augenblick auf ihr ruht oder schwimmt, bald das Wasser schneidend herausspringt und mehrmals so fliegt, bis er untersinkt. Als Sieger gilt der, dessen Stein am weitesten fliegt und die meisten Sprünge macht. Zahlreich sind die Benennungen dieses beliebten, übrigens dem griechischen Altertum unter dem Namen Epostrakismos gut bekannten Spieles. In Köln heißt es „Schievenbrütche werfe", wie auch aus dem Anfang eines mundartlichen Gedichtes vom Jahre 1860 hervorgeht:

„Letz beim eetzte Sonnesching
Jing spazeere ich am Rhing.
Stund am Ofer do e Püütche
Un dat worf e Schievenbrüdche" [41].

Knaben des gegenüberliegenden Deutz sagen „Wipstäzjer maache", anderswo heißt es „Bachstelzjes werfen" (Kreis Kreuznach), „Bachsterze mache" (Kreis Bitburg), „Wasserhinkelcher" (St. Johann a. d. Saar), „Frelle werfe" (Forellen, Mayen), „Wassermeisjer mache" (Koblenz-Neuendorf), „Brout schloon" (die Braut schlagen, Kreis Prüm). In Elberfeld sagen die Kinder „Rietpetchen schmieten", am Niederrhein „Boter kletschen" (Emmerich), „Över et Water seile" (segeln, Kleve), „En Lei jitsche" (Neuß), an der mittleren Sieg „schinseln". Hundertfältig sind die Ausdrücke für dieses alte Kinderspiel [42].

Im besonderen vergnügen sich die Knaben auch gern mit „Dopp (Kreisel) schmecke" und mit gewinnbringenden Spielen, vor allem mit „Ömmere" (Klicker, Marbeln) oder mit Bohnen [43]. Eine frühe Erwähnung des Ömmerspiels in Köln stammt aus dem Jahre 1525. Zwei Schüler spielen mit Kügelchen, welche sie „Omnia" nennen. Es sind solche, die mit dem Daumen in eine kleine Grube (Kaule) geschoben werden [44]. Dazu kommen die mannigfaltigsten Fang-, Schlag- und Ballspiele, deren Bezeichnung und Spielweise nach der Gegend wechselt. Am Fuße des Siebengebirges spielen die Knaben z. B. Porr, Hinkende Bott, Duelsname (Vogelsnamen), Hick, Betz, Jeeß (Geiß), Sou (Sau), Jägerieh (Jäger und Reh), Läpp, in Köln außer anderen das Schlagspiel „Plätsch un Roß" [45]. Allerorts ist auch das „Bäumchenlaufen" oder Kämmerchen vermieten beliebt [46].

Einzelne werden auch von Mädchen gespielt, welche freilich wiederum ihre besonderen Spiele haben, so „Engelche un Düvelche“[47], „Höppe Mötzje“, „Stuppe, stuppe Steinche“, ähnlich „Versteche Steinche“[48], „Pekele“ (mit Knöcheln spielen), auch „Schnappe“[49] genannt. Sehr beliebt war bei Knaben und Mädchen in Köln das Gebärdenspiel „Stomm Handwerk“, eine Nachahmung von Tätigkeiten der Handwerker, die zu erraten waren. Bei genauerer Betrachtung stellen sich überhaupt nicht wenige Kinderspiele als Nachahmungen von Gebräuchen und Tätigkeiten der Erwachsenen dar. Vorzüglich Rechtsbräuche spiegeln sich in ihnen wider, öffentliche und privatrechtliche, längst abgeschaffte Strafen und anderes mehr[50].

Das beliebteste Spiel der Mädchen ist im allgemeinen noch immer der Reigentanz oder Reigengang. Bei diesen bilden die Mädchen einen geschlossenen Kreis oder sie sind in zwei Reihen mit dem Gesichte gegeneinander aufgestellt oder bilden Paare oder einen Tordurchgang. In bunter Mannigfaltigkeit wechseln die Reigenlieder. In Worringen a. Rh. unterhalb Kölns kennen und singen die Mädchen 22 verschiedene Reigenlieder, darunter freilich nur ein mundartliches nach der Weise: „Was kommt dort von der Höh?“ Es lautet: 1. Der Schnieder köf sich en Muus. 2. Wat det hä met der Muus? 3. Der trik hä af et Fell. 4. Dovan met hä sich en Täsch. 5. Do det hä dren et Jeld. 6. Dovör köf hä sich e Päd. 7. Domet rik hä en der Kreech. 8. Do schleet hä sie all duut[51]. Vor noch nicht vielen Jahren hörte und sah man in Kölns Straßen auch noch das Reigenspiel und -lied vom Herrn von Ninive, hervorgegangen aus einem alten Gesellschaftsspiel. Von zwei Reihen, die sich einander gegenüberstellten, schritt die eine vor und sang sich verneigend:

„He kumme de Hääre vun Nunnifäär. Heiza Piffilatus!“

Die Gegenseite schritt dann vor und sang, sich verneigend:

„Wat welle de Hääre vun Nunnifäär? Heiza Piffilatus!“

Nun wechselten Fragen und Antworten in folgenden Sätzen:

„Es dér Vatter nit zo Huus? Heiza Piffilatus!
Wat welt ehr bei dem Vatter dun? Heiza Piffilatus?
Mer wellen im en Breefje jevve.



Abb. 44. Ältere Tüllhaube vom Niederrhein mit fein gefälteltem Rande.

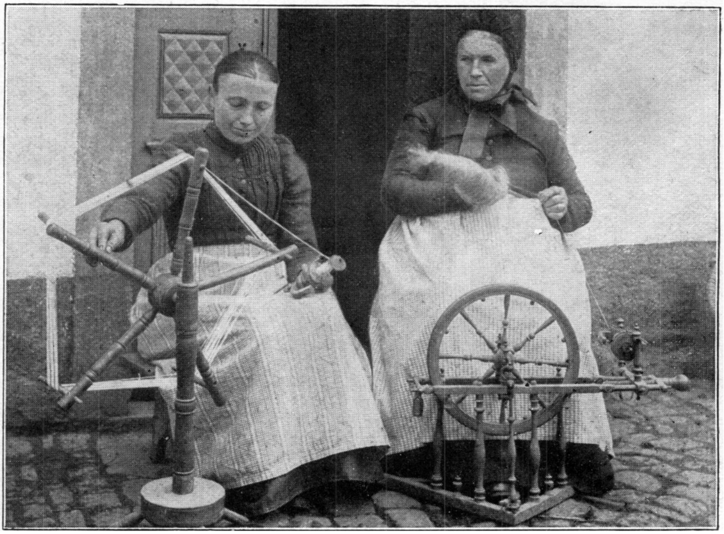


Abb. 56. Spinnrad (sogen. Geis) und Haspel (Eifel).

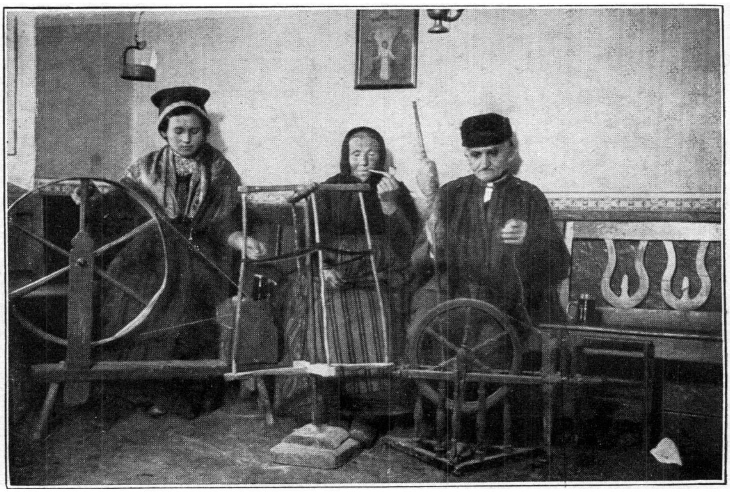


Abb. 57. Spinnen (Südwesteifel).
Ältere Frau rauchend aus kurzer Tonpfeife („Hänschen").

Wat soll dann en dem Breefje ston?
Mer welle de jüngste Dochter han.
Wat welt ehr met der Dochter dun?
Mer welle se ene Kluuster dun.
Su nemt de Jüngste aan de Hand
Un nemt se met no Brobant" [52].

Ein ähnliches Überbleibsel ist das niederrheinische Lied vom Pater und dem Nönnchen, das in Krefeld lautet oder lautete:

„Do jeng ene Pater langes de Kant,
Heißa, Sibla, Maid.
Dä nom sech en Nönneke bei de Hank,
Heißa, Sibla, Maid."

Alt ist auch der Rosenkranzreigen, der im Jahre 1607 in Köln als Kinderspiel erwähnt wird [53], und noch heute singen Kinder auf den Straßen zu diesem Ringelreigen: „Rusekranz, wat jilt (kostet) de Schanz?"

In dem Reigenlied von der Anna, die auf einem Stein saß (Die Anna saß auf einem Stein), ihr goldenes Haar kämmte und weinte, spiegelt sich die alte Blaubartsage wieder, die auch in Balladenform weit verbreitet war. Bis heute zu singen dieses Reigenlied Mädchen, im Kreise schreitend, auch noch auf Straßen und Plätzen in Städten wie Köln und Düsseldorf.

Manche dieser Reigenspiele und Reigenlieder bringen auch Hinweise auf frühere Lebensverhältnisse, aber ebenfalls in zerstückelter, abgerissener, zusammengewürfelter und daher entstellter Form. Einen Hinweis auf die frühere Flachskultur enthält ein ripuarisches Reigenliedchen: „Flaas sie, Flaas sie, seve Joer sent öm. Marjriit hät sich eröm jedriit, hät dat hengersch Enk fürjekiet, Flaas sie, Flaas sie, seve Joer sent öm" [54]. Wieder andere erscheinen als Reste oder Nachahmungen alter Kulthandlungen und Kultgebräuche [55], wie das Brückenspiel („Machet auf das Tor") oder das altrheinische „Krune Krane, wieße Schwane, Wä wel met no England (= Engelland) fahre?" [56]

Vor dem Spiel bestimmen die Kinder durch Aus- oder Abzählen, wer das Spiel beginnt oder wer diese oder jene Stelle einnehmen soll. Knaben losen auch wohl mit Hilfe eines Geldstückes oder eines Messers [57]. An der mittleren Sieg losen die Kinder mit ungleichen Holzstäbchen; sie nennen dies „Muche trecke".

Wer beim „Fänkjesspiel“ auf dem Hochwald den Habicht oder Wolf darstellen soll, wird durch folgendes Abzählen bestimmt:

„Aent, zwä, drei, fair, fünef, säx, siwen,
ain Fraa koocht Kriewen,
ain Fraa koocht Speaak,
daue leis eam Dreaak“ [58].

Koblenzer Kinder zählen ab: „Ehne, behne, dunke, funke, rabe, schnabe, dippe, dappe, käse, knappe, ulle, bulle, raus, ib ab aus, dau bes draus“ [59]. In Köln lautete früher ein Zählreim: „Egel, Degel, Hopmannsspegel, Selversand, Kranepuff, welle mer wedden öm en Blatt dit oder dat“ [60], ähnlich noch bis vor kurzer Zeit, vielleicht heute noch im Kreise Rheinbach: „Egel, Degel, Hopmannsspegel, Sölverreng, Königskind, wer liere well, boochstabiere moß, jank druß!“ [61] Am Niederrhein zählt man ab: „Ön, dön, dott, söve kale kott, söve kale kükelekük, ön, dön, dott“, oder: „Ek en gij, en de deke Marij, Jan met de Lier, dat sin der vier.“ Solche Zählreime erscheinen heute meist nur als Kindergeplapper ohne Sinn. Indessen liegen auch vielen dieser Auszählverse Dinge der Wirklichkeit und Vorgänge des Lebens zugrunde. Die alte ständische Gliederung und sonstige soziale Unterscheidungen kann man z. B. aus Reimen lesen, in denen Personen aufgeführt werden. Verschieden und mannigfaltig wie die Zählreime sind auch die Namen für das Mal und die Freirufe.

Fleißig geübt, besonders wieder von den Mädchen, den besten Bewahrern und Hütern von Spiel, Reim und Lied, werden auch die Fingerspiele. Bei der kunstvollen Verschlingung der Finger sprechen die Kinder Worte oder Reime zur Erläuterung. In Bergheim (Erft) hakt man die Finger der rechten Hand um die gleichen Finger der linken Hand. Die Handrücken sind dabei einander zugekehrt. Dann dreht man die Hände nach innen, so daß der Daumen der rechten Hand zwischen Daumen und Mittelfinger der linken Hand herausguckt, und spricht dabei:

„Schluff, Pantuff, Stivvel, Schohn,
Sez Pastuer om Predigstohl“ [62].

Auch die Fingerarbeit wird zum Fingerspiel durch geeignete Verschen. Beim Stricken z. B. sagen die Mädchen am Niederrhein: „Instäke, overschloon, dör lotte kruppe, aflotegoon.“

Große Freude bereiten der Kinderwelt auch Pfänderspiele oder Wetten, bei denen sie sich gern stabreimender Sätze [63] bedienen. Am Fuße des Siebengebirges werden dann Sätze gebraucht wie: „Morje Meeste Mölle (Meister Müller), maal mii Määl, mii Motte (Mutter) moß mii mooen (morgen) Meckemännche maache", oder „Hänge Heede-Hannes Huus hät Heede-Hindrich hondret Haese hüere hoeste", in der Gladbacher Gegend am Niederrhein „Jüdde Jina jing jeddes Joer jong Jeete jelde" [64], in der Schneifel „Op dem Dupijer (Duppacher) Deier (Weiher) leit e bret (breites) bleie Beiel (Beil)". Solche Sätze sind in einem Atem zu sagen ohne Anstoßen. Wer entgleist, muß ein Pfand geben oder verliert eine Wette.

Spiel, Reim und Lied der Kinder sind vom Geiste unseres Zeitalters stark beeinflußt worden und unterliegen seinem Einfluß noch immer, auch im Rheinlande.

Die verschiedenen Festzeiten sodann, von denen im letzten Abschnitt gehandelt wird, verschaffen den kleinen wie den größeren Kindern weiter Gelegenheit, sich zu vergnügen, ihren Spieltrieb und Tätigkeitsdrang zu befriedigen. Eine angenehme Unterbrechung oder gar Höhepunkte bilden für sie auch noch immer Geburts- und Namenstag und deren Feier, bei den katholischen Kindern besonders der Namenstag. Des Namenstages und seiner Feier gedenkt Weinsberg z. B. zum 19. November 1581. An diesem Tage war Elisabethstag. Weinsbergs Schwägerin und ihre Nichte hießen Elisabeth. Er schreibt in sein Buch, daß die Schwägerin „am abendt die portion gebessert und den wein uff irem fest geschenkt" habe, und daß sie „frolich gewesen" seien. Sonst erzählt Weinsberg viel öfter von der Feier des Geburtstages. Früher war an den Namenstagen in Köln das „Binden" üblich, d. h. dem Kinde band man das Bild seines Namenspatrons und wohl auch ein Geschenk wie Brezel oder dergleichen, den sogenannten Bingband [65], um den rechten Arm.

Das erste wichtige Ereignis im Leben des Kindes bildet der erste Gang zur Schule. Jahrhunderte hindurch fiel der Schulbeginn auf den Gregoriustag (12. März). Der in Köln ansässige Jan Slosgin notiert in seiner Chronik zum Jahre 1431: „Jan ons son wart geboren (1416 oktober 25) in (und) gynck s. Briden (Pfarrkirche und Pfarrschule S. Brigida) yerstwerf (zum ersten Male) te scholen op s. Gregoris dach anno (14)23 inde (und) quam (kam)

opten Eggelstein in meister Heymerichs burse anno (14)31 in profesto s. Gregorii inde quam weder van der bursen inde solde bi ons onse kremeri leren anno (14)32"[66]. Für das 16. Jahrhundert bezeugt Hermann Weinsberg Gleiches von sich selbst: 1524 aetatis 6, eirster schoilganck. In dissem jar auf Sant Gregoriitag den 12. Marcii quam er eirst auf die schoil S. Georgen, leret syn ABC von meister Antonio Wipperfurdense, damit (er) nit stetich uff der straißen durft laufen. In Nieder-Heimbach unterhalb Bingen hieß noch bis in den Beginn dieses Jahrhunderts der Gregoriustag „Brezelstag", da an ihm die Schulkinder mit Brezeln beschenkt wurden. Eine angenehme Unterbrechung erfährt die Schulzeit durch die Ferien oder Vakanzwochen, besonders durch die Ernteferien, die, wie z. B. die „Waldbeer-" und die „Krombier"- oder „Zrombereferien" (Kartoffelferien) den Kindern manche Freude bringen.

Doch die wichtigste und spannungsvollste Zeit ihres Lebens war und bleibt den Kindern die Vorbereitung zur „ersten heiligen Kommunion" oder „Konfirmation" und diese selbst. Während der Zeit der Vorbereitung, der „Lehre" schlechthin, tritt ein Kind zu einem anderen in ein engeres Verhältnis, wird am Tage der Feier „sein Kommunionspaar" oder „Paar". Im Wuppertal geht das Kind zum „Paschtuar" in die „Kengerliar" (Kinderlehre) und „kömmt" endlich „vam Paschtuar af", wird konfirmiert. Dann zieht der Knabe zum ersten Male seinen „Affkommesrock" an[67]. Paten und Verwandten erinnern sich an diesem Tage des Kindes ganz besonders. Diesem werden von den Eltern von dieser Zeit ab gewisse Vorrechte vor den jüngeren Kindern eingeräumt[68].

Der Kindheit und der Schule entwachsen, drängen Knaben und Mädchen nach neuer Betätigung und neuer Verlustigung. Beides gewähren ihnen die Verbände der Burschen und Mädchen. Diese Innungen oder Einigungen sind vielfach noch so stark ausgebildet und spielen im Leben der Dorfgemeinde noch eine so wichtige Rolle, daß sie eine ausführliche Schilderung verdienen[69].

Die Jungen und Mädchen des Dorfes werden in die Verbände aufgenommen, sobald sie sich dem heiratsfähigen Alter nähern. Die Altersgrenze für die Befähigung zur Aufnahme bewegt sich zwischen dem 16. und 18. Lebensjahr; mancherorts ist die Vollendung des 20. Lebensjahres erforderlich. Besonders die Mädchen,

die nach ihrer Entlassung aus der Schule zurückgezogener als die Jungen leben, können den Tag und die Stunde kaum erwarten, wo ihnen Aufnahme in den „Rosengarten", die Einigung der „großen Mädchen", gewährt und dadurch zugleich ihre Heiratsfähigkeit feierlichst anerkannt wird. Aber auch für die männliche Jugend bildet die Aufnahme in den Verband der „großen Jungen", der im ripuarischen Rheinlande der „Rei" heißt, ein Erlebnis sehnlichster und freudigster Erwartung.

Die Einigungen selbst bestehen nicht ohne eine gewisse Gliederung. So hat die Vergesselligung der „Jungen" einen Senior, den „Scholtes", an einigen Stellen auch „Hereche" (zu Herr) genannt, die der Mädchen eine Seniorin, „Fröche" (zu Frau). Vielfach gehen diese beiden Würden ohne weiteres an die ältesten im Verbande über. Die Hauptpflichten und -rechte dieser Ersten bestehen in der Vertretung des Verbandes nach außen und in der Ausführung aller feierlichen Handlungen, besonders in der Aufnahme neuer Mitglieder. Als Zuchtmittel steht ihnen die Verurteilung zu kleineren Geldstrafen zu, die stets „flüssig" gemacht werden. Die Zusammenkünfte sind meistens ganz zwanglos und ergeben sich von selbst an den Nachmittagen der Fest- und Feiertage oder bei bestimmten Ereignissen im Dorfe.

Die Aufnahme selbst hängt von der Zustimmung der Eltern und von der des Verbandes ab. Steht die Einwilligung dieser beiden Teile fest, so gibt der oder die Aufzunehmende eine Spende in Bier oder Branntwein. Dann heißt es am Fuße der Hohen Acht in der Eifel: „E (er) däät" (tut) oder „jett (gibt) de Onstand" (Einstand). An diesem Trunk haben bei der Aufnahme eines „Jungen" nur die Mitglieder des männlichen Verbandes teil, bei der eines Mädchens meist beide Einigungen. Nun findet nach feierlicher Ansprache des „Scholtes", in der dieser oft humorvoll an die Pflichten besonders gegen den „Rosengarten" erinnert, die feierliche Aufnahme in den Bund statt. Der Junge oder das Mädchen kniet nieder und küßt den Hillichstab [70]. Die ganze Handlung schließt für gewöhnlich mit dem sogenannten Ehestandslied.

Mit dem Eintritte übernimmt das neue Mitglied bestimmte Pflichten, die nicht überall gleich sind. Sie beziehen sich vornehmlich auf das Verhältnis der Jungen und Mädchen zu einander. Den Jungen wird eingeschärft, den „Rosengarten" vor

denen, die „sech noch net bei de jruuß Jonge jedon hän" (noch nicht in den Bund aufgenommen sind), sorgsam zu schützen. Als gefürchtetes Strafmittel steht den einzelnen das „Reisern" zu, eine gründliche Prügelung der Angreifer des Rosengartens mit recht derben Reisern. Andere Verpflichtungen gegen die Mädchen erwachsen den Mitgliedern der Einigung besonders an den Festen und Feiern, an denen sie vor allem die Jungfrauen zum Tanz führen müssen. Dafür aber ist es Ehrenpflicht des Rosengartens, gegen die Jungen hübsch artig zu sein und an bestimmten Tagen ihrer besonders zu gedenken. Gegen die Dorfgemeinde haben die Verbände ebenfalls mannigfache Pflichten zu erfüllen; sie bestehen z. B. in Liebesdiensten beim Tode und Begräbnis eines Dorfgenossen. Die Mädchen müssen auch für die Ausschmückung der Kirche (Abb. 39) oder Kapelle sowie anderer Bauten bei feierlichen Anlässen sorgen, besonders die Ausschmückung der Fronleichnamsaltäre in die Hand nehmen. Die Kosten für neue Schmuckstücke werden auf gemeinsamen Sammelgängen beschafft. In Acht bei Virneburg müssen die Mädchen auch wenigstens einmal im Jahre für die Reinigung und Ausbesserung des Kirchwegs nach dem Pfarrdorf Langenfeld sorgen. Hierbei werden sie freilich, wie überhaupt bei schweren Arbeiten, von den Jungen kräftig unterstützt. Für die mannigfachen großen und kleinen Dienste, die die beiden Einigungen der Allgemeinheit leisten, bringt ihnen der jeweilige Ort großes Wohlwollen entgegen. Das zeigt sich besonders bei den Umzügen und Bittgängen zu Fastnacht, Ostern und bei anderen Gelegenheiten.

In diesen Verbänden wird ein gutes Stück Volksleben mit Sorgfalt gehütet und von einem Geschlecht aufs andere fortgepflanzt. Sie bieten gleichzeitig Gelegenheit zur Annäherung und dauernden Verbindung der beiden Geschlechter durch Verlöbnis und Vermählung. Gelegenheit dazu verschaffen freilich auch die verschiedenen Jahresfeste, namentlich die Kirmes, desgleichen die gemeinsamen Arbeiten und Feierstunden an den langen Winterabenden.

Vielfach gilt bei der ländlichen Bevölkerung für den Burschen ein Alter von 25 Jahren als das geeignete zum Eintritt in den Ehestand. In sehr vielen rheinischen Dörfern sieht man es noch immer gern, wenn die Dorfgenossen unter sich heiraten oder gar

in die Sippe hinein [71]. Gewisse ständige Eigentümlichkeiten im Wesen der Bewohner bestimmter Dörfer möchte man auf diese Sitte zurückführen. Sonst ist das Heiraten von einem Dorfe ins andere mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. So lauern mancherorts dem Jungen, der vom Nachbardorf in den Ort als Freier kommt, die eingesessenen Burschen schon beim ersten Male oder aber bei der Wiederholung seines Besuches auf. Man nimmt ihm den Hut vom Kopfe und zeigt sich erst befriedigt, wenn der Freiersmann den Beutel zieht. Die meist ansehnliche Geldspende wird in Bier oder Branntwein umgesetzt. Gibt der Freier aber nichts, so wird er „gereisert", d. h. beim Verlassen des Dorfes mit Reisern geschlagen. Dieser Brauch des „Strippens" oder „Hutlüftens" zwingt den fremden Burschen, den einheimischen Jungen das Mädchen gleichsam abzukaufen [72].

Heute wirbt im allgemeinen der Bauernbursche selbst. Die Fälle, in denen der Bursche spät abends oder gar nächtens das Mädchen aus der Schlafkammer „herausklopft" und heimlich freit, um den Dorfjungen oder den zukünftigen Schwiegereltern sein Kommen zu verheimlichen, zeigen sich höchstens noch vereinzelt [73]. Erhält er übrigens bei diesen Versuchen weder Einlaß noch eine Antwort, so weiß er, daß jede weitere Bemühung verlorene Liebesmühe ist. Kommt aber die Holde dem Verlangen nach, so geht der „Jung" an einem Sonntage in das Haus des Mädchens, wo er seine Werbung in aller Form vorbringt. Um sich der Zustimmung des Mädchens zu vergewissern, geht sonst wohl auch z. B. der Eifeler Bursche eines Sonntags am Abend zu der Auserkorenen. Er nimmt eine Flasche Wein oder einen Schoppen Branntwein mit und stellt die Flasche auf den Tisch. Holt das Mädchen dann ein Gläschen, so bekundet es, daß es dem Burschen gewogen ist und sein Jawort geben will. Im anderen Falle findet der Werber keine Erhörung. Hat ein Junge schon längere Zeit „beim" Mädchen gefreit und ein zweiter Bewerber taucht eines Abends auf, so fällt die Entscheidung im Wettbewerb noch zur selben Zeit. Der zweite Freier bleibt dann nicht lange und wendet sich zum Gehen. Begleitet das Mädchen ihn bis zur Haustüre, so hat er gesiegt, und der andere kann abziehen, auch wenn er schon lange gefreit hat. Wird er aber nicht begleitet, so ist er der Enttäuschte. Ob der Freier willkommen ist, sieht dieser sonst an der Art und der

Menge der Speisen und Getränke, die bei seinem Besuch im Hause der Eltern aufgetischt werden [74]. In den meisten Fällen wird wohl die Bindung beider durch wenige Worte bei einer zufälligen oder gesuchten Begegnung zu Wege gebracht [75]. Die endgültige Zustimmung der Eltern von beiden hängt vielfach von dem sogenannten „Besi[illegible]" ab. Bei diesem wollen sich die Eltern durch gegenseitigen Besuch von der Größe des Besitzes und der Güte in Haus und Hof überzeugen.

Manchmal besorgt die Werbung eine Mittelsperson, ein Hillich- oder Heilichmächer, wie man in der Eifel sagt und auch im alten Köln. Jedenfalls sagt Hermann Weinsberg 1568 von einem verstorbenen Freunde seiner Mutter, er sei „meistheils irer kinder heilichsmecher gewesen". Man bedient sich seiner heute besonders dann, wenn die zukünftige Lebensgefährtin nicht dem Bekanntenkreise des Brautsuchers angehört. Das Amt übernimmt entweder einer aus der Verwandtschaft oder ein Hausfreund oder aber ein Handelsmann, der gewöhnlich die Verhältnisse der Bauern in weitem Umkreise gut kennt. Unter einem geschäftlichen Vorwande, dem des Kaufes oder Tausches von Land oder Vieh, oder mit einer gebräuchlichen Formelfrage führt sich der Freiersmann in der Familie des Mädchens ein und verschafft sich Auskunft oder bringt seine Werbung vor, je nachdem sein Auftrag lautet. Seine Aufgabe ist es auch, die Familien- und Vermögensverhältnisse des Freiers ins günstigste Licht zu rücken. Nicht immer erhält er, wenn die Rede auf den wahren Zweck seines Besuches kommt, eine klare Antwort, ja oder nein, in Worten. Nach altem Brauche setzt man ihm auf dem Hunsrück Eier mit Schinken vor, falls er gute Aussichten mitnehmen darf, sonst Käse (vgl. auch S. 266). Für eine erfolgreiche Werbung erhielt der Heiratsvermittler in Eifeler Dörfern einen Malter Roggen und einen Malter Hafer, anderswo fünf oder zehn Taler. An der Saar erhielt er gewöhnlich einen neuen Hut und fünf Taler.

Ehedem wurde eine Verlobung und Verehelichung auch in städtisch-bürgerlichen Kreisen von den beiderseitigen Verwandten und Freunden reiflich erwogen und geprüft, ganz anders als in der neueren Zeit. Ohne „rat der vrunde" kam fast kein Verlöbnis zustande. Auch erschien die Verlobung mehr als ein rechts-

verbindlicher Akt [76], als ein Rechtsgeschäft, und das Feilschen und Bieten vollzog sich oft in zähem Ringen.

Zur Bekräftigung des Verlöbnisses überreichte früher der Bräutigam seiner Braut außer einem Ring ein Handgeld [77]. Hermann Weinsberg bezeugt diese Sitte mehrfach. Zum Jahre 1571 schreibt er unter der Überschrift „Heilichsschleißen (zwischen) Wymmer (Wimmar) Hack und Lisbet Roß", daß „Elisabeth auch eynen statlichen gotzheller und rinck vom brutgam bekomen" habe [78]. Der Gottsheller bestand bei einer Verlobung im Jahre 1585 aus einem Rosennobel, einem alten Joachimstaler, einem doppelten Königsguldentaler, zwei Goldgulden und einem silbernen Jülicher Klippenpfennig. Zwischen Mosel und Saar, im Kreise Saarburg, betrug das Handgeld noch im 19. Jahrhundert 10—50 Taler. Dazu erhielt die Braut meist ein seidenes Tuch sowie ein goldenes Kreuz mit Kette und Schloß [79].

Eine lange Brautzeit kennt das Landvolk im allgemeinen nicht. Ist das Paar einig, so folgt bald die Anmeldung auf dem Standesamt und beim Pfarrer. Am selben Tage noch, gewöhnlich am Vorabend des ersten Aufrufs in der Kirche, also an einem Samstagabend, wird im Hause der Braut in kleinerem oder größerem Kreise Verlobung gefeiert. Diese Feier heißt in der Schneifel der „Vengkof" (Weinkauf) oder „Heilicht" [80], am Fuße der Hohen Acht und anderswo in der Eifel „Hillich" oder „Hiilich", ähnlich oder auch „Hilenk" im Bergischen [81]. In der Gegend von Remscheid findet der Hiling zwei Wochen vor der Hochzeit statt. Ein bunt geschmückter junger Bursche, der „Hilenkslader", bittet dann die Gäste zur Feier [82].

Bei diesem Hillich oder der Verlobungsfeier oder Vorfeier der Hochzeit fehlen auch die Dorfburschen nicht. Unter Anführung des „Scholtes" ziehen sie vor das Haus der Braut und singen ein mehrstrophiges Lied mit dem Anfang:

„O Schönste, Allerschönste, Was hör' ich von Dir?"

oder:

„Guten Abend, mein Kind, guten Abend, mein Schatz"

oder:

„Ich hab' mein Feinherzliebchen."

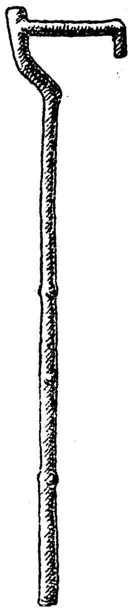
Ist das erste Lied verklungen, so folgt ein zweites mit dem Anfang:

„Ich habe mir eines erwählet,
Ein Mädchen, das mir es gefällt."

Unterdessen pfeift der Führer auf dem Hillichstabe, in den zwei Pfeifen geschnitten sind (Abb. 46). Nach dem Liede beginnt das Hillichschleifen, das mit alten Sensen auf einem nicht minder alten Karrenrad ausgeführt wird und ein ohrenbetäubendes Gerassel erweckt. Dazwischen erschallt wehmütiges Geheul, in das die Hunde der Nachbarhöfe einfallen. Dann rast die Schar, wie weiland Wodans wütendes Heer, mit der Karre zweimal durch das ganze Dorf. Auf dieser Fahrt wird munter weiter geschliffen und gelärmt. Jetzt geht's wieder zurück zum Hause der Braut, wo das sogenannte Ehestandslied angestimmt wird:

„Sagt nun an, ihr Christen hehr,
Von wem kommt der Ehestand her?"

Auf Einladung des Bräutigams treten nun die Jungen alle oder zwei Vertreter ins Haus. Im Hause sagt der „Scholtes", der Anführer, einen Spruch und bringt den Glückwunsch der Junggesellenschar dar. Der Hillichspruch lautete z. B. in einigen Eifeler Dörfern:


Abb. 46. Hillichstab (Eifel).

„Wir haben soeben vernommen,
Es sei ein fremder Jüngling in unsern Rosengarten gekommen
Und habe uns die schönste Jungfrau oder Rose genommen.
Dafür fordern wir,
Was uns von unserm Kaiser und König anerkannt worden ist,
Nämlich 2½ Dutzend Kronentaler und soviel Schinken und (Braten
Als dieser Tisch wird tragen,
Und soviel Bier und Wein,
Als im Rhein Wasser wird sein,
Oder besser gesagt: 20 Mark und zwei Liter Schnaps."

Dann stößt der „Scholtes" dreimal mit dem Hillichstab auf den Boden und spricht dabei: Rampes, Stampes, Amen.

Wo der größere Teil der Jungen draußen wartet, wird von diesen das Lied gesungen: „Schönes Geldchen, schönes Gut." Für ihre Aufmerksamkeit erhält die Schar eine Geldspende. Ist der Bräutigam ein fremder, aus einem anderen Dorfe stammender „Jung", so spendet er einen hübschen Batzen Geld, früher zum mindesten 15 Mark. Unter dem Gesang eines Liedes, z. B. „Schönster Schatz, mein Augentrost", lenken die Jungen ihre Schritte ins Wirtshaus, das Geld flüssig zu machen. In einigen Orten wird ihnen im Hause selbst Bier gespendet, das „Hülbier", oder Branntwein. Die Braut spendet dann wohl auch das sogenannte Hillichbrot, ein besonders für diesen Abend gebackenes Weißbrot, das der „Scholtes" unter die Jungen verteilt. Dem Bräutigam, der zu wenig stiftet oder gar nichts, wird in Dörfern an der Ahr das Tier gejagt durch Katzenmusik und Sensenschleifen [83].

In der Hillichnacht wurde und wird noch der früheren Liebschaften der Brautleute gedacht. Hat nämlich früher ein anderer Junge des Dorfes mit der nunmehrigen glücklichen Braut verkehrt, ohne erhört zu werden, so setzt man ihm in der Hillichnacht ein Strohweib aufs Dach, während dem Mädchen, das der Bräutigam hatte „sitzen lassen", ein Strohmann in einen Baum vor das Haus gesetzt wurde oder wird, im Bergischen „Bookert" [84] genannt. Auch wird wohl noch gleich nach der Hillichfeier der verlassene Teil „gekörft", so in der Hocheifel. Dem verlassenen Jungen oder früheren Liebhaber der Verlobten stülpen dann die Mädchen, dem vom Bräutigam verlassenen Mädchen aber die Jungen einen Korb ohne Boden über den Kopf. Die Ärmsten müssen ganz durch den Korb durchschlüpfen. Sie werden nicht eher befreit, bis sie eine Spende gegeben haben; dann werden sie mit Besen abgekehrt. Ähnlich ist das Reifen. Anderswo auch wird den Verlassenen „ein Pfad gemacht", d. h. es wird von ihrem Hause bis zu dem Hause des anderen Teiles, mit dem sie früher ein Verhältnis hatten, Spreu oder Häcksel, „Kaaf", gestreut [85].

In die Zeit von der Verlobung bis zur Hochzeit fällt das kirchliche Aufgebot. Es besteht vielfach die Sitte, daß die Verlobten bei der Verlesung ihres Namens nicht in der Kirche zugegen sind, z. B. im Bergischen [86]. Anderswo fehlen sie nur beim ersten Aufgebot [87]. Von einem, der kurz vor der Hochzeit zurücktritt, sagt man im Kreis Erkelenz: „Dä es utgescho.ete." Im übrigen wird

die Zeit mit Vorbereitungen zur Hochzeit ausgefüllt. Zu diesen gehört die Einladung der Gäste. Durchweg laden in der Eifel die Brautleute selbst ein. In der Hocheifel gehen beide im Heimatorte gemeinschaftlich zur Hochzeit bitten; die auf den Nachbardörfern wohnenden Verwandten und näheren Bekannten laden sie wohl auch jeder allein ein. Geladen werden die Verwandten bis zum dritten und vierten Grade, außerdem die zur engeren Nachbarschaft gehörigen Dorfgenossen. In deren Häusern wird doppelt „gerufen", ebenso in der Familie der Brautführerin und des Brautführers. In den meisten Fällen werden von der Braut auch die heiratsfähigen Mädchen und vom Bräutigam die „großen Jungen" des Heimatortes eingeladen. Der Einladung zu folgen betrachtet jeder, der nicht durch Leibesnot verhindert ist, als ernste Pflicht und nicht eingeladen oder „genüt" (genötigt, Kreis Geilenkirchen) zu werden, gilt als sehr starke Zurücksetzung und Beleidigung, die gerächt wird.

In anderen Gegenden besorgt die Einladung ein Freund oder Bekannter des Bräutigams. Am Niederrhein, bei Geldern, luden zwei junge Verwandte zur Hochzeit ein. An ihre mit Blumen geschmückten Stöcke banden die Familien, die zu erscheinen versprachen, ein langes buntes Seidenband.

Früher lud auch in bestimmten Landstrichen am Rhein der Hochzeitsbitter ein, eine redegewandte, geschickte Persönlichkeit. Im Wildenburgischen, der Gegend rechts der Sieg im Kreise Altenkirchen, heißt dieser Einlader der Hochzeitsgaster [88]. Bevor er seinen Gang antritt, ziert er Hut und Stock mit roten und blauen Hochzeitsbändern. Um Hals und Schulter hängt er eine „Schnapsbutelle", aus der die Geladenen durch einen Schluck an Eidesstatt verpflichtet werden, auch wirklich zur Hochzeit zu kommen. Gewöhnlich macht der Hochzeitsgaster bei den Nachbarn den Anfang. Beim Eintritt ins Haus sagt er folgenden Spruch: „Hier stell' ich meinen Hochzeitsstab und sage, was ich zu sagen hab': Der Bräutigam (Name) und die Braut (Name) beide aus (Name), die lassen euch freundlichst invitieren, am Dienstag über acht Tage beim Gastwirt (Name) zu (Name) ihren Hochzeitstag helfen zu zieren. Es gibt des Morgens Kaffee und drei Weck, des Mittags vollständige Mahlzeit und des Abends Fleisch und Zugemüs'. Und wer nicht mitgeht, muß den Dasbergsstein auf den Koppernöll (Höhe) tragen."

Tritt der Hochzeitsgaster in ein Haus, in dem ein Toter liegt, so bedeutet das nach dem Glauben der Wildenburger Bauern für die Brautleute Unglück. „O wiih, o wiih! Du häst den Duet gegast" (den Tod zur Hochzeit geladen), heißt es dann. Daher gibt man dem Hochzeitsgaster von einem Todesfalle in der Verwandtschaft sofort Kenntnis.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts übermittelte auch im Bergischen, selbst noch in Elberfeld, die Einladung der Hochzeitsbitter [89]. Auch in der Gegend von Wesel war noch vor wenigen Jahrzehnten ein „Gästenbitter" tätig. Seine Einladung brachte er in gereimtem Spruch vor, ähnlich wie der „Gastebidder" im Bereich von Essen. In den Jahren vor dem Kriege begann sich wohl allmählich an die Stelle des Hochzeitsbitters die gedruckte Karte zu setzen.

Die leibliche Versorgung der Gäste stellt nicht geringe Anforderungen an die Hochzeitgeber; denn die Zahl der Teilnehmer beträgt bei den umfassenden Einladungen nicht selten 100—200 oder gar noch mehr. Infolgedessen werden auch nicht immer Fleischspeisen, Gemüse und Leckerbissen beim Hochzeitsmahl aufgetischt, sondern vielfach Kaffee oder Branntwein und dazu in der Eifel Fladen, Fladen, Fladen. Gewöhnlich werden diese gerade in der Eifel so volkstümlichen Kuchen zwei Tage vor dem Feste gebacken. Dazu steuern die engeren Nachbarn und noch andere Dorfgenossen hilfsbereit wie immer bei, besonders Milch und Butter. Diese Hilfeleistung gibt dann wieder Anlaß zu einem besonderen Feste, dem „Milchfest". Im Aggertal im Bergischen spenden die Dorfgenossen zur Hochzeit Eier, die sie eigens für den Tag aufheben und um kein Geld Fremden, etwa hamsternden Städtern, abgeben [90]. Auch sonst stehen die Dorfgenossen dem Hochzeitgeber gern zur Seite. Sie helfen das Haus reinigen und schmücken und leihen bereitwilligst Hausgerät, Tische, Bänke, Geschirr und anderes.

Kurz vor der Hochzeit beschenken sich die Brautleute gegenseitig. In der Westeifel verehrt der Bräutigam der Braut die Brautschuhe, während diese den zukünftigen Eheherrn meist mit dem Hochzeitshemd beschenkt. Mancher freilich wirkte und webte selbst das Brauthemd und trug es außer am Hochzeitstage nur noch einmal, an seinem Todestage. Packend schildert dies der Volksdichter vom Niederrhein:

Dat Bruthemd.

Noch denk ek dran, wie ek de Flas
En onse Gad deh (tat) seien,
On mech gefreut häbb, as ek sooch
De blaue Blümkes bleuen.

Et het gesegnet Godd de Soot;
Häbb manchen Stein gewonnen
On häbb de Flas dann finn on gliek
Des Owends lat (spät) gesponnen.

On wie en 't Früjohr ek dat Garn
Noh de Wewer häbb gedragen,
Wahl höppde ek, doch hocher het
Dat Hert mech do geschlagen.

Ek häbb dat Linnen selws gebläckt,
Met Water flietig begoten,
Ock es, schien gar tu heit de Sonn,
Manch Schweitdropp met gefloten.

On ut de Linnen, blank on rein,
Ganz ohne Fehl befonden,
Häbb ek dat Bruthemd mech gemak
En bang on sel'ge Stonden.

Bei jede Stek, den ek gedohn,
Wie deh dat Hert mech kloppen,
On woll ek ganz min Glück verstohn,
Fing't Aug mech an te droppen.

Sent ek an minen Hochtiedstag
Tun erschte Mal gedragen
Dat Bruthemd — let ek et en de Kist,
Vorsichteg engeschlagen.

Doch einmal träckt et mech weer an,
Rüpp Godd mech af van Erden;
Mag dann min Seel ock ohne Fehl
Vör öm befonden werden.

Im Koblenzer Bezirk hatte der Bräutigam seiner Braut außer dem Brautkranz drei „Mötzche" anzuschaffen, ein goldgesticktes mit

ganz breitem, weiß in weiß geblümtem Band für den Sonntag, ein silbergesticktes mit etwas schmalerem Band für hohe Festtage und ein weißgesticktes mit schwarzem Band für Trauerfälle. Als Gegengabe schenkte die Braut ihrem Schatz ein Hemd oder mehrere Hemden, auch Kragen und Krawatten.

Sonst schickt oder bringt auch jeder Geladene oder jedes Haus, das geladen ist, ein Geschenk zur Hochzeit, entweder nützliche Dinge für den jungen Haushalt, wie Tassen, Tücher, Überzüge für Kissen und Betten, oder Geld, früher Zinn und Geld. Die Geldspende hat eine bestimmte Größe. Man sagt an der Sieg „die Hochzeit halten"; im alten Köln hieß es „den Tag leisten". Im Flachsländchen am Niederrhein überreichte der Pate dem Patenkinde als Brautgeschenk ein Spinnrad oder eine Truhe, während die Patin von selbstgesponnenem Leinen schenkte.

Am Vorabend und am Morgen des Hochzeitstages schossen bis vor dem Kriege die Burschen der Nachbarschaft, am Niederrhein „de Schetjonge", mit Böllern („Katzeköpp") die Hochzeit ein. Für diese Aufmerksamkeit spendete der Bräutigam das „Hülbeer". Die Eheschließung gipfelt in dem Kirchgang und der Trauung.

Als Hochzeitstag, der im alten Köln der rechte Brautlauftag („der reichte bruloffßdach" [91]) hieß, war in Elberfeld der Freitag sehr beliebt, anderswo der Dienstag oder Donnerstag. In Köln werden seit vielen Jahren diese beiden Tage und der Samstag von Reicheren bevorzugt, von wenig Begüterten der frühe Sonntagmorgen, in der Eifel allgemein der Donnerstag. Zu den Zeiten des Hermann Weinsberg ist in Köln die Tagewählerei anscheinend nicht üblich gewesen.

Am Hochzeitsmorgen versammeln sich allgemach die Gäste im Hochzeitshause, das für gewöhnlich das Haus der Braut ist. Vielfach werden die Hochzeitsleute unterwegs überrascht. Je nachdem die Braut oder der Bräutigam in ihrer Mitte ist, werden diese von den Dorfmädchen oder -burschen „gefangen", d. h. unter einem Sprüchlein in einen Kranz von Moos oder Tannengrün genommen und erst gegen ein kleines Geldgeschenk freigegeben. Vor dem Hochzeitshause werden ihnen scherzhafterweise auch noch Hindernisse bereitet. Besonders der Bräutigam findet für sich und sein Gefolge den Zugang versperrt. Das Hindernis bildet eine mit Stroh umwickelte Kette, die an einer Stelle eine verdeckte Öffnung hat. Der

Bräutigam muß dann zuerst drei Rätsel lösen, die ihm jemand vom Hause aus zuruft, oder bestimmte Reime sprechen. Dann darf er mit einem alten Säbel so lange auf die Kette schlagen, bis er den Strohschluß trifft und ungehindert ins Haus treten kann. Einige wollen in solchem Brauch einen Rest des alten Brautraubes erblicken.

Kurz vor dem Auszug zur Kirche kniet nach einer schönen, noch vielfach beobachteten Sitte das Brautpaar an der Türe oder Stubenschwelle nieder und erbittet der Eltern Segen, während das Gefolge für sein zeitliches und ewiges Wohl ein Gebet verrichtet. Dann verkünden wohl noch Pistolenschüsse, daß sich der Zug in Bewegung setzt. Vielfach gehen zuerst die Brautzeugen, dann Braut und Bräutigam, denen ein kleines weißgekleidetes Mädchen, das „Vorbräutchen", voranschreitet; es folgen Jünglinge und Jungfrauen zu Paaren und zuletzt Eltern und Gäste. In der Stadt, wo in mehreren Wagen zur Kirche gefahren wird, erscheint das Brautpaar zuletzt, während es nach der Trauung als erstes Paar die Kirche verläßt.

Von einer besonderen Tracht des Brautpaares kann im Rheinlande nicht die Rede sein. Soweit es eine solche gab, stimmte sie mit der Sonntagstracht überein und hat sich eigenartig gehalten, soweit auch diese sich gehalten hat [92]. Im allgemeinen aber gehört bereits alles der Vergangenheit an. Das gilt vor allem von den Brautkrönchen, die zu beiden Seiten der Mosel noch bis gegen 1840 von unbescholtenen Mädchen getragen wurden [93]. Auch die Brauthaube ist wohl überall geschwunden. Heute ist allenthalben der Myrtenkranz und das Myrtensträußchen das besondere Zeichen der Brautleute; vereinzelt wird, wie auf dem Hochwald, ein Kranz von künstlichen Orangeblüten getragen. Die Gäste tragen in der Eifel ein Bändchen im Knopfloch, die Ledigen ein rotes, die Verheirateten ein blaues.

Die Trauung findet in den ländlichen Gegenden, doch nicht selten auch noch in bürgerlichen Kreisen der Stadt während einer besonders für die Brautleute gelesenen Messe statt, oder es wird zuerst das Paar getraut und dann das Brautamt gehalten, oder die Trauung ist nach der Messe. Hermann Weinsberg ging an einem Sonntag des Jahres 1578 (26. Januar) an zwei verschiedenen Zeiten und Stellen mit einem Brautzuge zur Kirche. „Anno 1578 den



Abb. 58. Flachsarbeiten (Südwesteifel).
Verschiedene nicht gleichzeitige Arbeiten zusammen.



Abb. 59. Geflochtene Körbe (Eifel).



Abb. 60. Bauern beim Kegelspiel (Eifel).



Abb. 61. Katzenmusik oder Schariwari (Eifel).

26. Januarii byn ich uff Sontagh myt eyner brut . . . zu sant Albain in die kirch in die frohemiß gangen . . . In die hoichmiß sant Jacob byn ich mit Mettelgin der brut, uns(ers) nachpar Peter Rhaidtz dochter, gangen." Aus einer Mitteilung zum Jahre 1585 sehen wir, daß die Brautleute nach der Messe getraut wurden. „Anno 1585 den 3. Novembris uff Sontag S. Hupertitag ist der hoichzitlicher bruloftstag zwischen Gotschalck van Weinsbergh und Margreten van Swelm, fort (ferner) Herman van Gilßbach und Elsgin van Swelm zuglich gewest. Dan die beide bruten waren beide Benedicti van Swelm, steinmetzerß, und Metteln van Ervervelde elige dochtere, wilche den morgen zu 6 uren aus irer eltern haus zu klein S. Mertin in die kirch gingen und Gotschalck aus dem haus Weinsberch auf der Bach auch dahyn, Herman aber aus synes fatters haus an der Marportzen auch dahyn. Da satzsten sie sich beide par nach der fromissen vor den hohn altar neben eynandern und worden da in die hillige ehe gegeben" [94].

Nach der Trauung zögern die am Altare knieenden Brautleute aufzustehen, in der Meinung, wer dies zuerst tue, müsse auch im Ehestande zuerst aufstehen und mit allem den Anfang machen. In der Schneifel besteht wohl noch die Sitte, dem Pfarrer nach der Trauung ein seidenes Taschentuch zu überreichen [95]. Vielleicht ist dieses Tuch eine Erinnerung an den früher der Kirche überlassenen Brautschleier. Es geschieht wohl auch, daß die Braut ihr seidenes Brautkleid der Kirche oder einem Kloster vermacht.

Beim Auszuge aus der Kirche ertönen wiederum Freudenschüsse [96]. Falls die Traufeier in dem entfernteren Pfarrdorfe stattfand, knattern auch beim Einzuge in den Heimatort die Pistolen. Bei der Rückkehr sperrt man dem Hochzeitszuge den Weg durch ein Band oder Seil und gibt ihn erst gegen eine Gabe frei. In der Gegend von Brück im Kreise Mülheim (Rhein) besteht diese Sitte noch unter dem Namen „das Lint aufhalten" [97]. Auch vor dem Hochzeitshause wird das Brautpaar von den Dorfmädchen „gefangen" und beglückwünscht, wobei ein Strauß überreicht und ein Spruch gesagt wird.

Bei der Ankunft am Hochzeitshause wird (oder wurde am Niederrhein) den Gästen von der Magd ein gefülltes Gläschen gereicht, für das die Gäste dann ein Trinkgeld spendeten. In der Umgegend von St. Vith in der Eifel ist das Kranzwerfen gebräuch-

lich. Vor dem Eintritt ins Haus wirft nämlich die Braut einen Weizenkringel oder -kranz rücklings über den Kopf unter die nicht geladene Dorfjugend, die sich um dessen Besitz reißt. In diesen Kranz ist eine Weidenrute oder ein starkes Seil hineingebacken.

Zahlreiche Bräuche begleiten auch die weltliche Hochzeitsfeier. Nach der ersten allgemeinen Stärkung der Hochzeitsgesellschaft mit Kaffee und Kuchen wird in der Schneifel der Brauttanz aufgeführt, meist in der Scheune. Zuerst tanzt die Braut mit dem ältesten Verwandten, dem dafür vom „Vorbräuter", Brautführer, ein feines Taschentuch angeheftet wird. Dann tanzt das Brautpaar, und ihm folgen die Brautzeugen, die Verwandten, die älteren Gäste und zuletzt die Jünglinge mit ihrer für das Fest bestimmten Tänzerin. Bei Tanz, Gesang und anderer Kurzweil verbringt man so den Vormittag.

Im Mittelpunkt der Feier steht das festliche Mahl. Seit dem Ausgange des Mittelalters wurde es ähnlich wie der Kindtaufschmaus und das Reuessen (S. 192) durch bestimmte Gesetzesvorschriften immer mehr geregelt, bei den Bürgern in den Städten und auch in den Landgemeinden. Die Zahl der Gäste und Schüsseln oder Gänge und die Höhe des Geschenkes wurde genau festgesetzt [98]. Heute ist die Zahl der Gäste unbeschränkt groß.

Im allgemeinen wird bei Tisch eine gewisse, altüberlieferte Ordnung eingehalten. Nächst dem Brautpaare und den Brauteltern genießen die Verheirateten einen gewissen Vorrang; die Ledigen, und namentlich das Jungvolk, sitzen an besonderen Tischen oder in einem Nebenraume, wenn die Stube nicht ausreicht, das Jungvolk paarweise wie beim Kirchgange oder getrennt.

Die Reihenfolge der Speisen ist vielfach auch noch altüberliefert. Am Niederrhein wird eine Rindfleischsuppe gegeben, dann Rindfleisch mit Kartoffeln und Gemüse, gekochter Schinken mit Sauerkraut und weißen Bohnen, Kalbfleisch mit Pflaumen, steifer kalter Reis mit Zimt und als Getränk Bier. Zum Kaffee gibt's Korinthenstuten und des Abends außer Fleisch und Kalbsragout wieder Reisbrei. In der Schneifel wurde früher zuerst eine fette Brotsuppe genommen, die jedoch häufig durch einen stark gezuckerten Weißmehlbrei ersetzt wurde, dem dann die „Zos" folgte, ein Löffelgericht, das aus gehacktem Hammel- oder Kalbfleisch und Reis oder geröstetem Mehl bereitet war. Daran schlossen sich die anderen Gerichte [99].

Allerlei Neckereien und Scherze, nicht selten derbe, würzen das Mahl. Jede der verschiedenen Gruppen sucht das Brautpaar oder die Braut durch List oder Gewalt an ihren Tisch zu bringen. Der Brautführer hat (oder hatte) dann das Amt zu verhüten, daß die Braut von den Junggesellen oder Männern „gefischt" wird. Im Kreise Altenkirchen an der Sieg versucht man, der Braut heimlich einen Schuh auszuziehen[100] und öffentlich zu versteigern. Ehrensache des Brautführers ist es dann, auf den Brautschuh das letzte Gebot zu haben. Auch fehlt es nicht an Scherzen mit allerhand Anspielungen auf den zu erwartenden Kindersegen. In einzelnen Dörfern an der Hohen Acht ist es Sitte, ein mit blauen und roten Seidenbändchen geschmücktes Butterlämmchen auf den Tisch zu stellen, an dem die geladenen Mädchen sitzen. Diese müssen unter Oberaufsicht des „Frööche" darauf achten, daß es nicht weggeholt wird. Die ganze Zeit über stehen nun die Frauen auf der Lauer. Diejenige, die das Lämmchen erbeutet, darf als Siegerin zuerst von den Frauen mit dem Bräutigam tanzen.

Gegen Schluß des Mahles erscheinen hier und da noch, z. B. in der Schneifel, die Musikanten und spielen den einzelnen Gästen ihre Lieblingsweise, den sogenannten „Ambart", etwa „Kathreinchen", der „Fuhrknecht", „Der stille Jakob", „Der Müller" und andere. Auch die Dienstboten kommen, um sich unter allerlei Scherzen ihr Trinkgeld oder ein Geschenk zu holen, das früher die Braut selbst verteilte, „et Brokstök", Brautstück. Am Niederrhein erhielt die Großmagd gewöhnlich einen goldenen Ring, der erste Knecht, der während des Mahles die Braut zum Tanze aufforderte und mit ihr rund um den Hochzeitstisch tanzte, einen Kronentaler in ein neues seidenes Halstuch gebunden. Ganz besonders empfiehlt sich die Köchin.

Anderseits hatten wenigstens früher auch die Gäste die Pflicht, das junge Paar durch eine Spende zu unterstützen. Die alte bergische Brüchten-Ordnung vom Jahre 1569 bestimmte: „Da Hochzeit oder Brautlaufft vorhanden, sollen . . . auf den Gelt-Brautlaufften die negste Blutsverwandten, Freunde ihrem Gefallen und Gelegenheit, die Frembden, so haabselig (begütert), nicht höher dan einen halben Thaler, aber die andern nach eines jeden Standes Gelegenheit weniger geben . . .[101]. Noch deutlicher

spricht sich ein Remscheider Polizeibericht von 1813 darüber aus [102]. Da er genauen Einblick in die frühere Hillichs- und Hochzeitsfeier des bergischen Volkes überhaupt gewährt, sei er an dieser Stelle ganz wiedergegeben.

„Es bestehen hier," heißt es, „auffallende Gebräuche in den Gastereien bei Hochzeiten, die noch fortwährend, und zwar auf eine sonderbare Weise statthaben.

Wenn sich ein Paar verehelichen will, so wird nach dem erfolgten ersten Aufgebot ein kleines Fest gehalten, welches man mit dem Namen Hieling betitelt. Hierzu finden sich die nächsten Verwandten und Bekannten des Brautpaars ein. Die jungen Leute, welche demselben beiwohnen, gehen gewöhnlich mit langen irdenen Pfeifen bei ihren bekannten Mädchen herum und lassen sich solche von ihnen mit farbigen Bändern schmücken. Mit diesen gezierten Pfeifen holen sie dann ihre Mädchen zum Hieling ab. Alle, die sich hierauf einfinden, müssen auch durchaus auf dem Hochzeitsschmause erscheinen. Die Ergötzungen auf dem Hieling bestehen in Tanzen, Bier- und Branntweintrinken.

Nach dieser kleinen Festlichkeit und kurz vor der Vollziehung der Ehe wird dann die Gasterei abgehalten. Hierzu wird nun durch eigens dazu angeordnete sogenannte Hochzeitsbitter ein großer Teil der Einwohner eingeladen, diese mögen verwandt oder nicht verwandt sein. Man richtet sich dabei gewöhnlich nach den Verhältnissen und Verbindungen, in denen der Bräutigam, die Braut, deren Eltern und Angehörige mit den Kaufleuten und sonstigen Einwohnern stehen. Daher trifft es sich oft, daß an so einer Gasterei 50, 100 und wohl gar 6—800 Personen teilnehmen, die dann im buntesten Gemisch an einer meistens unter freiem Himmel gedeckten Tafel sitzen, Schinken, weiße Bohnen und Reisbrei mit Pflaumen verzehren und dabei Bier und Branntwein trinken.

Nach geendigtem Schmause wird dann zum Opfern geschritten, und jeder Teilnehmer daran reicht nach seinen Vermögensumständen eine Gabe her, die unter einem halben Kronentaler nicht wohl bestehen darf. Diese eingesammelten Gelder sind zum Besten des Brautpaares, welches damit sein Hauswesen einrichtet.

Dieser Gebrauch ist durch Verjährung so geheiligt, daß es zu den seltensten Fällen gehört, wenn ein Eingeladener nicht erscheint

oder seine Kinder oder sonst einen seiner Verwandten für seine Rechnung und in seinem Namen hinschickt.

Die Einladung geschieht in einem Spruche, welchen die Hochzeitsbitter hersingen, und der unter anderm die Ermahnung enthält, daß keiner den Geldbeutel vergessen solle.

Mit Tanzen wird jedesmal geschlossen, und neue Eheverlöbnisse entspringen fast immer daraus.

Obschon die Gastereien bei Hochzeiten verboten sind, und die hiesigen selbst viele Sonderbarkeiten an sich haben und einige Gebräuche ins Lächerliche fallen, so würde es doch mit fast unübersteigbaren Schwierigkeiten verbunden sein, sie auf einmal abzuschaffen. Belehrung und Unterricht müssen das meiste dazu beitragen. Ein freilich langsam, aber doch ziemlich sicher wirkendes Mittel.

Der Polizeikommissar: Hering.

Remscheid, den 30. Juni 1813."

Aus diesen Angaben geht hervor, daß die Hochzeiten im Bergischen seit alters sogenannte Gebehochzeiten, Geefhochtiiten, waren. Auf diesen mußte jeder Gast ein Geldgeschenk machen, das auch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch einen Kronentaler betrug [103], später fünf Mark. Die Geschenke wurden sorgfältig gebucht. Auch im Wildenburgischen, rechts der Sieg, kennt (oder kannte) man nur Gebehochzeiten. In Seelscheid (mittlere Sieg) waren die Gebehochzeiten besonders unter der evangelischen Bevölkerung üblich. Bei dieser Art Hochzeit bezahlt jeder Gast auch sein Gelage an Speise und Trank selbst, so daß für die Brauteltern und Brautleute die Hochzeitsfeier ganz kostenlos ist. Die Brautleute aber können auf eine „tüchtige" Hochzeit rechnen, wenn sie selbst viele haben „zieren" oder „halten" helfen.

Der Gegensatz zur Gebehochzeit oder Geldhochzeit war die freie Mahlzeit, auch Liebesmahl, „Liiwesmool", an der unteren Wupper im Bergischen Lande genannt.

Beide Arten von Hochzeitsmahlen kennt und nennt auch Hermann Weinsberg in seinem Gedenkbuche. Er schreibt zum Jahre 1517 von der „bruloft" seiner Eltern: „. . . als der kirchgank herlich und zirlich beschein ware, so wart das hoichzitlich mail uff miner motter elterlichem erf (= Gut), Pinnekranzhoff genannt, zu Dormagen (am Rhein) oben am ende des Dorfs gelegen, mit freuden ge-

halten. Es war kein geifebruloft, dan ein frihe mailzit under den frunden und nachparen" [101]. Wie sehr die Art des Hochzeitsmahles im alten Köln im Belieben stand, geht aus einer Angabe Weinsbergs zum Jahre 1585 hervor. Er schreibt: „Gotschalcks und Margreten bruloft und irer suster mit. Eyn (die eine) gevebruloft, die ander frei. Es wart den mittagh eyn gevebruloft mit einer dochtern und Gotschalck und Margreten gehalten, die oben uff (d. h. im oberen Saale des „bruloftshauses") in der cronen und har saß. Die ander dochter Elsgin pleib wol unden im sall mit iren altern und frunden gastgeweise sitzn. Dan sie wolten kein gevebruloft halten. Edoch am folgenden Dingstagh den 5. Novembris hilten (sie) in der Marckmansgassen irem geheurten (gemieteten) haus eyn freihe bruloft van 5 dischen, dar uff sin wir do auch gewesen." Die meisten der älteren Kölner Hochzeiten scheinen freilich Gebehochzeiten gewesen zu sein. Jedenfalls verzeichnet Hermann Weinsberg eine größere Zahl dieser aus dem Kreise seiner Verwandten und Bekannten. Er gibt auch oft genug an, welche Summe an barem Gelde und wieviel Zinn, d. i. Zinngerät, einkam. Die Spende nennt er „den Tag leisten" [105].

Noch während des Festes oder bald nach dem Mahle findet die Hochzeitsgesellschaft Gelegenheit, im Dorfe umherzuziehen und auch den nicht geladenen Dorfbewohnern eine gewisse Teilnahme an der Feier zu verstatten. Dabei wurden früher von den Gästen gefüllte Schnapsflaschen in den Häusern von Mund zu Mund gereicht, zugleich allerlei Schalkerei in Küche und Stube verübt. Der Armen und Kranken wird dann vielfach noch besonders gedacht und ihnen mit fröhlichem Herzen gespendet. Dem Pfarrer überreicht das Brautpaar einen besonders fein gebackenen Kranz.

Die ganze Hochzeitsfeier durchzieht der Tanz. Vor dem Mahle und während desselben finden hier und da noch, wie vorher erwähnt, Braut- und Ehrentänze statt. Besonders aber tritt der allgemeine Tanz nach dem Mahle und dem Rundgange in seine Rechte. Für gewöhnlich wird er durch das Brautpaar eröffnet. Ihm folgt das junge Volk zum zweiten Tanze. Darauf ist der Tanz überhaupt allgemein. Sitte ist es, daß der Bräutigam mit den Mädchen ein- oder zweimal rund tanzt, die Braut desgleichen mit den Junggesellen. Es ist wie ein Scheidegruß an die Jugend und die ehemaligen Gespielen.

Während namentlich die jüngeren Hochzeitsgäste dem Tanzvergnügen oft bis weit über Mitternacht huldigen, pflegen die älteren Männer in der Eifel selbst bei dieser Gelegenheit das starkverbreitete Solospiel. Doch erfreut sich auch mancher von den Alten nicht selten noch auf dem Tanzboden an den alten Reigentänzen und Liedern. Den Schluß dieses Vergnügens wie der ganzen Hochzeit bildete im Köllertal im Kreise Saarbrücken der Altweibertanz. Alle Frauen des Ortes tanzten dann um die Braut, die in der Mitte des Saales stand, während die Männer die Braut aus dem Kreise zu ziehen suchten. Die Frauen wehrten dies, so lange sie konnten[106].

Bei größeren Hochzeiten endet das Feiern und Schmausen erst am Nachmittag oder Abend des zweiten Tages. Am Morgen dieses zweiten Tages gehen vielfach die Teilnehmer zur Kirche, um einer Messe für die verstorbenen Anverwandten der jungen Eheleute beizuwohnen. Reich beschenkt mit Kuchen und Branntwein für den Heimweg und die Angehörigen daheim verzieht sich die Schar der auswärtigen Gäste allgemach. Am Niederrhein wird jeder Familie ein Brautstuten mit auf den Weg gegeben. Früher führten in Teilen der Eifel die Gäste vor dem Auszug in die Heimat vor dem Dorfe um einen in Brand geschossenen Strohhaufen noch einen Rundtanz auf. Man nannte diesen Brauch „die Läuse" oder „die Flöh" verbrennen.'

Dorfburschen, namentlich die „Ochsenjungen", d. h. Burschen von 16 bis 18 Jahren, und Nachbarn, die nicht geladen waren, fordern oder forderten am Abend des ersten oder zweiten Tages ihr „Recht", eine Spende oder Bewirtung, die sie sich unter allerlei Scherzereien vor dem Hochzeitshause verdienten. Oft findet an dem auf den Hochzeitstag folgenden Sonntage eine „Nach-Hochzeit" statt, freilich nur in engerem Kreise und vornehmlich für diejenigen, die bei der ganzen Feier fast nur geholfen haben. Auch Hermann Weinsberg weiß 1585 von einer „nachbruloft" zu erzählen.

An den Einzug des jungen Paares in das neue Heim knüpften sich früher auch im Rheinlande recht sinnvolle Gebräuche, deren Verschwinden man beklagen könnte. Vor allem mußte die junge Frau dreimal den Herd umschreiten, vom Bräutigam oder seiner Mutter geführt, oder aber es wurde da, wo der Herd schon nicht mehr frei in der Mitte stand, sondern an die Wand gerückt war,

der Hahl oder Kesselhaken hervorgezogen und die Braut herumgeleitet oder der Haken um sie geschwungen [107]. Es galt, die Braut als Frau und Herrscherin eines Reiches einzuführen.

Zieht das junge Paar zu den Eltern, um bei gemeinsamem Haushalt die Wirtschaft fortzuführen, so sagt man in der Eifel, das Haus erhält einen „Beisaats".

Nach Wochen mehr oder minder ungetrübten Glückes, den „Weckwääch", wie es am Niederrhein heißt [108], beginnt dann des Lebens ernstes Spiel, in dem nach 25, 50 oder gar 60 Jahren die silberne, goldene oder diamantene Hochzeit gern gefeiert wird, wiederum unter herzlichem Anteil der Nachbarn und der Gemeinde, namentlich bei der goldenen und diamantenen Feier.

Stirbt ein Teil der Eheleute schon früh oder noch in rüstigem Alter, so sorgt die Familie und die Bekanntschaft, daß der andere Teil nicht einschichtig weiter lebt im Witwenstande. Eine zweite Hochzeit des Überlebenden pflegt dann meistens „ohne Pracht" zu sein, wie es schon zu Zeiten Weinsbergs war.

Eltern, die schon zu ihren Lebzeiten ihr Vermögen an die großjährigen Kinder verteilen, wie es z. B. auf dem Hunsrück Sitte war, bedingen sich im Hause lebenslänglichen Unterhalt aus. Gute Kinder sorgen liebevoll für die alten Eltern; bei gewissenlosen Kindern ist das Los der Alten sehr traurig. Dann ist oder war der alte Vater nur ein „Aushaltsvater" und nur noch zum Sterben gut.

Auf die vielen Sorgen, welche mit dem Ehestand verbunden sind, machen ältere Verheiratete die jungen Eheleute in eigenartigen Redensarten aufmerksam. Indessen in Nöten und Krankheiten [109] zeigen sie sich nachbarlich.

Nachbarschaft und Gemeinsinn strahlen in schönstem Lichte in der schwersten Stunde des Lebens, in der Stunde des Todes. Dieser Gemeinsinn ist es wiederum, der auch bei dieser, der letzten Stufe des Lebens, eine Fülle von Bräuchen und sittenmäßigen Handlungen noch immer bewahren hilft [110].

Ist ein Dorfgenosse so gefährlich erkrankt, daß sein Hinscheiden nahe bevorsteht, so teilt ein Nachbar es dem andern mit. Man ruft den Arzt und Seelsorger, benachrichtigt die Verwandten und hilft der Familie des Kranken bei der Arbeit. Wird der Schwerkranke „versehen" oder „berichtet" (so im alten Köln), d. h.

empfängt er die Sterbesakramente, dann wohnen alle, die abkommen können, der heiligen Handlung bei. Das Glöckchen der Kirche oder Kapelle gibt dann gewöhnlich ein besonderes Zeichen. An den folgenden Abenden versammeln sich die Erwachsenen im Nachbarhause oder in der Kirche zu gemeinschaftlichem Rosenkranzgebet. So will es der tieffromme Sinn des rheinischen Landvolkes. Während des Todeskampfes „gehen" sieben Mädchen jeglichen Alters die „sieben Fußfälle". Sie besuchen bestimmte Bildstöcke oder Kreuze am Wege oder Felde und eins in der Kirche, im ganzen sieben, und beten vor jedem das apostolische Glaubensbekenntnis und sieben Vaterunser und auf dem Wege den Rosenkranz, damit der Sterbende einen sanften Tod habe. Man konnte diesen Brauch noch vor einem Menschenalter auch in einer Stadt wie Köln beobachten [111]. Auch werden wohl die Fußfälle erst nach dem Hinscheiden des Sterbenden täglich bis zur Beerdigung gebetet. Die „Foßfallmädches" (Kreis Erkelenz) nehmen nach dem Begräbnis am „Reukaffee" teil oder erhalten sonst eine Stärkung. Um den mit dem Tode Ringenden vor dem Einflusse böser Geister zu schützen, besprengt man ihn öfter mit Weihwasser und legt ihm auch wohl gesegnete Gegenstände unter das Kopfkissen. Die Furcht und Angst vor dämonischen Mächten, die nach dem Volksglauben dem Menschen feindlich gesinnt sind, bewirkte früh allerlei Schutz- und Abwehrgebräuche, welche die christliche Kirche in ihrem Geiste umgestaltete. Da der Tod als eine Trennung, wenn auch nur als eine vorläufige, betrachtet wird, nimmt der Sterbende förmlich Abschied von seiner Umgebung und diese von ihm.

Unmittelbar nach dem Tode werden bestimmte Vorkehrungen getroffen. Im Sterbezimmer verhängt man den Spiegel und stellt die Uhr still, bis man vom Begräbnis zurückkehrt. Will man auf diese einfache Weise die Zeit, wann der Tod eintrat, festhalten? Weiter rückt man die Blumentöpfe, klopft an die Weinfässer und bringt den Bienen die Todesbotschaft. Stirbt der Herr des Hauses, so geht in der Eifel die Frau, der Sohn oder die Tochter zu dem Bienenstande, klopft an jeden einzelnen Stock und spricht: „Eben ist dein Herr gestorben." Desgleichen wird dort und anderswo dem Zugvieh der Tod angesagt. Es scheint sich um einen alten Rechtsbrauch im Verfolg des Erbüberganges zu handeln. Im

übrigen ruht alle Arbeit in Haus und Hof außer der allernotwendigsten bis zur Bestattung des Toten. Sofort wird auch den Nachbarn und Verwandten der Tod angekündigt.

In rein ländlichen Gegenden erhält außer den nächsten Nachbarn auch bald das ganze Dorf durch bestimmte Glockenzeichen von dem Todesfalle Kenntnis. Man sagt für dieses Zeichen in der südlichen Eifel „op et Schoof läute". Tritt der Tod nachts ein, dann ertönt das Zeichen des Morgens früh. Aus der Art des Läutens kann man vielfach das Alter des Hingeschiedenen erkennen. An der unteren Erft spricht beim Heimgang eines Dorfgenossen dann ein Nachbar zum andern: „Es ad wedde ene (ist schon wieder einer), dä seng Schohn fottjesatz hätt."

Zum Zeichen der Mittrauer schließen in Köln die nächsten, im Unterhause wohnenden Nachbarn ein wenig den Fensterladen und öffnen ihn erst wieder nach dem Begräbnis. Im Sterbehause selbst schließt man ihn ganz oder halb. Früher wurden in Köln vier hölzerne Leuchter von roter Farbe aus dem Fenster gehängt oder ein Kreuz ausgestellt, wenn ein Toter im Hause lag [112]. Im Bergischen macht man den Sterbefall äußerlich dadurch kenntlich, daß man einen schwarzen Flor an die Haustüre bindet. In Kempen am Niederrhein wird ein weißes Holzkreuz auf schwarzem Grunde vor die Haustüre gestellt, aus dessen Größe man schließen kann, ob der Verstorbene ein Erwachsener oder ein Kind ist. Es bleibt solange stehen, als die Leiche im Hause liegt. In Keyenberg (Kreis Erkelenz) ist das „Duebrett" (Totenbrett) 1—1½ m hoch und etwa 20 cm breit; man leiht es beim Sargschreiner. Auch die Schiffer auf dem Rheine geben auf äußere Weise Kunde von einem Sterbefall auf ihrem Schiffe. Sie hissen eine schwarze Flagge, welche solange bleibt, bis Wind und Wetter sie vernichtet.

Wichtig ist die Sorge um den Abgeschiedenen selbst. Man bindet ihm ein Tuch um Kopf und Kinn, damit der Mund sich schließt. Auch drückt man ihm die Augen zu, damit sein Blick nicht andere nachziehe. Oder sollte das Schließen der Augen wie das des Mundes ursprünglich verhindern, daß die entflohene Seele in den Leib zurückkehre? [113] Weiter werden dem Toten die Nägel beschnitten und die Zehen zusammengebunden [114]. Vor allem wird der Körper gewaschen. Bei Kindern besorgen dies die Eltern,

bei Erwachsenen nach alter weit im Lande verbreiteter Sitte die älteren Leute von den nächsten Nachbarn. Die Nachbarn fassen das „Ausleichen" noch als sehr ernste Pflicht auf. In den Städten übernehmen das Waschen vielfach auch Krankenschwestern und Krankenbrüder.

Auch die Einkleidung des Toten wird sorgfältig und pflichteifrig von denselben Personen ausgeführt. Manche ziehen dem Toten die besten Kleider an. Vielfach wird ihm aber ein besonderes Sterbehemd angezogen, das dann für jeden, selbst für Kinder, stets bereit liegt [115]. Im Bergischen finden sich (oder fanden sich) am Abend vor der Beerdigung die Nachbarsfrauen im Trauerhause ein, um gemeinschaftlich das Totenkleid [116] anzufertigen. Anderswo wieder arbeitet eine bestimmte Frau aus dem Dorfe oder der Gemeinde das Totenkleid aus knitterigem Leinen mit Rauschgoldflittern und weißen Papierröschen.

Vom Sterbebette wurde die Leiche früher auf Stroh oder auf ein Brett gelegt, auf das man eine Schicht Stroh ausbreitete; man legte sie aufs „Schoof" (oder „Schouf", „Schoaf" mhd. schoup, Strohbund, zu schieben). So blieb sie bis zum Einsargen liegen. Ist auch die Aufbahrung der Leiche in dieser Weise heute kaum noch üblich, so hat sich doch wenigstens der Ausdruck gehalten. Auf dem Sterbebette aufgebahrt sein heißt vielfach noch „om Schoof lije". Die heute allgemein übliche sofortige Aufbahrung der Leiche im Sarge besorgt gewöhnlich der Tischler oder Sargschreiner. Auf dem Lande ist aber vielfach auch dies noch Sache der Nachbarn [117]. Sobald die Leiche im Sarge ruht oder zu Grabe getragen wird, wird (oder wurde) das Stroh, auf dem der Tote zuerst gebettet lag, hinter dem Hause oder am Wege hart vor dem Dorfe verbrannt. Solange noch Spuren des verbrannten Strohes sichtbar sind, hält der vorübergehende Bauer es für seine Pflicht, für das Seelenheil des Verstorbenen ein kurzes Gebet zu sprechen.

Die Sitte, die Toten in Särgen zu bestatten, ist erst um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. an die Stelle der älteren Sitte getreten, die Leichen zu verbrennen [118]. Die Form und Ausstattung des Sarges oder der Lade (Duudelad) war und ist je nach dem Vermögensstande, dem Alter und Stande verschieden. Weinsbergs Mutter wird 1575 in einer „gegiffelten lade" zu Grabe getragen, d. h. in einem Sarge mit giebelförmigem Deckel [119].

Kinder und Unverheiratete legt man in einen weißgestrichenen Sarg. Dem Toten gibt man in die gefalteten Hände einen Rosenkranz oder ein Kruzifix; auf den Leichnam eines Kindes legen die Gespielen Heiligenbildchen. Unverheiratete werden mit Blumen umgeben; auch tragen sie den weißgrünen Jungfrauenkranz, der das früher gebräuchliche rote Band ersetzt. Früher legte man am Niederrhein in den Sarg ein Kreuz aus Holunderholz, sonstwo drei Kreuze aus dem zu Mariä Himmelfahrt geweihten Krautwisch, je eins unter das Haupt, den Rücken und die Füße des Toten. Auf einem Tische unmittelbar bei dem Sarge steht ein Kruzifix, ein Öllämpchen oder mehrere brennende Kerzen, ein Glas mit Weihwasser und ein Palmreis. Alle, die dem Verstorbenen ihren letzten Besuch abstatten, besprengen ihn mit dem Weihwasser und beten für die Ruhe seiner Seele.

Solange die Leiche über der Erde steht, versammeln sich abends die Dorfbewohner im Sterbehause oder bei einem Nachbarn zu gemeinschaftlichem Rosenkranzgebet. Dieses wird vielfach von den nächsten Nachbarn und Verwandten bis zum Morgen fortgesetzt. Auch kennt man im Rheinlande noch die eigentliche Totenwache, wenigstens noch in der ganzen Eifel. Sie wird in einigen Dörfern nachts von verheirateten, aber auch von ledigen Leuten aus der zugehörigen Nachbarschaft gehalten. Sonst wird die Leichenwache in der Hocheifel während der Nächte vom Tode bis zur Beerdigung jedesmal von zwei anderen Jungen aus der „Einigung" übernommen; wenigstens einer von beiden hat jedesmal wirklich zu wachen. Bei anbrechendem Morgen rufen die Jungen dann die Mitglieder der Verbände zum gemeinsamen Gebet im Sterbehause oder anderswo zusammen. Diese einst allgemein üblichen Totenwachen hatten ursprünglich tiefere Bedeutung [120]. Sie arteten mit der Zeit in Gelage aus und wurden deshalb oft verboten. Frei von Auswüchsen sind sie auch wohl heute noch nicht ganz, zumal wenn Schnaps „traktiert" wird.

Die Einladung zur Beerdigung erfolgt entweder gleich bei der Ansage des „Röu", des Todesfalles, oder gesondert. Wie in ländlichen Gegenden heute noch, so wurde auch früher in den städtischen Bezirken durch besondere Personen eingeladen, durch Leichenbitter, im Bergischen sowie in der Gegend von Grevenbroich [121] am Niederrhein bis in die neuere Zeit hinein auch durch Frauen,

Leichenbitterinnen. Früher sagten in Köln bei Bürgern und Bürgerinnen zwei Reumänner, gewöhnlich Gaffelboten, d. i. Zunftboten, den Tod an und ladeten zum Begräbnis ein. Als 1581 der Kölner Bürgermeister Lieskirchen starb, ritten drei Tage lang vier städtische Beamte „in rewekleidern“ um, „uff das begencknis“ zu bitten.

Für jeden eben Abkömmlichen gilt es als hochheilige Pflicht, dem für immer aus dem Dorfverbande geschiedenen Genossen die letzte Ehre zu erweisen. Für die alten Zunftverbände bestand eine noch viel stärkere Gebundenheit. Vielfach beteiligen sich außer den Anverwandten nur die genau abgegrenzten Bezirke oder Nachbarschaften an der Bestattung. Die Beerdigung erfolgt bis heute auf dem Lande fast ausnahmslos am Vormittag unmittelbar vor dem Totenamt, in der größeren Stadt meist am Nachmittag, während in der Zeit der Zunftherrlichkeit auch hier die Beerdigungen vormittags stattfanden in Verbindung mit dem Totenamt. Liegt der Friedhof im Orte und nicht zu weit vom Trauerhause entfernt, so wird der Sarg zu Grabe getragen, entweder von Verwandten oder von Männern der Nachbarschaft oder von den Jünglingen, Jungfrauen oder Kindern des Ortes, je nachdem der Verstorbene verheiratet oder ledig, erwachsen oder noch ein Kind war[122]. Bei weiten Entfernungen wird die Leiche eines Kindes auch wohl von Mädchen, die sich abwechseln, auf dem Kopfe getragen. Wenn sich nun heute noch auf dem Lande die zugehörigen Dorfgenossen am Tragen der Leiche beteiligen, so bewahren sie einen durch die Jahrhunderte geheiligten Brauch, der z. B. in Köln bei Bruderschaften und Zünften einen wichtigen Teil der Satzung bildete und eine Pflicht war.

Bei der Beerdigung aus einem Filialdorf nach dem Kirchhof des Pfarrortes wird der Sarg mit der Leiche eines Erwachsenen auf einen einfachen Bauernkarren gesetzt. Das Gespann stellt der Nachbar; die eigenen Pferde werden für gewöhnlich nicht genommen. Selbst wenn der Verstorbene und der Nachbar in Unfrieden lebten, gibt doch der Gegner oder Feind sein Pferd her. So wird durch Beobachtung alter Sitte oft eine Feindschaft überbrückt. Aber es wird auch der Spruch wahr: „Ein mächtiger Vermittler ist der Tod.“

Der Sarg wird so auf das Fuhrwerk gestellt, daß der Kopf hinter-

wärts liegt und die Augen des Toten nach dem Pferde, also in der Fahrtrichtung schauen. Nach dem Glauben des Volkes würde sonst der Tote den Blick auf das Haus gerichtet halten und wiederkehren. Der Fuhrmann muß dabei den Wagen so stellen, daß er nach dem Aufladen des Sarges noch etwa zwei bis vier Schritte zurücksetzen kann, sonst wird die Leiche so schwer, daß das Pferd sie nicht zu ziehen vermag[123]. Ähnlich muß im Bergischen die Leiche zuerst mit den Füßen aus dem Hause getragen werden[124].

Bei Unverheirateten wird in der Eifel dem Sarge eine Krone aus Wintergrün, Buchsbaum und weiß-roten Rosen vorangetragen und nach der Beerdigung auf dem Grabkreuze befestigt. Der Sarg war früher oder ist hier und da noch mit einem Tuche[125] bedeckt. Im Bergischen war das Sargtuch schwarz mit weißem Kreuze, wenn der Verstorbene verheiratet war, aber weiß mit grünem Kreuze, wenn er ledig war. Den Sarg einer Wöchnerin bedeckte ein ganz weißes Tuch. In der Eifel war bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein der Sarg eines Kindes oder einer unverheirateten Person mit dem „Spengeltuch" bedeckt. Die Herrichtung dieses Tuches nannte man „das Kleid spengeln"; Das Spengeln aber wurde von den Mädchen besorgt. Diese kamen im Sterbehause oder in der Nachbarschaft zusammen und befestigten unter Anleitung einer älteren Jungfrau auf einem feinleinenen Tuche seidene Bänder, Efeublätter und auch wohl einige Bildchen in hübscher Anordnung mit Stecknadeln, „Spengelen". Mit diesem Tuche wurde auch in der Kirche beim Totenamt die Bahre geziert, die den Sarg vertritt. Nach vier Wochen spengelten die Mädchen das Tuch im Sterbehause wieder ab und wurden bewirtet; sie feierten dann die Totenhochzeit[126].

Kurz bevor der Sarg aus dem Hause gebracht wird, streut man vereinzelt noch in Köln bei Kindern und Unverheirateten Palm (Buchsbaum) vor die Haustüre. Dem Trauerzuge schreitet hier auch bei manchen Begräbnissen der Leichenbitter voran, auch „Jaffelbott"[127] genannt, ein Mann in schwarzer Tracht, mit schwarzem runden Hut, von dem ein Schleier herabwallt, und mit einem Stabe in der Hand. Dieser Leichenbitter verteilt auch die Totenzettel, gedruckte Nachrufe, unter die Leidtragenden. Im Bergischen setzte sich früher die Leichenbitterin mit einer brennenden Leuchte auf den Sarg. Zur Seite des Sarges oder Totenwagens

schreiten die Träger, die im Bergischen vielfach noch wie ehedem eine Zitrone in der Hand halten [128]. Anderswo schließen die Träger den Zug. Je größer dieser ist, desto „schöner die Leiche". Dem Sarge folgen da, wo sich Männer und Frauen an der Beerdigung beteiligen, zuerst die Männer, dann die Frauen. Im Bergischen geht oder ging unmittelbar hinter dem Leichenwagen der nächste verheiratete Nachbar; dann folgen die nächsten Anverwandten. An der Spitze der weiblichen Leidtragenden schreitet zuerst die Frau des nächsten Nachbarn. An der unteren Wupper schließt die Leichenbitterin den Zug. In der Schneifel folgen dem Sarge zuerst die Nachbarn und Bekannten beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters, aber geteilt in zwei Reihen oder zweireihige Gruppen, und erst hinter diesen die Verwandten und nächsten Angehörigen. Hier und da in der Eifel ist es wohl noch Brauch, daß die Leute auf dem Wege einige Male sich umdrehen und nach dem Sterbehause schauen; der Fuhrmann aber hält dann das Pferd auf einen Augenblick an. Alle beten den Rosenkranz und verrichten vor einem Dorf- oder Feldkreuze jedesmal knieend drei Vaterunser. Vom Wagen bis zum Grabe wird der Verstorbene getragen. An den Sarggriffen werden dann weiße Leinentüchlein angebracht, die den Trägern als Andenken verbleiben.

Auf dem Kirchhof haben vorher die Nachbarn oder aber die Jungen aus der Einigung das Grab geschaufelt. Steht der Sarg in der Gruft und ist das Gebet des Priesters gesprochen, dann werfen Verwandte und Freunde eine Schaufel voll Erde in drei Abständen auf den Sarg. Soll dieser Brauch die Teilnahme an der wirklichen Beerdigung darstellen oder bildet er den Rest eines ursprünglichen Zweckes, den Toten im Grabe festhalten zu helfen? Vielfach bürgert sich jetzt in den Städten die Sitte ein, statt der Erde eine Blume auf den Sarg zu werfen.

Der allen alten Völkern bekannte Brauch, dem Toten Gegenstände mit ins Grab zu geben, besonders die Zeichen der Würde und Macht, erhielt sich noch. Dem 1581 verstorbenen Kölner Bürgermeister Lieskirchen wurde der Bürgermeisterstab mit ins Grab gegeben. In der Schilderung des Hermann Weinsberg heißt es in der Überschrift kurz: Staf mit begraben.

Nach der Bestattung findet der Trauergottesdienst statt. In diesem hat sich die uralte Sitte des Opferganges erhalten, wie er

früher vor der Epistel zu den „Kollekten" üblich war. Diesen Opfergang eröffnet der nächste männliche Verwandte zur Präfation. Ihm folgen nach dem Grade der Verwandtschaft die Gäste und dann die Nachbarn und in gleicher Weise die Frauen. Sie machen einen Rundgang um den Hochaltar von der Evangelienseite her, legen an der Epistelseite ihren „Opferpfennig" auf den Altartisch, nachdem sie ihn vorher zum Kusse an die Lippen geführt haben und nehmen dann in neuester Zeit vom Meßdiener den Totenzettel in Empfang[129].

Wie früher, so schließt sich auch jetzt noch vielfach an die Bestattung des Toten ein gemeinsamer „Leichenschmaus", das Reuessen, wie es im ganzen ripuarischen Sprachgebiet noch heißt, oder „et Licheloach" (Sieg), „Liikäte" (Niederrhein). In Aegidienberg bei Honnef nennt man die Leiche eines Erwachsenen „Hööflich", Hauptleiche, nach deren Begängnis ein Reuessen gehalten wird[130]. Oft geht es dabei mit einer Fülle der Speisen her, als handle es sich um eine Hochzeit oder Kirmes[131]. Es muß sogar die Hilfe der Nachbarn beim Backen und Schlachten in Anspruch genommen werden. Zum Tischgebet werden drei Vaterunser für den Verstorbenen gesprochen, dazu eins für denjenigen von den Anwesenden, der zuerst stirbt. Wenn nicht ein größeres Essen stattfindet, so kommen doch auf jeden Fall die zur engeren und weiteren Familie gehörigen Mitglieder zusammen, um bei Kaffee und Weißbrot oder Bier und Wein des Verstorbenen zu gedenken, von ihm zu reden und sein Lob zu verkünden. Denn es bleibt immer wahr, was Freidank vor Jahrhunderten sprach: „Man lobt n a c h t o d e manegen man, der lop zer werlde (auf der Welt, in seinem Leben) nie gewan." Bei Begräbnissen ärmerer Leute wurden in Eitorf an der Sieg den Teilnehmern drei Brötchen, die sogenannten Kriischbrüüdsche, und eine Tasse Kaffee gereicht. Den Jünglingen und Jungfrauen, die bei der Beerdigung Unverheirateter als Träger oder sonstwie Hilfe leisteten, wird von den Eltern oder Freunden des Verstorbenen die „Totenhochzeit" ausgerichtet.

Die Trauer um den Verstorbenen setzt sich äußerlich fort im Gebrauche schwarzer Gewänder und in Enthaltsamkeit vom geselligen Leben in der Öffentlichkeit. Die Frauen trugen früher schon bei der Beerdigung um Kopf und Schultern ein schwarzes

Schleiertuch, am Niederrhein die Falie, im Bergischen die Heuke. Heute ist überall auch im Rheinlande der Kopfschleier üblich. Die Dauer der Trauer richtet sich nach dem Grade der Verwandtschaft. Für verstorbene Eltern, Geschwister und Kinder wird ein Jahr und sechs Wochen getrauert. Dabei stuft sich die schwarze Kleidung allmählich in der Trauerfarbe ab. Von Feiern hält man sich zurück, wenn man „in Trauer" ist. Hermann Weinsberg veranstaltete am 8. September 1564 nicht die übliche Kirmesfeier, weil er „ruwich", d. h. in Trauer war. Es war ihm am 2. September vorher ein Bruder gestorben [132].

Die Erinnerung an den Toten und die Pflege seines Seelenheiles hält man auch später lebendig vor allem durch kirchliche Seelenämter. Zu diesen Gedächtnisfeiern gehören das Sechswochenamt und das Jahrgedächtnis [133]. Heute wird das Sechswochenamt auf dem Lande vielfach schon am Tage nach der Beerdigung und dem eigentlichen Totenamt gehalten [134]. Außerdem ist es, wie seit alters, Brauch, der Toten am Allerseelentage in besonderer Weise zu gedenken. In dieser geistigen Vereinigung der Lebenden mit den Dahingeschiedenen strahlt die Liebe ihr schönstes Licht.

2. Alltag und Arbeit.

Außerhalb der Hauptstufen des Lebens verbringt das Volk, zumal das Landvolk, sein Dasein einfach und gleichmäßig. In seinem gewöhnlichen Alltagsleben schafft es, sei es daheim oder sei es draußen, anscheinend sogar eintönig. Indessen durchziehen auch sein häusliches Leben und das in der Gemeinde, seine Sorge um Vieh und Feld, um Saat und Ernte noch allerlei altüberlieferte Sitten oder sittenmäßige Handlungen.

Die wichtigste Alltagsfrage bildet das Essen, und als wichtigste, unentbehrlichste Speise gilt das Brot. Denn wem dieses fehlt, wer bruutärm ist, dem fehlt alles, der kann nicht ärmer sein. Vom Volke wird es vielfach auch äußerlich noch mit großer Ehrfurcht behandelt. Auf das erste oder auch letzte drückt man vor dem Einschieben in den Ofen mit dem Finger ein Kreuz auf und verwahrt dieses Brot, das Kreuzbrot, bis zuletzt auf, damit der Segen auf den anderen Broten ruhe. Auch macht man wohl vor dem Anschnitt ein Kreuzzeichen über das Brot, eine fromme Sitte, die man nicht nur bei den Bauern auf dem Lande, sondern auch

noch in Bürgerfamilien beobachten kann. Niemals soll ein Brotlaib auf dem Rücken, d. i. auf der Oberseite liegen, weil sonst alles im Hause verkehrt, drunter und drüber geht oder, wie das Volk auch sagt, die Engel im Himmel schreien.

Familien, die keine Einrichtung zum Backen haben, wenden sich an das Gemeindebackhaus oder „Backes". Gemeinsame, freistehende Backhäuser, eins oder zwei, finden sich namentlich in den Dörfern der vulkanischen Eifel, z. B. in dem Pfarrort Langenfeld, ferner in der Bürgermeisterei Treis a. d. Mosel [135]. Die Benutzung der Backhäuser durch die Dorfgenossen ist geregelt. Familien oder Nachbarinnen, die für „den Kindtauf" zu backen haben, erhalten den Vorrang. In dem Pfarrdorf Sohren auf dem Hunsrück versammeln sich die Frauen, die andern Tags im Gemeindebackhause backen wollen, vor dem Backhause und „verspielen das Backen". Jede Frau wirft ihr Hauslos aus Blech, das ein Zeichen trägt, in die Schürze einer bestimmten Frau, während ein Unbeteiligter die Lose zieht. In derselben Reihe, in der gezogen ist, wird auch gebacken. Wer mit seinem Lose nicht herauskommt, muß des anderen Tages wieder mitlosen. An einem Tage kann ungefähr fünfmal in einem Ofen gebacken werden. In einigen Orten der vulkanischen Eifel gibt es mehrere Backöfen, die einzelnen bestimmten Bauern gehören. Gewöhnlich benutzen dann jedesmal fünf oder sechs Familien aus der zugehörigen Nachbarschaft den Backofen. Der Besitzer erhält dafür das „Oowepläßje". Vor der Kirmes und anderen Feiern sind die Backöfen stark in Anspruch genommen. Durch die ganze Einrichtung aber erstrebt man gemeinsamen und daher wirtschaftlich vorteilhaften Verbrauch von Brennholz.

Im allgemeinen wird am Alltag oder Werktag im südlicheren Rheinlande mehr weiches Graubrot, im nördlichen Teile kräftiges, selbstgebackenes Schwarzbrot gegessen. Die Südgrenze des Schwarzbrotes, das aus ungebeuteltem Roggenmehl gebacken wird und noch die Kleie enthält, folgt dem Vinxtbache, der ungefähr die Südgrenze des alten Ripuarien bildete [136]. Des Sonntags gibt es eine bessere Brotspeise, in früheren Zeiten frische Brötchen vom Bäcker, und wo sonst Schwarzbrot das Hauptbrot ist, ein Graubrot oder Surstuten oder ein Söößbrut mit Korinthen, auch wohl Mehlwaffeln.

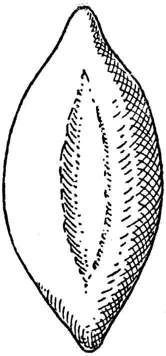


Abb. 47.
Schößchen (Weizenbrötchen).

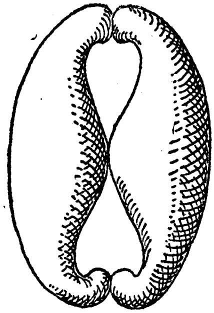


Abb. 48.
Boobeschenkel (Adenau, Eifel)

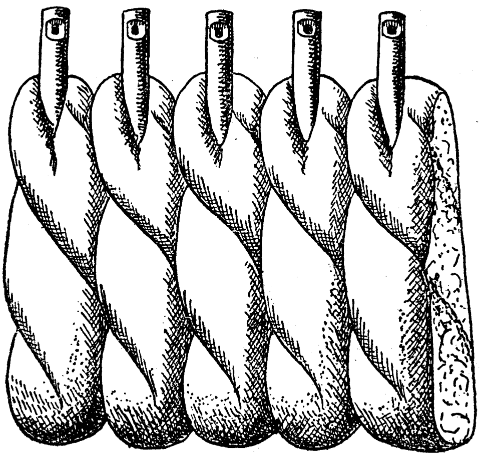


Abb. 49. Jöbbelscher met Fleutscher (Köln).

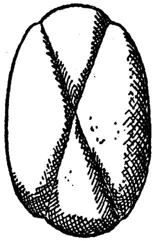


Abb. 50. Andreasbrötchen (Botterbrüütsche, Köln, frühere Zeit).

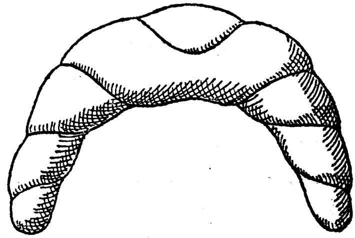


Abb. 51. Hörnchen.

Noch vielerlei Gebäck schafft das ganze Jahr hindurch Abwechslung, so die „Schößjer" („Brüütscher") und „Boobeschenkel" genannten Weizenbrötchen, „Klöppelcher", „Krellcher" und andere kleinere. Das alltägliche Gebäck im alten Köln waren „Göbelcher", Andreasbrötchen oder „Botterbrüütsche" sieht man jetzt nicht mehr. Von Teigresten aus der Backmulde Gebackenes nennt man „Muldeschierel". Aus Korn- und Weizenmehl backt man am Niederrhein

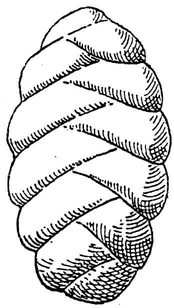


Abb. 52. Flechte.

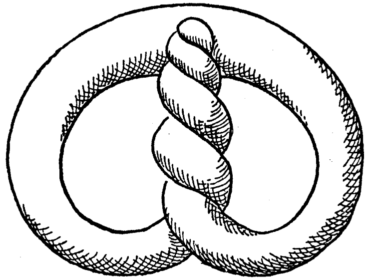


Abb. 53. Burger Brezel (Bergisch).

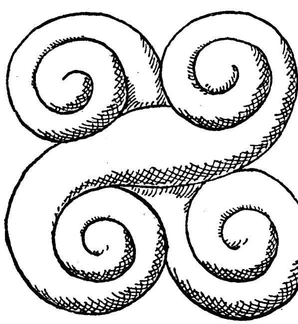


Abb. 54. Schneckennudel (Düsseldorf).

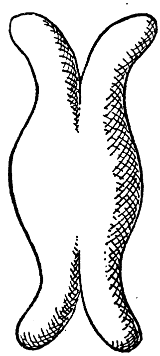


Abb. 55. Spitzweck.

das „Jemang- oder Mankbruut" (Gemengtbrot). Beliebte feinere rheinische Gebäcke aus Weizenmehl sind Platz, Weck und keilförmige Stuten, Hörnchen, Flechten, Brezelchen, Schneckengebäck, Fladen (Eifel), Knipplätze (Niederrhein) [187]. Sogenanntes Gebildbrot, Backwerk von eigentümlicher, örtlich verschiedener Form und Gestalt, wird außerdem noch für bestimmte Zeiten und Feste gebacken. Die volkskundliche Wissenschaft führt die Gebildbrote auf die alten Opferfeste zurück, die stets mit gemeinsamem Mahl

verbunden waren und bei denen das Brot in bestimmter Form genossen wurde (vgl. auch S. 238)[138].

Auch an bestimmten orts- und landesüblichen oder Nationalgetränken fehlt es nicht. Stolz liebt der Kölner sein Glas „Wieß", früher besonders das „Steckenalt", d. i. das alte abgelagerte Weißbier. Ähnlich beliebt und begehrt ist bei den Trierern der Viez oder Apfelwein, dem Philipp Laven[139] das Preislied singt:

„De Viez, dat is ä liewen Trank,
Hen (er) eß mir liewer als de Wein;
Wen'n emmer trenkt, de gevt (gibt = wird) net krank,
De werd och emmer monter sein."

Backen und Brauen wurde früher außer bei Bauern auch in Bürgerfamilien zum eigenen Behuf und Bedarf besorgt. Diese Arbeiten brachten dann schon etwas stärkere Belastung für den Alltag und verschoben die Ordnung.

„Wanne man brewt (bräut) und beckt,
So wirdt der disch spaedt gedeckt."

So vertraut ein Kölner Ratsschreiber im Jahre 1568 den Akten an, wohl auf Grund von Erfahrungen aus dem eigenen Hause[140]. Auch muß man sich dann mit dem Essen etwas bescheiden. An der mittleren Sieg gab es, wenn gebacken wurde, „Pöffet" aus geriebenen Kartoffeln, Klöße, die in einer Pfanne in den Backofen gestellt und geröstet oder wie Reibkuchen gebacken wurden. Etwas Besseres war der „gemengte Pöffet", ein einziger großer Kuchen aus geriebenen und ausgepreßten Kartoffeln, Mehl und Hefe, in Eitorf a. d. Sieg „Dielskoche" (Diel aus Tiegel, Topf, also Topfkuchen) genannt.

Festgewurzelte Bräuche fordern noch ihr Recht bei den täglichen Mahlzeiten. Es gab deren früher in der Hauptsache drei, jetzt fünf. Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts spielten auf dem Bauerntisch die wichtigste Rolle der Brei[141] oder Papp, „et Wermb"[142] (zu warm: warmet), die „Zopp" und das „Moos". Der Brei oder Papp wurde aus dem Breimehl bereitet, dieses aus geröstetem Hafer oder Weizen je nach der Gegend. Wenn das Brot aus dem Backofen genommen war, brachte man in den noch heißen Ofen den Hafer zum Rösten. Der geröstete Hafer wurde in der Mühle geschält, auf der Wannmühle gereinigt und

dann zu Mehl gemahlen, zu Breimehl. Der aus ihm bereitete Brei oder Papp war vielfach so steif, daß der Löffel darin stehen konnte. Die Herstellung von Breimehl hörte gegen 1890 auf [143].

Das „Warme“ oder die Morgensuppe war aus geriebenem Schwarzbrot, Wasser, Milch und Mehl hergerichtet. Des Mittags gab es in gewissen Gegenden eine Wasserbrühe mit Speckgrieben oder eine Suppe mit geriebenem oder gebrocktem Brote sowie Fett oder Rahm, ferner Kartoffeln und dicke „klaterige“ Milch, Gemüse mit oder ohne Fleisch (Speck) je nach der Gegend und der Vermögenslage, als Ganzes schlechthin „Mus“ genannt, wenn das Gemüse den Hauptteil bildete, des Abends Gemüse mit Kartoffeln untereinander, „Mus“ oder „Mos“ oder (am Abhang der nördlichen Eifel) Kartoffeln mit einer Sauce aus Speckwürfeln, Milch, Mehl und Zwiebeln, kurz „Zausädäppel“ genannt. Der Hochwaldbauer (Landkreis Trier) begnügt sich des Abends wohl noch mit Kartoffeln, Weißkäse oder dicker Milch mit Brot und Kaffee. Die Kartoffeln werden in einer großen Schüssel aufgetischt und von den einzelnen Mitgliedern der Familie mit der Gabel herausgespießt und verzehrt [144]. Frisches Rindfleisch, „jröön Fleesch“, ist vielfach heute noch außer der Kirmes eine Seltenheit auf dem Tische der Kleinbauern. Von Ostern bis Bartholomäus (24. August) gab es noch um 4 Uhr ein Vesperbrot: Kornkaffee, Brot, Butter und Käse. „Bartelemies, verbeet Botter un Kiis“, d. h. im Herbst und Winter fiel diese Mahlzeit aus wegen der Kürze der Tage. An bestimmten Tagen der Woche erscheinen auf dem Tische noch bestimmte Gerichte, z. B. Samstags „Hämmchen“ (Vorderschinken, in Köln Schweinsfüßchen) mit Sauerkraut und Freitagsabends „Riifkooche“, kleine Kuchen aus geriebenen und in Rüböl, Schmalz oder Butter gebratenen Kartoffeln, ein Lieblingsgericht des rheinischen Volkes. Überhaupt versteht dieses, aus Kartoffeln [145] mannigfaltige Gerichte zu bereiten, namentlich für die Freitagskost. Ein beliebtes Gemisch von Kartoffeln und Äpfeln heißt „Hemel on Eet“, ein solches von Sauerkraut und Kartoffeln „Tietich“ (Tirtich, Tirtei, vgl. S. 63), von weißen Bohnen und Möhren „Selever on Jolt“. „Doler Jokop“ ist der Name für ein Gemisch aus Buttermilch mit kleingeschnittenen Möhren und Kartoffeln, weißen Bohnen, Pflaumen oder Krekelen (kleinen Pflaumen) [146]. Eine Lieblingsspeise der Eifeler sind Pfannkuchen

aus Buchweizenmehl [147]. Bei den Kindern hält man darauf, daß sie „jeen Ueze maache", d. h. daß sie den Teller leer essen; dann gibt es auch „schön Wetter".

Der Beginn der Mahlzeiten richtet sich in den ländlichen Kreisen während eines guten Teiles des Jahres nach der Feldarbeit. Vom 1. Mai ab hieß es auf den Bauernhöfen im Kreise Heinsberg: „Dr Haam (Hamen, Halsgeschirr des Pferdes) an de Wank (Wand), dr Lä.epel (Löffel) en de Hank", d. h. sobald die Pferde abgeschirrt und versorgt waren, hatte das Abendessen zu beginnen.

Allgemein üblich war und ist noch in vielen Familien das Tischgebet. Wer nicht betet vor dem Essen, tut wie ein Tier, „jeit aan dr Desch we e Ferke aan dr Troch" (Trog). Nach dem Essen sagt man den „Gratias", das Dankgebet.

An dem gemeinsamen Tisch nahmen schon früher auf den Höfen der sogenannten Halfen und Gutsbesitzer die Dienstboten im allgemeinen nicht teil, wohl aber pflegte und pflegt in den mittleren Bauernfamilien das Gesinde mit der Familie zu speisen. Bei solchen Familien ist wohl noch heute das Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde vertrauter. Das offenbart sich auch in der Anrede. Selbst in Bürgersfamilien redete früher das Gesinde den Herrn und die Frau vertraulich, geradezu verwandtschaftlich an, so die Mägde in Köln um 1600 und später den Herrn als „Öhmche", die Frau als „Möhnche" oder „Möhn" (Mühmchen, Muhme) [148].

Neue Dienstboten werden noch zu bestimmten Zeiten gedungen. An einzelnen Orten in der Eifel bestehen zu diesem Zwecke noch Gesindemärkte, auf denen sich Jungen und Mädchen, früher an einem um den Hals gewickelten Strohseil kenntlich, aufstellen und dingen lassen [149]. Als Zieh- und Wechseltag der alten Dienstboten gilt vielfach der 3. Februar und der 27. Dezember, also die Tage nach Maria-Lichtmeß und Weihnachten [150], am Niederrhein auch wohl „Zint Remeeß" (St. Remigius am 1. Oktober) [151]. Im Jülicher Lande nahm das Dienstjahr am 2. Februar sein Ende. Am 3. Februar dienten die Mägde noch. Erst am 4. Februar verließen sie die Dienststelle, um in die neue einzutreten. Häufig erhielten sie oder nahmen sie sich vier bis fünf freie Tage. Am 9. Februar, dem Tage der hl. Apollonia (kölnisch Plün, Plünche), traten sie die neue Stelle an. Nach diesem Tage hieß der Zieh- und

Wechseltag auch „Plonechesdaach“. So ist wohl auch der „Plenerchesdaach“ in der Schneifel zu erklären [152]. Für den Antritt der neuen Dienststelle sagt man am Niederrhein „enjonn“. Zur Bekräftigung des Mietvertrages erhielt ein Dienstbote in der Zeit vor dem Kriege für gewöhnlich drei Mark, den sogenannten „Meetpenning“ (Miettaler), früher mit der Bestimmung zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit oder einer ähnlichen [153]. Dienstboten, die bleiben, erhalten vielfach noch jedes Jahr den Mietpfennig aufs neue oder erheben Anspruch auf ihn, so z. B. Eifeler Mädchen. Der Mietpfennig wurde freiwillig gegeben, um die schriftliche Form des Dienstvertrages zu ersparen. Wurde er nicht gegeben, so war zur Gültigkeit eines Vertrages die schriftliche Form erforderlich. Dem Lohn in barem Gelde wurde und wird auch jetzt noch ein Geschenk beigefügt, in früheren Jahrhunderten in gemeindeutscher Form „Liebnis“ genannt, am Niederrhein noch heute in der Mundart „Tubaat“ oder „Tobaat“, d. i. Zusteuer, Zuhilfe (bate = Nutzen). Ein Knecht erhielt oder erhält ein Paar Landschuhe, derbe Riemenschuhe, einen Hut oder ein Kleidungsstück, die Magd je nach ihrem Range Tuch (Kleider- oder Hemdenstoff), Strümpfe, Schürzel, Schuhe, auch fertige Kleider und Hemden. Derlei Geschenke erhalten die Gesindeleute jetzt meist auf St. Nikolaustag, zu Weihnachten oder am Namenstag, außerdem bei den mannigfachsten Gelegenheiten Trinkgelder. So fiel beim Verkauf der Rinder, Kälber und Schweine etwas ab, namentlich wenn der Knecht oder die Magd mitsorgte für die Aufzucht. Im Bergischen erhielt früher die Magd, die das Mast- oder Schlachtkalb fütterte und tränkte, beim Verkauf das Tränkgeld, etwa eine Mark. Dieses ganze Geschenkwesen entwickelte sich zum Gewohnheitsrecht.

Um Heimweh zu verhüten, nehmen sich Dienstboten wohl ein Stück Brot aus dem Vaterhause mit. Mancher schabte früher von den vier Ecken des Tisches etwas Holz ab und verbuk es mit Teich zu einem kleinen Plätzchen [154]. Anderseits sucht auch die neue Herrschaft oder Familie das einziehende Gesinde mit dem Hause aufs innigste zu verbinden und kehrt Mittel an, daß es gut „einschlägt“. Früher wenigstens führte man deshalb den neuen Knecht oder die neue Magd zum Kesselhaken oder dem „Haal“ und leitete sie dreimal herum. Man gab ihnen gar einen zu Pulver gestoßenen Spliß Holz aus der Türschwelle ein [155].

Wo der Knechte und Mägde mehrere sind, gibt es eine förmliche Abstufung unter ihnen. Der oberste Knecht ist der Meisterknecht und der unterste hieß und heißt noch „Enk". Die jüngste Magd, welche vornehmlich das Kleinvieh versorgte, führt in gewissen Gegenden den Namen „Bunes" oder „Bonnes". Über den Mägden steht eine Großmagd.

Nicht nur in Feld, Stall und Scheune war das Gesinde tätig, es verrichtete auch in den Wintermonaten an den langen Abenden besondere Arbeit. Die Mägde spannen und webten, die Knechte droschen, banden Besen, flochten Körbe (Abb. 59) wie „Kurbele", „Reste", „Sierte", „Kaafmaane", schnitten Heurechen und besserten die Geräte aus oder schnitzten „Klompe".

Bei der großen Wichtigkeit, die Acker- und Viehwirtschaft stets hatten, ist es nicht verwunderlich, wenn bis heute das rheinische Landvolk noch manches sittenmäßig betreibt, um diese beiden Nahrungsquellen zu gedeihlicher Förderung zu bringen. Außerdem kleben namentlich den landwirtschaftlichen Verrichtungen höheren Alters nicht wenige abergläubische Gebräuche und Beziehungen an, jedenfalls ganz anders wie etwa der Tätigkeit in Gewerbe und Handel.

Zum ersten Pflügen wählt man noch gern den 17. März, Gertrudentag, ebenso für den Beginn der Arbeit im Garten. Denn „Zink Jü.edrü" (Niederrhein) ist „de Jardeneeresche". Überhaupt ist der Gertrudentag z. B. dem Eifeler noch der Tag, an dem die Arbeit von Menschen und Tieren draußen anhebt. „Jertroud, Sumerbrout (Sommerbraut), jet (gibt) de Kehen (Kühen) de Jank (Gang zur Weide), de Pä(r)den de Strank (Geschirr), de Beien (Bienen) de Flook (Flug) un hevt (hebt) de Schaofen de Krepp op" (Krippenfütterung ist vorbei). Bei der Frühjahrsbestellung des Ackers befestigte man am Pflug ein kleines, etwa 3 cm langes Kreuz, das man aus dem Wachs der Lichtmeßkerze machte.

Von den alten Ackergeräten ist der Holzpflug noch nicht überall im Rheinland ein „historisches" Gerät geworden. Wo die Ackerkrume nicht tief reicht, vornehmlich in ansteigendem oder gebirgigem Gelände, und wo nur Kleinbauern mit Ochs und Kuh bauen, da wird der Holzpflug noch gehandhabt. Es ist von Wichtigkeit, seine einzelnen Teile mit ihren nach den einzelnen Gegenden verschiedenen mundartlichen Bezeichnungen festzustellen[156]. An der mittleren Sieg heißt

die Pflugschar Weissel, das Pflugmesser Kolter, das Strichbrett Rester. Die Doppelkette, welche den Hinterpflug mit dem Vorderpflug unten verbindet, ist die Würgkette, der dreifache Haken, an dem sie befestigt ist, die Kret, d. i. Kröte, weil seine Gestalt einer Kröte mit angezogenen Beinen ähnelt. Der obere Teil des Vorderpfluges ist der Galgen, das Holz (Anzugholz), an dem die Zugketten befestigt sind, das Hamscheck (Ham zu Hamen = Kumet, Scheck = Scheit) [157], im Saargau Sillscheit (Scheit, an dem die beiden Zugstränge oder -seile, die Sille, befestigt sind). Im Kreis Heinsberg wird auch noch mit einem Holzpflug gearbeitet, mit dem „Brobänger" (Brabanter), besonders beim Roden.

Zum Säen und Setzen sucht man die geeignetste Zeit. Einen besonderen Einfluß auf das Gedeihen der Pflanzen und der Frucht schrieb und schreibt man dem Monde zu. Klee sät man deshalb z. B. bei jungem Lichte, damit er groß werde, Runkelrüben und Möhren, auch Zwiebeln, Kohl und Salat bei altem Lichte, damit sie nicht zu schnell in den Samen schießen, nicht „durchgehen".

Die Aussaat der Frucht vorzugsweise, des Getreides, ist von frommen, religiös-kirchlichen Gebräuchen [158] begleitet. Mit dem Saatkorn vermengt man am Kräutersonntag (15. August) geweihtes oder am Kirchweihtage ausgeteiltes Getreide. Die ersten Körner werden über Kreuz geworfen, manchmal auch die letzten; der Acker selbst wird vorher und nachher mit dem Zeichen des Kreuzes gesegnet. Gegen Vogelfraß schützen sich Bauern im Jülicher Lande dadurch, daß sie beim Säen eine Ecke des Ackers eigens für die Vögel bestreuen und ein Gebet verrichten. So halten sie den Hauptteil des Ackers für gefeit. Mit dem Spruche „Gott wahles!" (walte es) beginnt der Bauer die Arbeit und beendet sie, indem er wohl spricht: „Nu, Jott, ich han et menge jedon, don nu och et denge." An solchen Bräuchen hängt wohl noch der kleine Bauer; auf größeren Stücken, namentlich wo mit der Maschine gesät wird, geht es kühl geschäftsmäßig her. Scharfen Auges und mit wachsender inniger Anteilnahme verfolgt der Bauer das Wachstum der Frooch, des Getreides, von Woche zu Woche. Er vergleicht die Höhe oder mißt sie an Lebewesen, die in dem Zeitabschnitt des Wachstums sich bemerkbar machen. Im Anfang „es de Frooch iesch Liverches Kneen hu", d. i. so hoch, daß sie den Lerchen bis an die Knie reicht. Zu Ostern erwartet

man schon ein größeres Wachstum der jungen Saat: „Ustern sall de Saot su jruß sen, dat mer en Ee dra (darin) verberge kan."

Damit nun die Saat wie das Feld überhaupt vor Wetterschäden bewahrt bleibe, gehen manche Bauern am Palmsonntag des Nachmittags hinaus auf ihre Äcker und stecken kleine Palm-, d. h. Buchsbaumzweige oder auch Kätzchen der Salweide an den Enden des Feldes in die Erde [159]. Das Wachsen und Gedeihen der Frucht bereitet dem Landmanne überhaupt immer neue Sorgen. Kein Wunder, wenn er sich darum öfter an des Himmels Macht wendet, Gott um seinen Segen bittet. Der Fürbitte um das Gedeihen der Feldfrüchte und den Schutz gegen deren Gefährdung gilt z. B. die Prozession am Markustage (25. April), wie sie seit Jahrhunderten in den ländlichen Pfarrgemeinden frühmorgens durch die Gemarkung des Dorfes zieht, in den städtischen innerhalb der Kirche sich bewegt. Bei diesem feierlichen Umzuge wird die Litanei von allen Heiligen gesungen [160]. Der Landmann erwartet am St. Markustage eine günstige Wendung des Wetters.

Vor allem ist der Hagel gefürchtet, und der Bauer tat und tut gern alles Mögliche, um gerade gegen diese Plage des Himmels Schutz zu erlangen. Die Gemeinde Erp bei Lechenich (Bez. Köln) schickte jedes Jahr eine Kerze zur Pfarrkirche in Zülpich, um Schonung für ihre Fluren zu erhalten. In der Hagelfeier war und ist vornehmlich der Gottesdienst zur Abwendung schädlichen Wetters überhaupt zusammengefaßt. Diese Feier ist am Rhein ein uralter Brauch gewesen besonders in den fruchtbaren Landstrichen des ripuarischen Gebietes. In Kierberg bei Liblar (Ldkr. Köln) findet sie durchweg acht Tage vor Pfingsten statt. Noch um 1909 wurde sie auch in der Großstadt Köln durch die Bauerbänke, die früheren Vereinigungen der stadtkölnischen Ackerbauern oder „Kappesboore", abgehalten [161]. Die Ackerbauern von Severin ließen dabei zur Erflehung des göttlichen Segens für das Gedeihen der Feldfrüchte am 1., 2. und 3. Mai sowie am Kirmesmontag und Kirmesdienstag eine heilige Messe lesen. Während derselben brannte die Bauerbankskerze und vier Mitglieder (Kappesboore) knieten mit brennenden Kerzen am Altare. Die Ackerbauern aus dem Bereiche der ehemaligen Bauerbank Weyerstraße wohnten am Pfingstdienstag in St. Pantaleon in der Schnurgasse, die von der Friesenstraße am selben Tage sowie am Mittwoch und Donnerstag

in St. Gereon [162], die vom Eigelstein am Kirmesmontag, zweiten Montag nach Pfingsten, in St. Ursula einem Hochamt oder einer einfachen Messe bei. Vielleicht ist die Feier im Gotteshause der Rest der früheren Flurprozessionen der christlichen und der Flur- oder Markenumgänge der heidnischen Zeit.

Den Mittelpunkt der Wünsche und Hoffnungen des Landvolkes und den Höhepunkt seiner Jahresarbeit bildet die Ernte, „dr Aan" (nördlich der Eifel, mhd. erne, ahd. aran) oder „dr Böu" (Anbau, Erträgnis, an der unteren Erft und am Niederrhein) oder „dr Aust" (Kreis Heinsberg) [163]. Auch mit ihr verknüpfen sich noch im Rheinlande verschiedene Bräuche. Im Landkreise Köln und anderswo wählt man noch bestimmte Tage für den Beginn der Mahd, vielfach den 15. Juli, den Tag des hl. Heinrich. Bis in die neueste Zeit hinein wurde Roggen, Weizen und Spelz mit der Sichel geschnitten oder, wie es an der Sieg heißt, mit dem Sichet (Seech) gehauwen, meist in altüberlieferten Zeitmaßen, durchbrochen von Pausen. Mit dem Schnitter scherzen die Vorübergehenden. Man ruft ihm zu: „Mak nit, dat dech den Has deduerjet!" (Niederrhein). Den Nachbarn, die mit dem Schneiden noch nicht fertig waren, rief man in der Eifel zu: „Wir jagen euch den Hahn ins Korn." Noch mehr wurde der letzte beim Schneiden gehänselt. Nach Beendigung der Ernte wurde in der Schneifel der „Vivel jeschont", der Kornwurm geschunden, d. h. man trank Branntwein. Die kunstvoll erdachte Mähmaschine mit dem Selbstbinder hat der Erntepoesie ein beklagenswertes Ende bereitet. Nur Kleinbauern arbeiten noch nach alter Weise.

Die ungebundenen Garben heißen Schobben; sie werden an der Sieg auf „Husten" gestellt. Je nach der Zahl der einzelnen Garben und der Fruchtart führen die auf dem Felde stehenden Getreidehaufen anderswo Namen wie „Fem" (10 Garben), „Gaas" (4 Garben), „Kup" (12 Garben), „Klou" (Haufen von Hafergarben). An der Saar nennt man den Getreidehaufen „Kasten". Wo die Garben in Haufen auf dem Felde aufgeschichtet werden, steckt man zuerst vier Stangen in die Erde, deren Abstände sich nach der Größe des Feldes oder der Menge der Garben richten. Zwischen diesen Stangen häufen sich die Garben zu den hochragenden Schobern oder Barmen. Diese ahmen im Rheinlande die äußere Form eines Hauses mit Satteldach nach und bilden

einen Gegensatz zu den runden Haufen mit kegelförmiger Bedachung, wie man sie z. B. in anderen Teilen Deutschlands findet [164]. Den Barmen oder Getreideschober so zu errichten, daß der Sturm ihn nicht umweht, der Regen nicht eindringt, den Vögeln die Ähren verdeckt liegen, ist ein erst durch lange Übung erreichtes Kunststück. Wenn dem Meisterknecht das Setzen des Barmens mißlungen ist und Stützen angebracht werden müssen, damit der Barmen nicht umfällt, so werden diese Stützen in der Gegend von Geilenkirchen „Musikanten" genannt. In dem Ausdruck liegt spöttischer Hohn für stümperhafte Arbeitsleistung.

Im Bergischen steckte man wohl noch bis in die neuere Zeit auf die letzten Getreidebarmen im Felde einen geschmückten Strauch, den „Erntebaum". Anderswo prangte auf dem letzten Wagen mit Weizengarben ein großer „Mai". Man nannte dann die letzte Fuhre „dr Mai enfahre". Auch die Pferde schmückte man. Die allerletzte Garbe mochte und mag niemand gern auf den Wagen laden; einer sucht sie dem anderen zu lassen. Wer überlistet wird, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Bemerkenswerte Erntefeste gibt es im Rheinlande kaum noch [165]. Früher vollzog sich die Heimfahrt des letzten Fuders oder der letzten Garben in Teilen der Eifel feierlich. Es bildete sich ein Zug, an dessen Spitze der erste Schnitter schritt mit einer hohen Stange, die mit Fruchtähren und Blumen geschmückt war. Oben auf der Stange prangte ein Hahn, ein lebendiger oder aber ein bunt bemalter aus Holz, die Verkörperung des Korngeistes. Die übrigen Schnitter und Schnitterinnen geleiteten den Erntewagen jubelnd und singend nach Hause. Dort wurde einen Tag lang das Schnitterfest gefeiert und zuletzt ein Hahn geschlachtet. Dieser alte Brauch war in der Eifel auch unter dem Namen „Den Hahn fangen" bekannt [166].

Vielfach wird das Getreide heute gar nicht erst in die Scheune gefahren. Denn mit der alten Sitte, das Getreide im Winter auszudreschen, hat man in den meisten Dörfern gebrochen. Die Garben werden sofort zur Dreschmaschine gefahren, und der Bauer kann den Drusch schon vom Felde aus an Mühlen oder Händler verkaufen. Es ist aber zu bedauern, daß mit dem gleichmäßigen Schlag des Dreschflegels, der bald im Vierer-, bald im

Sechsertakt erklang oder auch schwerfällig eintönig, so mancher Brauch verschwand.

Was auf dem Felde an Ähren liegenbleibt, überläßt der Bauer Kindern und armen Leuten, welche die Nachlese halten, „sömmern". Ein Büschel oder ein Strauß von diesen Ähren heißt Sange[167].

Erwartungsvoll wie der Landmann vor dem Korn steht der Winzer vor seinen Reben. Schon im Winter prüft er am harten Holze, ob ihr verschlossenes Inneres reiche Früchte verspricht oder nicht. Zwischen Mühen und Sorgen, Bangen und Hoffen vergeht ihm dann die Zeit der Öffnung der Augen, der Blüte der Reben und der Reife der Trauben. Ist das Wetter in der „Blut", d. i. acht Tage vor und acht Tage nach Johannistag, wie erwünscht gewesen, so muß der August noch die Trauben kochen, der September sie braten und der Oktober noch sie morgens baden im Nebel und tags mit seinem milden Sonnenschein abtrocknen und erwärmen. Dann kann die „schönste der Ernten", die Lese, beginnen.

Ein großes Stück rheinischen Volkslebens ist mit der Traubenlese verbunden[168]. Einige Zeit vor der Lese werden die Weinberge geschlossen. Im Rheingau haben dann selbst die Besitzer nur in Begleitung eines Ehrenschützen Zutritt zu den Weinfluren. An diesen werden Strohwische und andere Verbotszeichen angebracht; die Pfade, Wege und Zugänge aus dem Orte werden auch wohl für Fremde und Unkundige mit Wagenleitern, Dornreisern und Querstangen versperrt. Die ganze Weinflur liegt dann während des Weinbergsschlusses wie ein hochheiliges, unantastbares Gebiet im Schutze der ganzen Gemeinde. Wer eine Traube nähme, würde als ein besonders ehrloser Dieb gelten. Von der Schlußzeit an bis nach der Weinlese halten besondere Schützen die Aufsicht über den Traubenschatz. Zwei bis drei Tage vor der Hauptlese findet vielfach eine allgemeine Vorlese statt. Bei der Hauptlese geht nur Stück um Stück der Weinflur auf. Beginn und Schluß der Lese werden an jedem Tage durch die Glocke, Hinausläuten und Heimläuten, angezeigt; bei weit entlegenen Gewannen wird mit Katzenköpfen, kleinen Böllern, „heimgeschossen".

Bei guter Ernte ist die Freude groß und die Lust am Singen sehr lebendig. Hoffmann von Fallersleben zeichnete 1819 als Bonner Student in Kessenich bei Bonn ein Necklied[169] der Winzerinnen auf:

Die Trauben, die wir schneiden,
Und die sind dürre;
Wann woll'n wir Jungfer Liesche
Wohl zur Kirchen führe?
Hei! Die Trauben die sind dürre.

Hie ist sich einer, der Adam heißt,
Und der ist wilde;
Er führt ein silbernes Kärstchen
In seinem Schilde.
Hei! Der Schelm der ist wilde.

Er ist so wilde nicht,
Er wird auch wied'rum zahm.
Er nahm sich Jungfer Liesche
In seine Arme lang:
Hei! Die Zeit fiel ihm nicht lang.

Auch gewisse Neckereien waren früher bei der Lese beliebt, so im unteren Rheingau der „Herbstnarr". Eine Tuchpuppe wurde dem Besitzer des Weinberges oder dem Verwalter an die Rockschöße geheftet, wenn sie durch den Weinberg schritten, um nach dem Rechten zu schauen. Durch den Ruf „Herbstnarr! Herbstnarr!" wurden die Gefoppten auf den Scherz aufmerksam und sahen sich ein andermal besser vor[170]. An der Mosel ist noch das „Pritschen" im Schwange. Wer nämlich beim Lesen eine Pritsche, d. h. eine Traube mit mehr als sieben „Berkeln" am Stock hängen ließ, wird des Abends von kräftigen Fäusten gepackt, an den Boden gelegt und mit einer richtigen Pritsche ziemlich unsanft geklopft. Meist pritschen die Burschen die Mädchen. Dabei singen sie das Pritschenlied:

„Ihr Herrn und Leser kommt herbei
Und seht, was dies für eine sei;
Sie hat sich schwer vergangen,
Die Pritsche ließ sie hangen.
Wir gingen mal nach Andernach, ju, ja Andernach,
Da standen die Bauern auf der Wacht.
Wir gingen mal nach Andernach usw.

Die Gepritschte wehrt sich unter Kreischen und Juchzen der übrigen. Gelingt es ihr, den Pritscher so herumzudrehen, daß die

Pritsche ihn erreicht, so wird dieser weitergepritscht. Zum Schlusse heißt es:

„Hier liegst du auf der Pritschenbank
Und gibst dem Pritschenmeister deinen Dank
Und allen seinen Knechten,
Ist dir geschehen dein Rechte."

Der Dank an den Pritschenmeister ist ein Kuß. Die Knechte nehmen sich auch noch ihre „Rechte". Unter allgemeinem Wohlgefallen endigt das Pritschen [171].

Zum Schlusse gestaltet sich die allgemeine Lese zum Volksfeste. Früher wurde das Schlußfest von der „Herbstkönigin" geleitet. Das ist die Jungfrau, welche die letzte Traube der ganzen Ernte schneidet. Mit Laub und Trauben bekränzt und rittlings auf das letzte Ladfaß gesetzt, wurde sie von den Lesern und Leserinnen in das Herrschaftshaus oder in die Wirtschaft geleitet, wo man sich dann einige Stunden vergnüglich unterhielt. Die Jugend besonders pflegt das Schlußfest mit Musik und Tanz beim Most oder Federweißen zu feiern.

An der Mosel gibt es am Tage vor der Lese Festtagskost, Weck, Kuchen und abends Grünfleisch, eine Seltenheit auf dem Tische der Bauern und Winzer. Am letzten Tage der Lese wird der letzte Wagen mit den Trauben geschmückt, neben oder an die Bütte ein Tannenbäumchen mit farbigen Bändern (Strous) gesteckt. Abends gibt es dann für alle, die an der Lese teilnahmen, das Mahl: Rindfleischsuppe, Schweinebraten und „roter Kappes", Wein soviel sie trinken wollen. Das nennt man „Die Strauß" (de Strous) kriegen. Lustige Lieder, Scherze und eine kleine Rede von einem besonders mutigen Mädchen erhöhen die Festfreude [172].

Das einzige, richtige Winzerfest, das an der ganzen Mosel erhalten geblieben ist, wird in dem großen Weinort Winningen an der Untermosel, nahe bei Koblenz, gefeiert und dauert acht Tage. Nach der Schilderung von Luise Schulze-Brück [173] dürfen an dem Feste nur die unbescholtenen einheimischen Burschen und Mädchen teilnehmen. Alle müssen nach alten, feststehenden Vorschriften gekleidet sein. Die Mädchen zeigen sich in weißen Kleidern, mit glattgescheiteltem Haare, das nicht gekräuselt noch gelockt sein darf, eine Rebenranke auf der „Taille", ein Sträußchen im Haare, die „Jungen" im schwarzen Anzug, mit weißen Handschuhen und



Abb. 62. Neujahrswecke, Virneburg (Eifel),
geziert mit heidnisch-germanischen und christlichen Zeichen.



Abb. 64. Dreikönigsbriefchen gegen Reisegefahren und Krankheiten, 17. Jahrhundert.



Abb. 65. Eierheischen.

Zylinder. Jedes Mädchen gibt eine Gießkanne Wein, alles übrige für die Schmäuse die ganze Gesellschaft. Schmausen und Tanzen, Aufzüge mit Musikanten und Fahnen und Bildern aus dem Winzerleben bilden jedesmal die Höhepunkte der Festesfreude. Am letzten Sonntage schließt der Jubel und Trubel mit einer Versteigerung der Mädchen.

Wird der neue Wein „abgestochen", so ist es Sitte, jedem eine Kostprobe zu reichen, der geladen ist oder zufällig daherkommt. Mancher, der einen guten „Riecher" für derlei Vorgänge hat, weiß unter irgendeinem Vorwand oder wegen irgendeiner Angelegenheit daherzukommen und darf dann mit Zunge und Nase prüfen helfen. Der erste Abstich des neuen Weines wird im Januar gemacht, der zweite im März [174].

Eine Angelegenheit von sehr einschneidender Bedeutung für das Volksleben war die Flachsbearbeitung. Sittenmäßige Vorgänge und Brauch und Glauben begleiteten auch sie von der Aussaat bis zur Herstellung des spinnfähigen Werks [175]. Saat und Erntebeginn war in dem Spruch „Den hongerschten Daach sien, hongert Stond en de Irongk, hongert Daach över de Irongk" altgeregelt. Im Wickrather Flachslande a. d. Niers (Kreis Grevenbroich) wurde der Flachs entsprechend Ende März und Anfang April gesät [176], im Juli oder August gepflückt, ähnlich in der Schneifel und im Bergischen. Damit der Flachs recht hoch und lang werde, wandte man zauberkräftige Mittel an; so sollten z. B. Frauen hoch springen. Daran erinnert in der Schneifel die Redensart: „Für einen Halm Werk (Hanf oder Flachs) sollen die Frauen über einen Zaun springen." Wahrscheinlich wirkt in dem Brauch und in der Redensart die Vorstellung von der Übertragung der Fruchtbarkeit durch weibliche Berührung nach.

Der gewöhnlich von Mädchen oder Frauen gerupfte Flachs wurde auf der Reffbahn gerefft, d. h. durch die Repe oder Reffe, einen hölzernen Balken mit langen eisernen Zähnen, gezogen und von den Fruchtkapseln oder Samenbollen befreit (Abb. 58). Die Mädchen tragen die Bündel herbei und den „gereäpten" Flachs fort. Oft genug müssen die Männer singend mahnen: „Bollflaß, Bollflaß, hät de Flaß keen Bollen an? Flaß op! Flaß op! Flaß op!"

Während dieser Arbeit ging der Bierkrug fortwährend rund oder

ein guter „Korn"(schnaps) verlieh neuen Antrieb; es fehlte nicht an allerhand Scherzen, und ausgelassene Lust und lauter Gesang verkürzte die Mühen. Gerade am Niederrhein sind Lieder in größerer Zahl überliefert, z. B. „Wat doot eer met dä Moll?" [177] oder „Ich stand auf hohem Berge und sah ins tiefe Tal. Und da sah ich ein Fischlein schweben, und das war lang und schmal." Im Erkelenzer Flachsland sangen die Mädchen gar zu gern das vielverbreitete, in den einzelnen Ortschaften nach der Form verschieden lautende „Reäplied":

„On et woll dech e Mädche en der Fröh opstoan,
On woll en dr jruße Wald benge joan.

On als het en dr jruße Wald koam,
Do stong do ene verwondte Moan.

Wat steest du he on böß verwondt?
Ech ben dech van mi Herz verbondt.

Bes du mech van di Herz verbondt,
Verbeng mech, Herzleefke, da weäd ech jesonk

On steärv ech hüt, dann ben ech tued;
Dann bejraven se mech en et Ruesenruet.

On blöien de Ruese wahl op mi Jrav,
Da kömmt miin Herzleefste on plöckt se af.

Dann bejraven se mech en et weite Feld;
Dann krijjen die Paapen (Geistlichen) kein Offerjeld.

Bejraven se mech vör de Kerkendüer (Kirchentür),
Dann kömmt miin Feinsliebche all Sonndes (alle Sonntage) derfüer."

Der Refftag wurde im übrigen ein Festtag. Bei der Heimkehr jauchzten die Frauen laut auf. Auf offener Straße führte man einen kleinen Tanz auf, den Hucketanz in der Kniebeuge. Es gab für die Reffleute weiter ein besonders gutes Brot (Rosinenweck) zum Kaffee und zum Mittag eine besondere Kost, die Reffkost, am Niederrhein Mehlbrei mit Milch, Rosinen und Zimt und mit Beschueten (Zwieback) belegt, das sogenannte Wetmos, dann „Kappes" mit Schinken, auch wohl Stockfisch mit Kartoffeln [178]. Der gerepte oder kapselfreie Flachs wurde in Gruben, sogenannte

Rösten oder Ruten gebracht und etwa acht Tage unter Wasser gehalten, damit er weiche. Alsdann wurde er auf der Wiese oder im Felde auf den Stoppeln von Frauen fein auseinandergespreitet, damit die Sonne ihn dörre und spröde mache wie Glas. Erst nach Wochen schien der Flachs mürbe genug. Im Winter wurde er mit der Flachsbreche „gebrackt", mit dem „Buk"hammel „gebuekt", d. h. zwischen schweren Holzleisten gebrochen, nachdem er wohl noch am Feuer vorgewärmt war. Mit der Handschwinge oder „Schwang" wurde er dann geschwungen oder gereinigt, danach gehechelt und so zum Spinnen fertig gemacht. Beim Schwingen ging es darum, die holzigen Stengel aus der Leinfaser auszuscheiden. Der gebrochene Flachs wurde deshalb Bündel für Bündel auf dem Rande eines aufstehenden Brettes (Abb. 58) mit einem schwertartigen Brett (Abb. 58) geschlagen. Die Holzklinge, etwa 75 cm lang, 12 cm breit und 5 mm dick, war mit dem Griff aus einem Stück gearbeitet.

Das Schwingen geschah am Niederrhein im „Schwinges"[179], im Schwinghaus oder Schwingstall, der wie das Backhaus im Anbau hinterm Hause lag, oder man schwang in der Scheune. Die Arbeit wurde mit freundwilliger Hilfe der Nachbarinnen gewöhnlich abends geleistet. Die Schwingabende oder, wie es im Bergischen hieß, Schwingtage waren den Spinnstuben vergleichbar Pflanzstätten der Volkssagen, Rätsel und Volkslieder, der Volksdichtung überhaupt. Manche Schwingtaglieder haben sich noch erhalten. Ein altbergisches, noch heute ziemlich bekanntes ist eine schwermütige Weise mit dem Anfange: „Es waren zwei von einem Sinn, Die eilten früh zur Wehmut hin, Die liebten sich so inniglich, Das Schicksal trennt sie wunderlich." In der Schneifel sprach man sogar von der Schwingkirmes, bei der das beste Brot aus Roggenblume gebacken und das schönste Stück Rauchfleisch vorgesetzt wurde. Das Schnapsgläschen und die Kaffeetasse wurden dabei nicht leer.

Nach diesen Arbeiten wurde der nunmehr reine Flachs in sogenannte Steine[180] von je fünf Pfund gebunden und verkauft oder aber für gewöhnlich für das Haus zu Linnen verarbeitet. Nach der Feinheit unterschied man allerhand Werk, feinstes für Tischtücher und Zwirn, in der Schneifel „Reistewerek", minderfeines für Betttücher, Hemden, Leinenhosen und -jacken, rauhes Tuch für Bettlaken und Kittel, sehr rauhes für Unterbetten und Säcke.

Mit „Zent Märten" kam die Zeit der Spinnabende, auf dem Hunsrück der „Spinnmajen". Die Mädchen kamen mit ihren Spulen abends in einem Bauernhause zusammen; die Jungen fanden sich auch ein. Lieder und Gespenstergeschichten, die das Gruseln vom Wirbel bis in die Zehen zogen, bildeten vornehmlich die Unterhaltung.

Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein war den Landfrauen und bis in das achtzehnte hinein auch Stadtfrauen fleißige Arbeit am Spinnrocken Pflichtbewußtsein, den Landfrauen auch noch das Weben, das in den Städten längst von den zünftigen Handwerkern besorgt wurde. Auch am Tage saß man gewöhnlich vereint in der Familie bei der Arbeit des Spinnens und Wirkens. Sehr hübsch erzählt Hermann Weinsberg zum Jahre 1578:

„Wie ich gegen dissen mittagh aus dem Rade kommen, bin ich zur maltzit geroifen und in die groiße stoife zu Weinsberch gangen zum dischs. Da haben gesessen nehen, spinnen, sclengern, wircken mins broders fraw Elisabet, min suster Sibilla, zwa jonfern von Delft Haduweich und Marie uns dischgengerschen, Elisabetgin Hornß uns pflegdochter, Marie uiß der Gotzgnaden kellermagt, und fort min broder Herman mins broders Christianus son und min dener Diederich. Da hab ich lustich ront umbher gesprongen mit einem gantzen und keinem halben spronge; dan ich war von hertzen frohe, daß ich den tag erlebt. (Weinsberg feierte den 60. Geburtstag.) Disses sprongs lachten sie alle und lobten denselben von eim alten mann" [181].

Der Flachsbau, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sozusagen verschwunden war, kam im Weltkriege wieder zu Ehren, und aus den Winkeln verstaubt, kamen die Spinnräder hervor. Im Bergischen sah man im Jahre 1918 nach langen Jahren wieder Flachsfelder [182]. Seitdem hat der Anbau von Flachs im Bergischen derart zugenommen, daß allein im Kreise Wipperfürth rund 700 Anbauer mehr als 100 000 Kilogramm Flachsstroh aus der Ernte des Jahres 1920 ablieferten. Der Strohflachs wird von den ländlichen Genossenschaften aufgekauft, bewertet und teils in bar, teils mit fertigem Weißleinen, Rohleinen, Zwirn und anderem bezahlt. Auch in anderen Teilen des Rheinlandes ist der Flachsbau infolge staatlicher Anregung und Unterstützung wieder in großem Umfange aufgenommen worden und verspricht eine wertvolle Unterstützung unserer heimischen Versorgung.

Weniger zu Arbeitstagen als vielmehr zu Freudenfesten gestaltet sich das Sammeln der Beeren und Pflücken des Obstes aller Art. Reifen die Wald- oder Heidelbeeren, so ziehen die Kinder besonders in Gemeinschaft aus zum Sammeln. Ein alter Brauch bei dieser Arbeit will es, daß man die drei ersten Waldbeeren als Opfer zerdrückt und zur Erde wirft. Nach ebenso altem Glauben wird durch diese Opfergabe der Segen beim Weiterbrechen um so größer. Bei Elberfeld wurden noch vor wenigen Jahrzehnten die drei ersten Beeren an einer mächtigen alten Eiche zerdrückt [183]. Dann erst begann die Lese. Der Baum hatte von diesem Brauche den Namen der „schwarze Peter". Ähnlich verfuhr man wohl allgemein auch bei der Heimkehr. Beim Pflücken und auf dem Heimwege werden fröhliche Lieder gesungen [184]. Regelmäßig stimmen die Kinder im Bergischen nach der Beerenlese das Lied an:

„Eekhoon, Klöngelhoon, — Minne Korf eß schleekvoll,
On wenn he noch nit schleekvoll eß,
Dann seng ek ok nit Eekhoon [185]."

Von den Burscheider Kindern im Bergischen wird gesungen:

„Trall heemjonn, trall heemjonn,
Mi hant dat Döppen streechvoll,
Beß oven onger die Hängke,
Do kammer (kann man) mette schwenke."

Fast ein Vorrecht der Jugend ist es, die Baumnüsse aufs Korn zu nehmen und herunterzuwerfen; auch lösen die Kinder gern die Frucht aus ihrer grünen Schale. Das „Nägelchen" aber, den Keim, stecken sie in den Schuh, um Glück zu haben [186].

Bei der Obsternte hielten und halten alte Leute darauf, daß einige Früchte hängen bleiben als „Som" (Samen) für das nächste Jahr. Vielleicht verbirgt sich ein alter Fruchtbarkeitszauber in dieser Vorsorge. Vielfach sind es aber auch beim Pflücken unerreichbare Früchte. Am „Schnöösdaach", gewöhnlich Allerheiligen, zieht die Dorfjugend nach den Obstgärten, um alles Obst, was dann noch auf den Bäumen hängt, herunter zu schlagen. Die Jugend betrachtet dies als ihr gutes Recht.

Mindestens gleicher Aufmerksamkeit wie der Acker und seine Bestellung erfreuen sich die Tiere, die mit dem Menschen Haus

und Hof teilen, fast als zur Familie gehörig betrachtet werden. Im Volksmunde und Volksglauben spielen sie eine große Rolle und auch noch mancher Brauch knüpft sich an ihre Haltung und Behandlung. Sie haben sogar ihre Schutzheiligen. Im Landkreise Köln z. B. vertraut man ihr Wohl der hl. Brigida an (1. Februar)[187], die in Schottland um die Mitte des 5. Jahrhunderts geboren, in Irland sich dem Klosterleben weihte und dort starb. Schäfer und Schafhalter empfehlen (sich und) ihre Herde Sankt Wendelin (22. Oktober)[188], der aus Irland nach Deutschland kam und vorzüglich Heiliger der Diözese Trier wurde. Bei Krankheiten unter den Pferden erflehte man die Hilfe des hl. Quirinus, den ehedem die Landleute von Neuß und Umgegend am 30. April, dem Tage seiner „Translation", feierten und wohl noch heute hier und da feiern. In Melaten bei Aachen, in Zülpich, in Sistig in der Eifel wurden an demselben Tage von nah und fern die Pferde zum Quirinusbrunnen zur Tränke getrieben, und die Fuhrleute suchen auch während des Jahres die Gelegenheit, die Pferde dorthin zu führen. In Melaten (Aachen), wo der Brunnen selbst verschüttet ist, treiben die Bauern noch an dem Tage die Pferde über die nahen Felder[189].

Bei Kühen und Pferden, namentlich bei Hunden, selbst bei Hühnern und Katzen sind außer den Gattungsnamen und Bezeichnungen für männliche und weibliche, alte und junge, unversehrte Tiere und Muttertiere noch Eigennamen oder Kosenamen[190] bräuchlich. Ein ganz junges Kalb heißt z. B. an der mittleren Sieg „Keißje" und das Kalb, das etwa ein halbes Jahr alt ist, „Böuert". Mit diesem Ausdruck bezeichnet oder schimpft man auch halbwüchsige Jungen. Mannigfaltig sind die Lock- und Scheuchrufe, deren Bedeutung für die Volkskunde nicht gering ist[191].

Um neue Tiere an das Haus oder an den Stall zu gewöhnen, wendet man bestimmte Mittel an (vgl. S. 130). Hausgenossen gleich wird das Vieh betrachtet und behandelt und manchem Bauern ist die beste Stube der Kuhstall. Man zeigt sich fast besorgter um den vierbeinigen Schatz als um Familie und Gesinde. Das Futter gibt der Bauer stets zu bestimmter Stunde dem Pferde in die Krep und Röf, den Kühen in die Komp und den Ferken in den Troch. Das Warmfutter, et Jebreit oder Brös, wie es am Niederrhein heißt, bereitet er mit großer Sorgfalt.
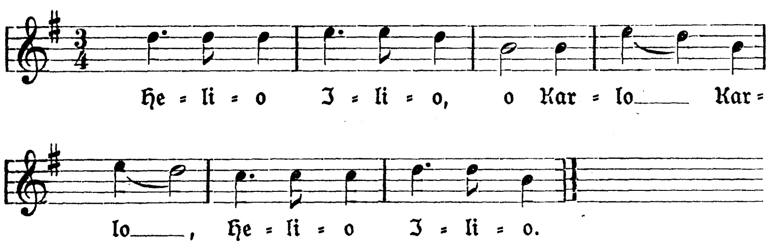
Besonders bei dem Vieh vorzugsweise, d. i. bei Ochs, Kuh und Kalb, gebraucht man Sympathie- und Segensmittel, um es vor Schaden zu bewahren. Über der Stalltüre befestigt der Bauer gesegnete Palmzweige und räuchert mit Wermut den Stall aus, um das Vieh vor dem Einfluß von Hexen zu bewahren. Alte fromme Sitte wollte es auch oder will es noch, daß aus demselben Grunde die Bäuerin oder die Magd unbemerkt das Zeichen des Kreuzes über die Stalltüre macht, wenn das Vieh abends, bevor noch die Familie ihr Abendbrot genossen hat, für die Nacht versorgt worden ist. Höchst ungern läßt man Juden und alte Frauen den Stall betreten. Wenn sie aber einmal darin sind, hütet man sich, sie zu reizen, aus Furcht, sie möchten sonst das Vieh behexen.

Beim Kauf und Verkauf des Rindviehes wie der Pferde spielen Handschlag, Gottsheller (vgl. S. 224) und Trunk als Zeichen des Abschlusses noch eine Rolle. Im Jülicher Lande mußte der Verkäufer eines Viehes, gewöhnlich ein Jude, dem Käufer ein kleines Geldstück, meist zehn Pfennige, geben, das dann von dem Käufer in der Kirche in den Klingelbeutel geworfen oder einem Armen gereicht wurde, damit das Vieh gut gedeihe [192]. Anderswo, z. B. in der Gegend von Geilenkirchen, wird der Gottesheller vom Käufer gegeben. Er bedeutete volksrechtlich den Abschluß des Geschäftes.

Auf die Gewinnung von Milch und Butter verwendet man große Sorgfalt. Bei den Frauen herrscht die Meinung, man dürfe während des Melkens mit keinem sprechen außer mit einem aus dem Hause oder Hofe; denn sonst nehme die Milchzufuhr ab und die Kuh stehe auch beim besten Futter bald trocken (vgl. auch S. 135).

In den Dörfern mit Gemeindeweide versieht das Hüten des Viehes ein besonders gedungener Hirt, das Hüten des Kleinviehes vielfach ein Junge. Früher gab es in vielen Dörfern einen besonderen Rinder-, Schaf- und Schweinehirten, heute wohl nur noch hier und da. Die Hirten gehen auch meistens nicht mehr abwechselnd in verschiedene Häuser essen [193], sondern haben ein ständiges Kosthaus. In dem Dorfe Weiler zwischen Virneburg und Monreal in der Eifel hatte der „Söuert", der Schweinehirt, seinen Mittagtisch noch jeden Tag in einem anderen Hause. Der Lohn der Hirten, der gewöhnlich am Martinstage (11. November) eingeholt wurde, besteht in Geld und Sachen und erhöht sich durch Einkünfte aus dem Schlachten und durch Trinkgelder beim Ver-

kauf. Beim Auszug auf die Weide blasen Rinder- und Sauhirten frühmorgens durchs Dorf auf einem Horne [194] und der Schafhirt mit einer Pfeife. Aus den geöffneten Stalltüren kommen die Tiere herbeigelaufen, und eins folgt dem andern. Die Hornsignale der Hirten deutet man gern und legt ihnen Worte unter [195]. Die Töne bewegen sich in gebrochenem Dreiklang oder in Sekunden. Im übrigen wird die Hut durch die Glocken der Leittiere erleichtert. Die Hirten verständigen sich, besonders im gebirgigen Gelände, untereinander durch eigenartige, weithin schallende melodische Rufe. Im rechtsrheinischen Bergischen Lande kannte man solche bis vor noch nicht langer Zeit. Ein Ruf aus Remshagen im Kreise Gummersbach fällt durch einen besonders melodischen Schall und durch merkbare Fernwirkung auf:



Der angerufene Hirt Karl antwortet dem Rufenden, der etwa Wilhelm heißt, genau so mit Änderung des Namens [196].

Wie die Ausfahrt des Weideviehes, so belebt auch die Heimkehr der Herden das Dorfbild und bringt Abwechslung in den Alltag. Der Weg, auf dem früher das Vieh zum Walde oder zur Weide getrieben wurde, ist noch kenntlich an dem Flurnamen Viehstraße (Vehstrot, z. B. im Kreise Erkelenz).

Vielfach noch beginnt der erste Austrieb des Viehes im Frühjahr an einem Dienstag, Donnerstag oder Samstag, ebenso der Abtrieb von der Sommerweide oder der letzte Austrieb. Besonders feierlich gestaltet sich der erste Austrieb. In den wenigen Orten, wo noch Schweidgang stattfindet, wurde und wird am 17. März (Gertrudentag) feierlicher Gottesdienst für die Pfarre gehalten. Dieser wurde am 1. Mai wiederholt. Nach dem Gottesdienste erscholl das Horn des Hirten, der das Vieh des Ortes nun zur gemeinsamen Weide führte.

Nach den verschiedenen Ernten und der Weidezeit erheischt die Versorgung des Hauses für den Winter weitere Arbeiten. Unter diesen ist vielleicht keine so gern getan als das Schlachten des Mastviehes. Im Spätherbste, um die Zeit des Martinstages, oder zu Wintersanfang geht man dazu über.

Wer ein Schwein oder gar ein Rind oder aber auch nur ein Schaf oder einen Bock in der Mast hat, wetzt das Messer oder läßt es wetzen. Am willkommensten bei alt und jung ist das Schweineschlachten, „Serekeschlaachte". Um ein Geringes ist der Dorfschlächter bereit, den Borstenträger vom Leben zum Tode zu befördern. Das ist dann ein rechtes Familienfest, an dem auch die Nachbarn hilfreichen Anteil nehmen. Mit Scherzen und Späßen wird dann besonders das Wurstmachen besorgt. Wie es um 1750 in Köln beim Schweineschlachten zuging, hat der letzte Rektor der alten Kölner Universität, der berühmte Kunstsammler Professor Ferdinand Franz Wallraf, in einem köstlichen, 1813 niedergeschriebenen, 236 Verse langen Gedichte: „Das Schweineschlachten"[197] geschildert:

„Hant staats Lück en Kölln söns e Ferke geschlaach,
Dat gov för de Nohbern ne löstigen Dag:
Glich kome se kicken, ov't Deerchen och nett,
Ov't jungk wör un Schmalz an de Lunten och hätt.
Dann laachte Mafrau[198] un dann sahte de Fraue:
Kumpeesche! mer helfe dat Ferkelche kraue.
Vill Glöcks uns Mafrau! Dat hät ene Rump!
Wevill för et Pund? ov hat Ehr rumpschlump?
Mer schätze dat Deerche op hundert un veezig,
Un et kütt Üch ömtrint zehn Richsdaler speezig.
Der Deercher, säht sei drop, noch drei en et Huus,
Dann kumm ich för mich un ming Nohbern ald uus.
No blevve mer Fraue beienander em Knubbel
Un des Volks kom ald mih met Kubbel op Kubbel,
Als mähte dat Deerche zom silligen End
Vör Scheffen un Zügen noch sie Testament . . . .
No kom der Här Büttgen met Jan, singem Knääch,
Un lahten dat Deerche gemächlich zorääch.
Mer Nohberschen gingke jitz nit dervun dann,
Zwei hollten et Wasser, Ein blevv an der Pann;

Zwei droge de Döppen, Ein sträuv sich de Mau
Un kom met dem Bessem, ich blevv bei Mafrau.
Un wor no dat Deerche geschrapp un geschlaach,
Dat Gebött un su alles en Odnung gebraach,
Dann gingke de Nohbersche met ehr erenn
Un wohsche de Därm un schrappte de Penn
Un hackten et Fleisch un schnette de Lunten
Un däte, wat selvs de Mafrauen nit kunnten:
Se mängten et Thymerchen un Maieröhnche (Thymian und
Un föllten de Wöösch un bruchten ehr Hööndche. [Majoran)
Dat Dinge dat moot we en Hexewerk gon,
En e paar Stund Zick, do wor alles gedon.
D'r Här Büttgen dä schnett Ehr 't Speck un de Schinke
Un hä kräg sing zwei Kannen apaats zo drinke.
No kom de Mafrau met der Mäd uus der Sping
Un braht vun dem Meddelweck un en Kann Wing.
Sei satz dann vertreulich sich nevven mich nidder,
De andre de stunten ald hin un derwidder,
Un't wood no gedrunke, gekallt un gelaach,
Endesse wood Puttes un Koorwoosch gemaach . . .
Wood dobussen no Levver- un Blotwoosch gekoch,
Dann stoch mer mem Penn ald jet größer et Loch:
Wiel't kunnt de Mafrau nix ärger verdreeße,
Als 'n magere Wooschbröh, die nit zo geneeße.
Ävver wor se no lecker, dann gov se sich dran
Un nohm vun em jeden dä Henkemann (Gefäß)
Un schott ald un mängte met fröhlichem Senn,
Dä Nohbern en Blot- ov en Levverwoosch dren,
Gov och mallich e Stöck Speck, der ahl Kattring de Grieven.
Ävver Frauen wie ich de mooten dann blieven.
No wees de Mafrau uns ehr prächtig Gebild,
Ehr Bruckstoot un 't schön Muddergoddes-Bild . . .
Dozwesche wood luuter ald Wing presenteet
Un met Mandeln, Rosingen un Plätzcher trakteet.
Dat doorte bes üvver nüng Ohren eruus,
Bes dat mer uns nigten un gingke noh Huus.
Un zu Huus fung noch jeder (no denkt Üch ens an!)
'n Buhs Wing un en Brootwoosch för singe Mann . . ."

Der Brauch, jährlich beim Eintritt der Winterszeit einen Ochsen (und ein Schwein) für den Haushalt zu schlachten, ist urkundlich noch weiter zurück zu verfolgen. Der Rat der Stadt Köln unterstützte in seinem Dienste stehende Bürger zu diesem Zwecke. So gibt er am 6. November 1504 „meister Teilman dem steinmetzer zo vollost (zur Beihilfe) sins oissens 40 marc", ähnlich dem Stadtbauinspektor, dem städtischen Leien(Dach-)decker und anderen, auch in späteren Jahren, so am 12. November 1505 und am 15. Dezember 1507 [199].

Aus den gewonnenen Speckseiten und dem Rauchfleisch ergänzte und verbesserte man die Fleischspeise womöglich bis zur nächsten Hausschlachtung. Weinsbergs Familie schlachtete im November 1585 vier Schweine und einen Ochsen. „Mit sulchem harten fleisch und speck komen mir in unser haushaltung vor 6 oder 7 moißiger menschen durch das jar uff zugelaißen fleischtagen zu (aus). Des (indessen) haben mir alle maltzit groin fleisch (Frischfleisch) darbei mit gemois, roben, morren, cappis, keis und botter und halten dan strack die gebotten fischtage, daß mir uns des fleischs essens unthalten."

Die Sitte, vom Geschlachteten den Nachbarn eine Probe zu senden, kann für Köln ebenfalls weit, nämlich bis 1525 zurückverfolgt werden. Ein Schüler, dessen Eltern einen Ochsen geschlachtet haben, bringt den Nachbarn Kaldaunen und Würste [200]. Heute wird's noch ähnlich so gehalten draußen auf dem Lande [201]. Nachbarn und Verwandte, auch die „Respektspersonen" wie Pfarrer und Lehrer, erhalten am Schlachttage oder Tags darauf eine Wurst als Probe, „de Koerwuesch", oder ein Stück Frischfleisch, den „Hötspott" (Niederrhein), oder ein Bratenstück. Im Bereich der Niederwupper im Bergischen gab noch bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Bauer seinen Nachbarn beim Einsalzen des Schweines abends ein Ferkes-Reuessen. Manchmal wird auch am Sonntage nach der Schlachtung Wurstkirmes gefeiert, zu der Verwandte und Bekannte eingeladen werden. In der Schneifel nennt man das Wurstessen „Fettrip" (trip, Darm). Am Niederrhein aber geht man zum Nachbar „op et Därkesblot" (Schlachtfest).

Wie bei den Wechselfällen des Lebens, bei freudigen und traurigen Ereignissen, kommt auch bei solchen Arbeiten der nachbarschaftliche Zusammenhalt zur Geltung. Manche der gemeinsamen

Arbeiten dienen der gegenseitigen Unterstützung und zugleich der heiteren Geselligkeit. Erinnert sei an die auch im Rheinlande ehedem gemeinsam abgehaltenen Spinnabende, im niederrheinischen Flachslande „der Spönn" geheißen und abwechselnd bald in diesem, bald in jenem Bauernhofe gehalten. Besonders eigener und fröhlicher Art sind heute noch die Abende, an denen mit nachbarlicher Hilfe Rübstielblätter „gestreppt" und Bohnen „geschniffelt" oder „jefitsch" werden. Im Bergischen bilden der „Strööv"- oder „Streepoowent" und ähnlich der „Schnebeloowent"[202] besonders willkommene Gelegenheiten zu nachbarlich-geselliger Zusammenkunft der Frauen und Mädchen[203]. Seitdem in der Stadt die Bohnenmühle in so viele Häuser Eingang gefunden hat, ist dort die altväterliche Sitte fast geschwunden. Ein „Bunnefitsch-Leedche" vom Jahre 1855 mit dem „Motto": „Wie schön wor die ahl, die genögliche Zick — Wa' mer en der Nohberschaff op et Bunnefitsche trick" zeigt, wie es auch in Köln üblich war, daß die Familien sich beim Fitschen und Einmachen der „grünen Bohnen" (Speckbohnen) halfen und zugleich vergnügten[204]. Diese Abende geselliger Arbeit werden in ländlichen Gegenden von der jüngeren Welt mit Gesang und Tanz beschlossen; zwischendurch ertönen aber auch alte Volkslieder.

Die Nachbarschaft wird vor allem draußen beim Landvolk stets lebendig erhalten durch das Bedürfnis gegenseitiger Hilfe. In einzelnen Dörfern und Ortschaften sind die Bewohner auf mehrere genau abgegrenzte Nachbarschaften verteilt, so daß jedes Haus genau weiß, zu welcher es gehört[205]. Scheidet sich ein Dorf in ein Ober- und Unterdorf, so scheidet sich danach auch die Nachbarschaft. Ähnlich scheidet sich das Städtchen Boppard a. Rhein in eine Ober- und Untermärkter Nachbarschaft. In Siebenach (Eifel) sind die Häuser auf drei Nachbarschaften verteilt. Wormersdorf im Kreise Rheinbach, das über 900 Einwohner zählt, weist fünf Nachbarschaften auf: Unterdorf, Palmweg, Hornstraße, Küpp (= Höhe) und Ipplendorf. Das Dorf Keyenberg im Kreise Erkelenz zerfällt in de Gaat, Kämpkeseng (zu Kamp und Ende), Schettroeng (Schießrute = Vogelstange) oder auch Patscheng (zu Patschkuhle = Einmachgrube für Viehfutter) und de Hött. In Dinslaken (zwischen Ruhrort und Wesel) gibt es noch acht Nachbarschaften; sie heißen Dudel-, Türkei-, Mittel-, Kloster-, Ritter-, Wollenpump- und Eppinghovertor-Nachbarschaft. Hier, in Mörs und anderen

Städten fielen die Nachbarschaften mit den Brunnengemeinden zusammen, und man nannte sie Pumpenkorporalschaften. Brauch, Recht und Pflichten der Nachbarschaften sind früher vielfach auch schriftlich aufgezeichnet worden. Sie waren in den sogenannten Nachbarbüchern und Nachbarschaftsartikeln enthalten [206].

Die Ausübung mancher Rechtsbräuche vereinigt öfter die Nachbarn oder die ganze Gemeinde. Der 2. Januar ist z. B. in einigen Eifeldörfern Gemeindetag. In Arft im Kreise Adenau treten dann des Morgens um 10 Uhr die Männer und „großen Jungen" aus jedem Hause und Hofe zusammen. Man spricht und berät über die Feldwege, die Waldstreu und andere Nutzungen am oder im Walde, über die Schafweide und Ähnliches. An die Beratung schließt sich eine Nachsitzung bei Branntwein und Kartenspiel bis in den späten Abend.

Sache der Gemeinde ist es auch, die Dorf- oder Banngrenze zu begehen und zu besichtigen, ein alter Rechtsbrauch, der noch in rheinischen Gemeinden beobachtet wird und wie früher mit Trank und Atzung schließt. An solchen Grenzbegehungen nahmen und nehmen vor allem auch Kinder als Gedächtniszeugen teil. Die Kinder, die früher an den feierlichen Bonner Bannbegängen teilnahmen, erhielten süße Wecke, aber vorher zur Erinnerung an den wichtigen Vorgang im Gemeindeleben an den Grenzsteinen schallende Ohrfeigen [207]. Ein Grenz- oder „Schweid"-begang wird auch 1726 noch für einen bestimmten Bezirk Kölns vor dem Eigelsteinstor erwähnt, wobei jung und alt mitging, den Kindern aber zum Andenken ein oder zwei „Fettmänncher" (Pfennige) gegeben und Nüsse unter die Jungen auf dem Schweidstein „spendiert" wurden [208]. Auch um die Sicherung der Grenze zwischen zwei Ackerstücken tragen die Nachbarn große und berechtigte Sorge. Um das Verrücken wirkungslos zu machen oder aber zu erschweren, werden noch jetzt zu Troisdorf bei Siegburg beim Setzen der Grenzsteine zwischen zwei Parzellen regelmäßig kleinere Steine unter den Grenzstein eingegraben [209].

Das nachbarliche Verhältnis wird auch im täglichen Verkehr, in den Umgangsformen, vor allem im Gruß ausgedrückt. Im Gruß und Gegengruß, in der Anrede und Gegenrede offenbart das Volk zugleich wesentliche Züge seiner Geistesart. Namentlich das rheinische Volk erscheint dann besonders herzlich und gemütvoll.

Man muß den Mann aus dem Volke, besonders auch den Bauer, da beobachten und seine Höflichkeit, sein Auftreten überhaupt nicht an dem Maßstabe der oft sehr abgeschmackten Grußformeln der Städter messen wollen. Je nach der Person, dem Orte, der Tageszeit und der Arbeit weiß er sehr verschiedene, aber immer recht geeignete teilnahmvolle Begrüßungsworte zu gebrauchen. Mit einem freundlichen „joode Morje" verbindet z. B. selbst der vielgeschmähte Eifeler [210] stets eine gemütvolle Frage, in der Südeifel etwa: „Joot jeschlof?" oder „Ousjeschlof?" oder: „Haaste de Kafe ad (schon) kricht?" Oder er fügt etwa hinzu: „Diir (Ihr) seid eave (aber) heal (frühauf) de Morje." Auch knüpft er gern eine Frage oder Bemerkung wegen des Wetters an, z. B.: „Hout krei m'r Raen." Am Niederrhein begrüßt „Hannes" den „Friddes" beim Frühstück mit dem Wunsche „Goatt sägen dech an dr Koaffie." Für die Beschäftigung der Nachbarn bekundet der Eifeler je nach ihrer Art, ihrem Stand und ihrem Fortgang wiederum freundliche Anteilnahme und ruft dem Nachbar selbst zu: „Rooch aas!" (Ruhe mal) oder: „Schtob aas!" (Stopf dir mal eine Pfeife). Am Mittag oder Abend meint er ganz liebenswürdig: „Maach Meatdaach" oder „Maach Feieroowend". Als Gruß an die Arbeiter auf dem Felde sendet er im Vorbeigehen ein „Jot hälep üch" hinüber. Dem Sämann wünscht am Niederrhein der grüßende Nachbar: „En glöckleke Soat!" Tritt der Mann aus der Südeifel während des Tages ins Nachbarhaus, so fragt er jedesmal nach dem Befinden oder der Tätigkeit: „Bat schafter?" (Was schafft Ihr?). Der Angeredete dagegen fragt zurück: „Bat brängste joots?" Auch wenn jemand aus dem Orte wegreist oder zurückkehrt, ist er irgendeiner teilnahmsvollen Frage oder Anrede sicher. Überreicht der Handwerksmann, was ihm bestellt wurde, z. B. der Schuster das Paar neue Stiefel, der Schneider den neuen Anzug, so tut er's meist freundlich, am Niederrhein z. B. mit dem schönen Wunsche: „Nu verschlitt (verschleiß) et mar möt Gesonkhet!" [211].

Besondere Grußsitten beobachtet das Volk auch im Wirtshause. Wer bereits anwesend ist, hält dem eintretenden Bekannten oder Freunde das gefüllte Glas hin. Der Eifeler sagt dann: „Hei, trenk aas!" Der also Eingeladene muß nun unbedingt aus dem dargereichten Glase trinken, „Bescheed doon". Das Bringen oder Zubringen und Bescheid tun pflegt man im Bergischen genau so

streng. Es ist auch aus dem älteren Kölner Wirtshausleben (17. Jahrhundert) überliefert.

Die zahlreichen Grußsitten sind ein Beweis für die starke Pflege eines guten nachbarschaftlichen Verhältnisses. Öffentliche Feste und persönliche Feiern frischen es auf und stärken es. Auch der Sonntag bietet Gelegenheit, es zu pflegen. An diesem dem Dienste Gottes und der Erholung gewidmeten Tage trifft man sich zuerst vor und in der Kirche, später im Wirtshause. An beiden Stellen werden Bekanntmachungen entgegengenommen und Neuigkeiten ausgetauscht. Nachmittags geht's auf die Kegelbahn beim Wirtshause oder vor dem Dorf auf dem Anger (Abb. 60). Einige üben das unvermeidliche Kartenspiel, besonders Solo. Manchen auch ist ein Gang zu den Gräbern, zum Kirchhofe die liebste Erholung, wieder anderen ein Besuch in der Familie. Landleute insbesondere wieder lieben es, die Felder zu besuchen. Das Jungvolk hat seine durch die Verbände gebotenen Gelegenheiten zu feiern oder ergeht sich in Lustwandeln.

Die nachbarschaftliche Freundschaft wandelt sich nicht selten in heftigen Unwillen und starke Mißbilligung um, und in gewissen Fällen glauben die Volksgenossen, sich eine Art Rüge- und Strafgewalt anmaßen zu müssen. Gewöhnlich sind es gelöste Verhältnisse, gewisse Heiraten, Ehezwiste, sittliche Verfehlungen und andere unliebsame Vorkommnisse, die ihre Mißbilligung hervorrufen und überhaupt die öffentliche Meinung aufbringen. Am bekanntesten ist die Katzenmusik. Beim Hause des Verfehmten machen zahlreiche Burschen und Männer des Abends einen wahren Höllenlärm mit alten Kesseln, Gießkannen, Deckeln, Peitschen und Kuhhörnern (Abb. 61). Dieser Auftritt wiederholt sich mehrfach, z. B. an drei nacheinander folgenden Samstagen [212] oder wird solange fortgesetzt, bis der Schuldige Besserung zeigt oder entweicht. Diese ganz besondere Art von Volksjustiz ist auch unter dem Namen das „Tierjagen" bekannt. Dieses ist aus dem Ahrtal (Gegend von Altenahr, Ahrweiler) für das Jahr 1839 bezeugt. Vor dem Jagen versammelten sich die Burschen mit ihren Instrumenten auf dem Dorfplatz. Auf die Frage des „Scholtes", ihres Seniors: „Was macht ihr Jungen hier?" antworteten diese: „Wir jagen (dem N. N.) das Tier." — „Wat hät hä dan jedoan?" — „Hä hät sing Frau jekraz,

jebeße un jeschloan"[213]. Und nun brauste der ganze Zug nach der Behausung des beschuldigten Volksgenossen. In Mützenich (Kreis Monschau) wurde im November 1897 einem Ackerer wegen nicht einwandfreien Lebenswandels von 2—300 Leuten das Tier gejagt. Noch vor wenigen Jahren, im Jahre 1915, wurde der Brauch auch in Wormersdorf im Kreise Rheinbach geübt. In der Südwesteifel und an der Saar heißt er auch „Schalwari"[214].

Ein Volksgericht noch schlimmerer Art, dem Haberfeldtreiben in den bayrischen Gebirgsdörfern vergleichbar, ist das „Rappeln" im Bergischen Lande, das sich besonders gegen sittliche Verfehlungen richtet. Im Jahre 1906 mußte sich der Bürgermeister von Leichlingen (Kreis Solingen) gegen ein solches Volksgericht mit folgender Bekanntmachung wenden: „Seit einigen Tagen werden hier Versuche gemacht, sogenannte Katzenmusik zu veranstalten. Die Veranstalter, die sich auf diese Weise ein Richteramt anmaßen, sollten letzteres den hierzu berufenen Personen überlassen und täten besser, über sich selber zu Gericht zu sitzen . . ."[215] Verwandt mit diesen lärmvollen, oft in Roheiten ausartenden Bräuchen war das „Ausspielen" im Bergischen, das bei Diebstahl und Meineid oder bei besonderen Untugenden wie Habsucht und Roheit angewandt wurde. Damit der Verfehmte einer ganz gründlichen Mißachtung und Beschämung anheimfiel, veranstaltete man es am hellichten Tage und nur am Montag oder Dienstag in der Fastnacht in Form eines Umzuges und unter Absingung von Spottliedern auf den Mißliebigen.

Im geschäftlichen Leben, beim Kauf und Verkauf, beim Mieten und Vermieten bindet man sich gegenseitig manchmal noch durch Handschlag und Weinkauf[216], durch Mietpfennig und Gottsheller. Auch dieser „Meetspenning" oder „Jottsheller" (vgl. S. 215) wird einem Armen gegeben oder in den Opferstock geworfen[217] in einer bestimmten Meinung und Absicht. Diese wird bei der Übergabe genannt. Ein Kölner, der 1648 ein Haus mietete, bestätigte den Abschluß der Mietung mit fünf Fettmännchen (kleinen Kupfermünzen) „zu Ehren der fünf Wunden Christi unseres Erlösers." Zum Beginne der neuen Woche oder des neuen Tages, besonders eines Markttages, lösen Handelsfrauen (Krämerinnen) und Bäuerinnen gern „Handgeld", d. h. (bares) Geld auf die Hand beim ersten Verkauf; dann gestaltet sich das

ganze folgende Verkaufsgeschäft gut. In Köln kann man heute noch beobachten, daß Krämerinnen in Kleinläden, namentlich Gemüseläden, und Bäuerinnen auf den kleineren Wochenmärkten am liebsten von Kindern oder sonstigen bestimmten Personen Handgeld nehmen [218].

Bei der Übertragung von Liegenschaften draußen auf dem Lande werden leider die ebenso sinnreichen wie sinnbildlichen Handlungen längst nicht mehr vollzogen. Mit einem Zweig, einigen Reben, einem Stöckchen mit Laub, einer Handvoll Gras mit Erde, einiger mit der Schaufel gefaßter Schollen und mit Handschlag und Spruch wurden Hof, Garten, Ackerland, Hecken, Wiese und Weide, Busch und Wald und sonstige liegende Habe („ungereide Güter") vom Eigentümer an den neuen Besitzer gegeben [219]. Die Überreichung des Halmes und andere Zeremonien bei Immobiliarverkauf wurden im Trierschen erst durch das Landrecht von 1668 allgemein abgeschafft [220]. Doch im Erzstift Köln, in Friesdorf bei Godesberg a. Rhein, wurde noch am 23. und 24. September 1669 eine Einweisung in ein ländliches Besitztum (Gutshof) in der alten förmlichen und feierlichen Weise vorgenommen [221].

Bei der durch letzten Willen festgesetzten Übertragung eines Hauses hielten sich auch die Bürger in der Stadt noch lange an altüberlieferte symbolische Handlungen. Weinsberg bestimmt 1568 in seinem Testament, daß die Treuhänder mit dem Erben bis vor das Wohnhaus gehen. Daselbst soll einer von diesen dem Erben „die handhaff oder rink an der straißendhur desselbichen wonhaus in die rechte hand geben und das ufgerichte inventarium aller hausguter in die linke hand reichen und sprechen: „Damit geben ich euch vur mich und min mitexecutoren in kraft des testamentz wilant Herman von Weinsberch, des testatoirs, die wirkliche possession und besitz des haus Weinsberch und aller hausguter inhalt des testamentz . . ." Im Jahre 1609 wird in Köln Hans Kesseler, der Erbe seines Vetters Georg Kesseler, in das Haus und Besitztum des Verstorbenen durch den Notar in Gegenwart von Zeugen eingewiesen. Er tritt „zur Kuchen" ein und „schürzt daselbst den Hael obig dem fewer uff und nider". Ähnliche sinnbildliche Handlungen vollbringt er an anderen Teilen des zu übernehmenden Besitztums [222].

3. Zeiten und Feste des Jahres.

Alltag und Arbeit werden zwar schon durch die Sonntagsfeier und die Arbeitsfeste unterbrochen, viel mehr aber noch durch die Festzeiten und Festtage des Jahres, durch die weltlichen und kirchlichen Feiern, die an den Wechsel und die Zeiten in der Natur und an die Geheimnisse der christlichen Kirche anknüpfen. Diese Zeiten und Feste sind wiederum umrankt von einer Fülle von Bräuchen und sittenmäßigen Handlungen, die sich teils daheim in der Familie, teils draußen in der Öffentlichkeit abspielen und die Festesfreude erhöhen. Ganz besonders weiß man sinnfällige Mittelpunkte zu schaffen und sichtbare Symbole aufzurichten, deren kein Volksfest entbehren kann. In mimischen und dramatischen Formen wird außerdem der Freude Ausdruck verliehen und das innere Erleben nach außen gestaltet.

Bei der lange vorherrschenden Macht der Kirche und dem auch heute noch reich blühenden kirchlichen Leben im Rheinlande ist es erklärlich, wenn das festliche Jahr sich vornehmlich im Rahmen des Kirchenjahres bewegt. Dessen Feste, zumal die hohen, wurden nicht nur mit größerer kirchlicher Feierlichkeit, sondern auch als weltliche Feiertage mit Sonntagsruhe begangen. Mit dem allgemeinen Aufschwung des kirchlichen Lebens und besonders des Heiligenkultus seit dem 10. Jahrhundert nahmen die Festtage stetig zu. Den Höhepunkt erreichte die Entwicklung der Feiertage im 14. Jahrhundert, um dann später allmählich wieder zurückzugehen[223].

Nach den christlichen Zeiten und Festen regelte zumal der Bauer Geschäfte aller Art; Feldarbeit und Zinszahlung, auch das Vergnügen und das häusliche und gesellige Feierleben, und tut es vielfach noch jetzt. Auch für das bürgerliche Leben hatten diese Zeiten und Feste große Bedeutung. Sie dienten als Fristbestimmung für Abmachungen aller Art, am frühesten und meisten die höchsten und höheren des Kirchenjahres, wie Posche (Ostern), Himmelfahrt und Pfingsten, Johannistag, Christtag und andere. Daß sie so sehr ins Volksleben eingreifen konnten, liegt daran, daß sie ungefähr mit bestimmten früheren heidnischen Festen und Zeiten zusammenfielen, sogar an deren Stelle gesetzt wurden.

Das erste Hochfest des neuen Kirchenjahres ist das Weihnachtsfest, das an die Stelle der altgermanischen Mittwinterfeier getreten ist. Eine Zeit der Vorbereitung, die Adventszeit, geht ihm voran und eine glänzende Reihe anderer Feste schließt sich ihm eng an zu einem Kreise.

Dieser ganze Festkreis steht bei der Jugend in besonders hohen Ehren; denn er ist die Geschenkzeit vorzugsweise. Während der ganzen Adventszeit erscheinen in den Fenstern der Bäckerläden die „Klaskerle" oder „Helejemanskäälcher" aus Semmelteig, mit Korinthenaugen und einer weißen Tonpfeife, auch Hirsche (Hiezeböck, Siebengebirge) und Pferde (Reiter) aus solchem Teige und Figuren des Bischofs Nikolaus aus Spekulatius [224] oder Printenteig. Durch solches Backwerk werden die Kinder auf den Nikolaustag (6. Dezember) hingewiesen. Dieser Tag gehört ihnen ganz besonders und gilt da, wo nicht die Hauptbescherung an ihm stattfindet, als willkommene Vorfeier der Weihnachtsbescherung. In geringerem Maße gilt mancherorts auch noch der Tag der hl. Barbara (4. Dezember) als ein Geschenktag bei der Kinderwelt. Die drei Tage und Zeiten, S. Barbara, Nikolaustag und Weihnachten, bilden dann eine Steigerung.

Die Verehrung des hl. Nikolaus, Bischofs von Myra in Lycien, verbreitete sich im Abendlande nach 1100 immer mehr. Von der Hafenstadt Bari in Unteritalien, wohin die Gebeine des Heiligen 1087 übertragen worden waren, nahm der Nikolauskultus einen neuen Ausgang. Zu dem kirchlichen Einfluß, den zuerst die Benediktiner bewirkt hatten und weiter bewirkten, gesellte sich der von Handel und Schiffahrt. Für diese, früher mit ungleich größeren Gefahren verbundenen Gewerbe, wie auch für wichtige Handwerkszweige wurde St. Nikolaus Schutzpatron. Mönche und Erwerbskreise aus dem Schiffer- und Handelsstande brachten dem hl. Bischof Nikolaus früh ihre Verehrung, aber auch andere werktätige Leute. In flandrisch-brabantischen Städten, auch in nordfranzösischen, wie in Lille, dem alten Ryssel, war und ist St. Nikolaus der Patron der Weber, und in Ländern, deren Blüte allen diesen Gewerben entsprang, wurde der heilige Bischof Liebling des Volkes und der Kinder. In West- und Ostflandern wurde „Sinte Nikolaas" so volkstümlich wie kaum irgendwo anders. Von hier aus dehnte sich des hl. Nikolaus Verehrung und Festfeier immer weiter nach

Osten bis zum Rhein und weit über des Stromes Ufer hinaus. Es ist bekannt, daß am ganzen Niederrhein St. Nikolaus in größter Verehrung stand und noch bis heute bei großen und kleinen Leuten Verehrung genießt. Nicht wenige Kirchen und Kapellen waren und sind ihm im Rheinlande überhaupt geweiht. In Köln, wo Sankt Nikolaus wohl zuerst durch die seit 964 angesiedelten Benediktiner Boden gewann, setzten die Gewandschneider, die Großhändler in Tuchen, in ihrer für die Tuchscherer bestimmten Ordnung vom 11. November 1293 außer anderen Tagen auch den „S. Nicolas dach" als gebotenen Feiertag fest[225]. Am 6. Dezember wurde also in Köln kein Tuch geschoren. Wie lange dieses Zunftgebot in Übung blieb, ist nicht ohne weiteres festzustellen, auch nicht, ob irgendein Amt oder eine Zunft des Webstoffgewerbes zu St. Nikolaus in engere Beziehung sich gestellt hat. Bei der Arbeitsruhe wird es übrigens schon damals nicht geblieben sein, man wird vielmehr auch fröhlich und lustig gewesen sein und sich einen guten Tag oder Vorabend geleistet haben. So geschah es wenigstens in den Studentenkreisen. Nach dem Kalendarium der alten Universität zu Köln war der Tag des hl. Nikolaus ein „dies festus" und gehörte sogar zu den höheren Feiertagen, an denen die Tätigkeit der Universität ganz ruhte. Auch am Vorabend oder Vortag dieses Festes fanden Nachmittags (post nonas) keine Vorlesungen statt. Vielmehr wurden an dem Vorabend Feierlichkeiten in den Bursen oder Studentenheimen (Konvikten) gehalten, festa bursalia. Die Gaben des Herbstes, Birnen, Äpfel, Nüsse und Wein, werden bei diesen Festen als Spenden des hl. Nikolaus die Herzen von Scholaren und Professoren erfreut haben. Bis weit über das Mittelalter hinaus haben alle kirchlichen und weltlichen Vereinigungen Kölns das Nikolausfest durch Vorfeier oder Hauptfeier oder durch beide begangen. Im Amtsbuch der Genossenschaft der Mühlenerben, d. h. der Besitzer der Rheinmühlen, wird zum Jahre 1560 berichtet: uff senct Niclaes avent den herren, yren dieneren, molleren, mollenknecht, werckluden und sunst honesten parsonen (= Personen) vur ire presentz 54 Mark 8 Schilling. Diese Ausgabe deutet auf irgendeine Art von Nikolausfeier. Selbst Nachrichten von dieser Kürze, von ausführlicheren zu schweigen, sind sehr spärlich. Warum? Das Nikolausfest war etwas so Allgemeines und Selbstverständliches, daß man kein Aufhebens davon machte.

Die Bescherung der Kinder zeigt eine altüberlieferte und weitverbreitete Form. Am Vorabend des Nikolaustages stellten und stellen die Kinder ihre Schuhe auf, vielfach an den Herd[226], oder einen Teller, damit der Heilige seine Gaben hineinlege. Ähnlich verfahren sie am Vorabend der hl. Barbara. Eine reizende Schilderung der alten Art der Nikolausbescherung gibt Hermann Weinsberg zum Jahre 1594. Er schreibt in seinem Gedenkbuch unter der Überschrift „S. Nicolaus unse neiffger (Neffchen) berathen" (beschert) also: „Anno 1594 den 5. Decembris vigilia (am Vorabend) Nicolai satzsten mins neiffen Gottschalcks Weinsbergh, zimmermans, zwei kinder und schoeler ire schoin uff bei mir zu Cronenbergh (Name des Hauses) oben vur min stoblin (Stübchen), als (nämlich) Gottschalck und Peter, dan disse zwei neiffger ghain bei minem broder und susteren zu Weinsbergh (ebenfalls Hausname) und Cronenbergh in und aus, als weren sie unse eigne kinder und mogen sie darumb sonderlich wol leiden, dweil wir kein eligen kinder haben. Glichfals satzsten sie ire schoin zu Weinsbergh uff, und S. Niclas berethe (bescherte) sie an beiden orten, koichen, zucker, eppel, gelt, gobelcher (schmalgewundene Weizengebäcke mit eingebackenen kleinen Tonpfeifchen). Und wie sie am morgen frohe S. Nicolaitag zuglich bei mich quamen und der schoin gesonnen (nach den Schuhen trachteten), auch gelt fonden, sagt Gottschalck, der elste uber acht jar alt, zum jongsten von sechs jarn: Peter, laiß mir das gelt, was wilt du darmit doin, ich wils dir verwaren. Daruff Peter sagt: das wil ich nit doin, min moder sol es mir wol verwarn. Doch jedes nam hin, was im S. Niclas beraten hat, sprongen daher und warn frohe. Die ander kinder Sibilgin, Johan und Agnesgin kunnen noch nit alle verstendtlich reden. So haben wir unse kurtzweil mit den kindern, dan mir alle kinder gewesen sin. Die kinder in der Got(tes)gnaden (Hausname, heute Straße Unter Gottesgnaden) Johan, Peter, Reinhart, Marie satzsten ire schoin auch zu Weinsbergh uff, und S. Nicolaus beriethe auch (sie)."[227]

Nach der Vorstellung der Kinder kommt „Zinterklos", auch „heleje Man" genannt, auf einem Schimmel; deshalb wurde oder wird auch Heu oder Hafer und Wasser hingestellt, oder die Schuhe werden mit Heu gefüllt. Vielfach zeigt sich „d'r heleje Man" den Kindern in leibhaftiger Gestalt. Schon

viele Tage vorher sehnen sie ihn herbei in Bittliedchen, z. B. bei Kleve „Sinter Klos, hellige Man, breng die kleene Kender wat, loat die groote loope, die könne sech selvs wat koope", und ähnlich anderswo [228]. Andere Kinder wagen es, dem heiligen Mann in Liedern Trotz zu bieten, solange er noch nicht in Sicht ist. Kölner Jungen singen dann: „Heleje Mann, schrap de Pann, schrap de Piif, morje kriste e neu Wiif." In eigenartigem Aufzuge und oft begleitet von einer Schreckgestalt, im Kreise Erkelenz vom „Düvel", sonst wohl von dem Prügelknecht Hansmuff tritt er ins Zimmer, läßt die Kinder beten oder sich sagen, wie fleißig sie im Beten gewesen sind, und beschenkt sie mit Äpfeln und Nüssen; unartige züchtigt er mit der Rute. Bei seinem Umzuge treibt er auch mancherorts auf der Straße sein Wesen. Dieser Umzug hängt vielleicht mit dem Bischofsspiel der Kinder zusammen und mag geradezu ein Überbleibsel dieses sein.

Außer der Bescherung am Nikolausfest war an diesem Tage wie in vielen anderen Gegenden so auch in der Erzdiözese Köln ein besonderes Knabenfest üblich, das Spiel des Kinder- oder Knabenbischofs, des episcopus puerorum [229]. Wiederum ist es Hermann Weinsberg, der uns, diesmal leider in ganz knapper Weise, Mitteilung über diesen Brauch macht. Unter der Überschrift „Reinhart das kint bischof s. Apostoln" schreibt er: „Anno 1566 den 6. Decembris ist Reinhart, das kind mines swagers und suster zum Aren uff dem Numart, zu s. Apostoln, da es scholen ginge, bischof gewest." Es war also in der Stiftsschule von St. Aposteln und sicherlich auch in den anderen üblich, einen aus der Schar der Stiftsschüler wahrscheinlich am Vorabend von St. Nikolaus zum Bischof zu erheben. Am Nikolaustage selbst zeigte sich dann der kleine Würdenträger der staunenden Menge großer und kleiner Leute in vollem Ornat und zog mit Begleitung durch das Stift, um Gaben einzusammeln. Sein bischöfliches Amt übte er am „Kindertag", am 28. Dezember, bei der Vesper aus. Andere Stiftsschüler versahen die Stellen von untergeordneten Klerikern. Bei diesem Bischofsspiel ging es nicht ohne Ausgelassenheit und Mutwille her; es war zudem der kirchlichen Würde nicht angemessen. Weinsbergs kleiner Neffe, das „Kind" Reinhart, war am 25. Oktober 1559 geboren, also 7 Jahre alt zur Zeit, als er „episcopus" wurde. Als Mißbrauch kennzeichnet dieses Bischofsspiel eine Ver-

ordnung des Erzbischofs Ferdinand vom 6. April 1644. Diese Verordnung, welche übrigens eine Beschreibung des Brauches bringt, zeigt, daß die Sitte noch im 17. Jahrhundert lebendig war. Sie blieb auch weiter in Übung und konnte erst bei den großen Umwälzungen am Ende des 18. Jahrhunderts verbannt werden.

Das Nikolausfest mit seiner Bescherung entwickelte besondere Nikolai- und Weihnachtsmärkte, auf denen in vielerlei Krambuden Obst, Zuckerwaren, Gebäck und Spielzeug feilgeboten wurde. Sie dauerten gewöhnlich vom 1. Dezember bis Neujahr. In Köln wurden zum letztenmal im Jahre 1885 „die Buden aufgeschlagen" [230]. Ein schöner Zauber schwand für kleine und große Kinder dahin.

Kurz vor dem christlichen Hauptfeste erreicht die Sonne am 21. Dezember, dem Thomastage, ihren tiefsten Stand. Zwar galt in früheren Jahrhunderten der Lucientag am 13. Dezember als der kürzeste Tag und bildete deshalb Anlaß zu allerlei Bräuchen. Noch heute erinnert der niederrheinische Spruch „Sente Luzie es et Korte van den Daach vörbei, Drie Könnenge lenge se ännen Haaneschrei" an seine Bedeutung. Seitdem heften sich an den Thomastag zahlreiche Gebräuche. Wer an ihm zuletzt aus dem Bette steigt, als letzter ins Wohnzimmer tritt, zur Schule oder Arbeit kommt, wird von den anderen mit dem Rufe „Tomes, verschlofe Tomes" oder „fuule Tomes" begrüßt und gehänselt [231]. Auch pflegten Schüler den zuletzt kommenden Mitschüler „Hoonderkak" (kak = kahl, der jüngste Vogel) zu nennen [232]. Anderswo wird der Verschlafene als Thomasesel verspottet, z. B. in Oberwinter und Linz a. Rhein. Den „fuulen Tomes" neckt man in Solingen bei den Schleifern dadurch, daß man ihm das Arbeitszeug versteckt, welches er wieder einlösen muß.

Da die Sonne nach dem 21. Dezember in immer höherem Bogen am Himmel emporsteigt, schien es in altersgrauer Zeit dem Volke, als sei der Sonnengott zu neuem Leben erwacht und habe den Sieg über die Finsternis davongetragen. Das Geburtsfest der unbesiegten Sonne wurde nun von der Kirche in das Geburtsfest Christi, des „Lichtes zur Erleuchtung der Völker", umgewandelt und auf den 25. Dezember verlegt [233].

Das Weihnachtsfest, Christfest oder der „Kreßdaach", wurde am Niederrhein stets durch Krippe und Krippenspiel verherrlicht. Der

kölnisch-ripuarische Ausdruck „Krepche“ [234] für Spiel, Puppentheater erinnert noch immer daran. Es ist kaum ein Jahrhundert her, seitdem das eingeborene und altansässige rheinische Volk dazu überging, „einen Baum zu machen“ und zu Weihnachten zu bescheren. Zuwandernde Familien meist von Beamten oder gesellschaftlich über den kleinen bürgerlichen und bäuerlichen Familien stehende Kreise brachten den Weihnachtsbaum mit [235]. Auch gaben sie der häuslichen Feier namentlich durch die Geschenksitte eine andere Richtung. Daß die Feier durch die Geberei zwar an äußerem Wesen gewonnen, aber an innerem um so mehr verloren hat, ist ohne Zweifel. In ländlichen Gegenden, namentlich am Niederrhein in den den Niederlanden benachbarten, ist der Weihnachtsbaum noch selten, wie überhaupt dort die weltliche Weihnachtsfeier hinter dem Nikolaustag zurücksteht. Dagegen in den Städten beherrscht jetzt mehr und mehr auch im Rheinlande der Tannenbaum [236] mit seinen Lichtern und seinem Behang die weltliche oder besser gesagt häusliche Feier. Um so eifriger baut man wieder in den Kirchen die durch den hl. Franziskus von Assisi so verbreitete Krippe auf, die gewöhnlich bis Mariä Lichtmeß (2. Februar) stehen bleibt. In manchen Familien wird am Fuße des „Christbaumes“ noch eine Krippe aufgebaut. Neuerdings nimmt die Sitte, auch den Verstorbenen ein kleines geziertes Christbäumchen aufs Grab zu setzen, immer mehr zu, z. B. in Köln.

In der Nacht zum 25. Dezember, der Weihnachtsnacht, unterhielt man dort, wo der Christbaum nicht eingeführt war oder ist, gern ein ununterbrochenes Kerzenlicht. Allenthalben geht alt und jung in die „Kreßnaach“, d. h. in die Christmette, die gewöhnlich um 4 Uhr beginnt. Es ist dann, wie überhaupt am ersten Weihnachtstage, frommer Brauch, drei heiligen Messen beizuwohnen und die heilige Kommunion zu empfangen. Diesen letzten Brauch betont auch schon öfter Hermann Weinsberg in seinen Denkwürdigkeiten. Er schreibt z. B. zum Jahre 1584 alten Stiles: „. . . mir (wir Hausgenossen) haben in unsem bedehaus (Pfarrkirche) St. Jakob uns Christfest gehalten, da der meher theil zum hilligen sacrament gangen syn.“

Am Weihnachtsmorgen nach der Christmette oder schon am Vorabend, dem heiligen Abend, wird beschert. Jung und alt, nicht zuletzt das Gesinde, ist gespannt auf das „Kreßkingche“, das

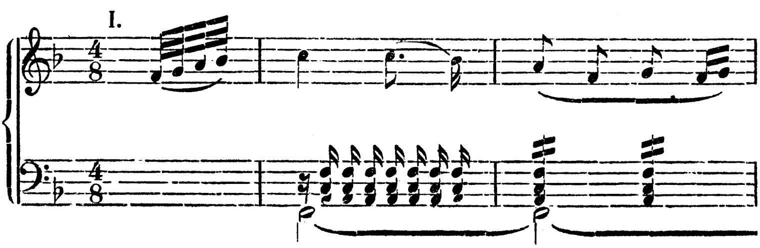
Weihnachtsgeschenk, bei dem bestimmtes Gebäck nicht fehlen darf, vor allem nicht Printen und Spekulatius. Vielfach besuchen sich im Laufe des Morgens Verwandte und Bekannte gegenseitig in ihren Häusern und begrüßen sich dort oder auf der Straße bei der zufälligen Begegnung mit dem Wunsche: „Jlöksillich Kreßkind!" Freilich das abgeschmackte „Vergnügte Feiertage" hat sich an diesem wie an den anderen Hochfesten immer mehr durchgesetzt.
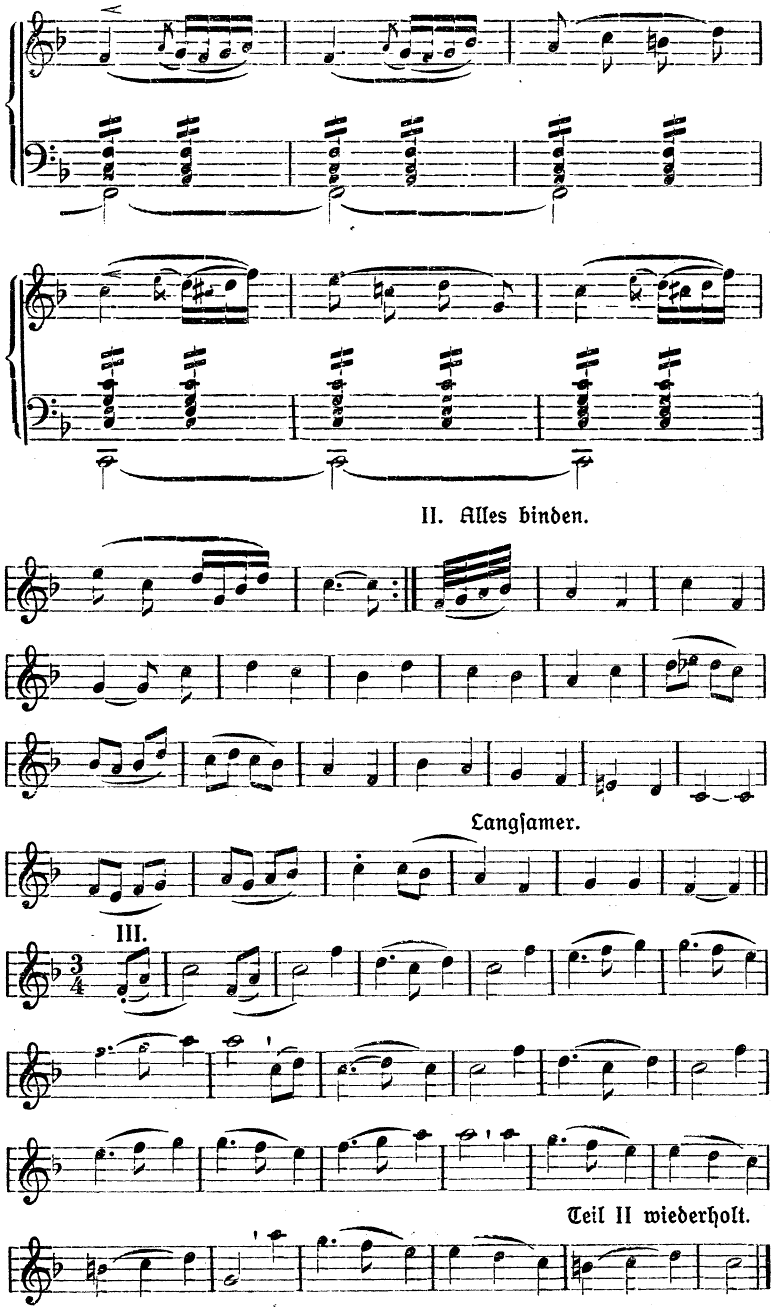
Am Abend des Weihnachtsfestes versammelt sich die Familie um den Christbaum, der im Glanze der Kerzen strahlt, und singt „Stille Nacht, heilige Nacht", „Ihr Hirten erwacht", „Ihr Kinderlein kommet", „Es ist ein Ros' entsprungen" und andere Herz und Gemüt erhebende Weihnachtslieder. Bei den Feiern evangelischer Christen erklingt auch der schöne Luthersche Choral „Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring' euch neue, gute Mär."

Zu den Zeiten des Hermann Weinsberg war es bräuchlich, am Weihnachtsabend das Christkind zu wiegen, ebenfalls unter Absingung von Weihnachtsliedern. „Anno 1581," so schreibt er, „den 25. Decembris uff den hilligen Christach . . . hab ich Herman, min broder und sin hausfraw und min suster Sibilla, und ander gesinde (Hausgenossen) ... den abend im haus Weinsbergh under uns das kindgin gewieget, gesongen und mit Jesulein frolich gewest" [287]. An anderen Stellen erfahren wir, daß bei der weihnachtlichen Festfeier, auch in den folgenden Tagen die Oktave hindurch, die Lieder gesungen wurden: „Puer nobis nascitur", „Puer natus est nobis" und „Dies est laetitiae".

Dieser ursprünglich kirchliche Weihnachtsbrauch ist in Deutschland seit dem 14. Jahrhundert nachweisbar. Er gehört in die Anfänge des religiösen Dramas.
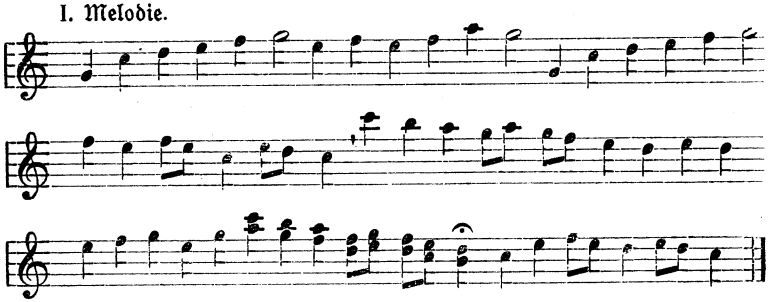
Einen verwandten Brauch, das „Jesukindchen wiegen", kannte man noch bis vor wenigen Jahren in Blankenberg a. d. Sieg. Während der Christmette spielte die Orgel folgende eigenartige Weise:
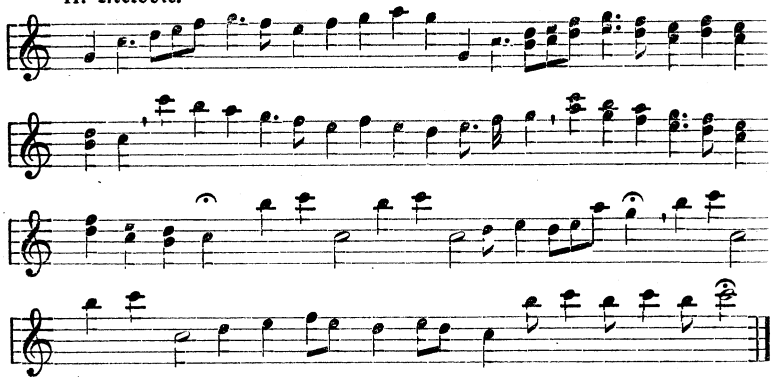



II. Alles binden.
Langsamer.
III.
Teil II wiederholt.

Beim Spiel der Orgel machte das Volk eine wiegende Bewegung mit. Am Schluß des Gottesdienstes harrten alle aus, bis die drei Teile mit ihren Wiederholungen noch einmal gespielt und so das „Jesukindchen gewiegt" worden war. Schlich sich ein Fehler beim Spiele ein, so nannte man dies „das Jesukindchen fallen lassen". Noch 1903 wünschte man in Blankenberg, die Weise zu hören [238]. Auch in Vallendar a. Rhein werden Weihnachten und am Dreikönigentage zwei eigenartige Melodien gespielt, die wie Hirtenflöte klingen und als „Hirtenlieder" bezeichnet werden [239].

I. Melodie.



II. Melodie.



Ähnlich wie die heilige Barbara und St. Nikolaus zeigt sich auch das Christkind leibhaftig, so am Weihnachtsabend in Dörfern der Hocheifel, z. B. in Acht bei Virneburg. Zwei Mädchen aus dem Rosengarten hüllen sich in weiße Kleider, die mit Bändern geschmückt und mit Glasperlen über und über besetzt sind. Das eine Mädchen gilt als Christkindchen, das andere als seine Magd.

Beide besuchen die Häuser, in denen Kinder wohnen, die noch an das Christkindchen als Himmelserscheinung glauben. Mit aller Inbrunst und in festem Glauben an das Christkind, aber auch in größter Spannung und freudigster Erwartung fangen diese an zu beten, sobald die Schelle von Christkindchens Magd an ihr Ohr dringt. Dem Christkinde selbst zeigen sie voll Ehrfurcht und Staunen ihr Kerbholz, auf dem die Zahl der von ihnen gebeteten Rosenkränze durch Einschnitte getreulich vermerkt steht. Zum Dank für die vom Christkinde gespendeten Gaben reichen sie ihm und seiner Magd die Hand und geloben in rührender Einfalt, stets brave und artige Kinder zu sein.

Die zwölf Tage und Nächte von Weihnachten bis Dreikönigen, die Zwölften, früher die Tage vor und nach der Mittwinterfeier, galten als hochheilige Ruhetage [240]. Nach germanischem Glauben zogen in diesen Tagen Geister, die Seelen der Abgestorbenen, unter Wodans Führung durch die Luft, ihr hohes Fest feiernd. Es durfte dann in Haus und Hof nichts in Bewegung gesetzt werden; die Hauptarbeit mußte ruhen. Auch das öffentliche Leben ruhte. Und wenn zur Zeit eines Hermann Weinsberg zwischen Weihnachten und Neujahr (Nativitas Christi et Circumcisio Christi) in Köln „die gerichter gesc(h)lossen und sunst vacantz und stil ist", so mag dieser Brauch ein Rest aus der Ruhezeit der Zwölftage sein, dem Chronisten wohl kaum noch bewußt. Die Kirche nahm am zweiten Weihnachtstage, am Stephanstage, und am folgenden, dem Johannistage (27. Dezember), verschiedene Weihen und Segnungen vor [241]. Am bekanntesten ist die Weihe des Weines am Feste des heiligen Johannes des Evangelisten. In einer Kölner Aufzeichnung vom Jahre 1655 wird dieser kirchliche Brauch und die sich anschließende Johannisminne für Köln als noch mehr volkstümlich bezeugt: Der Offermann (Küster) nimmt einen Becher und eine Quartkanne voll Wein, geht damit zuerst zu den Stühlen der Kirchmeister, dann zu denen anderer Pfarrgenossen und zuletzt zu dem umstehenden Volk. Ähnlich wird 1767/68 überliefert: in festo S. Jo(hann)is Evangelistae eine flasch wein segnen lassen, selbe sofort in der kirchen unter der nachbarschaft ausgeschenkt [242]. Der Brauch ist heute noch in Köln und draußen auf den Dörfern lebendig. In der Stadt sind es jetzt freilich mehr die Meßdiener, denen von dem geweihten Weine gespendet wird.

Mit dem Neujahrsfeste, dem Oktavtage des Weihnachtsfestes, gelangt dieses in der Kirche zu vorläufigem Abschluß. Als Jahresanfang galt nach amtlich-kölnischem Gebrauche früher das Weihnachtsfest. Hermann Weinsberg schreibt noch zum Jahre 1582: „Anno 1582 den 25. December uff einen Montag war der hillige Christtag und gehet uns ein new jar an, nach der geburt zu zellen. Gott gebe es uns zur selicheit!“ [243]. Er selbst pflegte am Abend vorher nach altem Brauche das „Opfergeld“ unter die Hausgenossen zu verteilen und jedem damit „ein zukunftich selich jar“ zu wünschen, die Beschenkten ihm „widder“, doch „ohn gabe“ [244].

Der Jahresanfang und zugleich die volkstümliche Feier des Neujahrsfestes hatte sich indes im Volksgebrauche schon auf den 1. Januar verschoben. Eingeleitet wurde und wird diese durch ausgelassene Fröhlichkeit schon am Vorabend, dem Silvesterabend. In der Stadt wie auf dem Lande wird dann in den Gasthäusern um Brezel gekartet, daheim in der Familie mit allerhand Mitteln nach der Zukunft geforscht. Sobald der Zeiger auf 12 weist und die Uhr schlägt, beeilt sich jeder, nach seiner Art das neue Jahr zu begrüßen. Es wird vor allem beschrien und beschossen. Für Köln ist der Brauch des Schießens in der Neujahrsnacht seit 1697 bezeugt. Im Kreise Erkelenz sagt man „der Nö.ijor“ wird „utgescho.ete“ (ausgeschossen). Die Klugen und Vernünftigen halten sich still und bescheiden und machen es, sofern sie imstande sind, wie ein Hermann Weinsberg 1587: „Anno 1588 den 31. Decembris und lesten tag des jars 1587, den man den Newjarsabend nennet, sin wir under uns im haus allein still gewest, edoch das newe jar mit einem gleslin weins besc(h)lossen und uns aller gnaden, von Gott in voriger zeit uns erzeigt, bedankt und vor wolfart und friden des kunftigen jars gepitten“ [245].

Mancherorts ziehen die Burschen und unverheirateten Männer mit dem Glockenschlage 12 aus dem Wirtshause hinaus bis zum Anfang des Dorfes. Sie beginnen, den einzelnen Familien und namentlich den Häusern mit heiratsfähigen Mädchen das Neujahr anzuwünschen und einzuschießen. Je nach der Wertschätzung der Familie oder des Mädchens ist die Art der Beglückwünschung, d. h. die Länge des Spruches und die Zahl der Schüsse verschieden. Zwischendurch erklingt auch wohl ein Lied, etwa „Hilf, Herr Jesu, laß gelingen.“ An verschiedenen Stellen wird den

Burschen mit Dank und tüchtiger Bewirtung gelohnt. Dieses Glückwünschen ist manchmal eine lange Arbeit und dauert einen großen Teil der Nacht hindurch.

Am Neujahrstage selbst bemüht sich jeder, bei den Besuchen oder bei der Begegnung auf der Straße dem anderen durch den Ruf „Jlökſillich Neujohr!“ oder „Proſt Neujahr!“ das Neujahr abzugewinnen, geradezu abzulisten. Dem Überraschten ruft man am Niederrhein triumphierend zu: „Ech han dech kri.ege.“ Der Ruf „Jlöksillich Neujohr“, dem auch wohl ein „Philosoph“ sein „Jöv Jott et wör wohr“ entgegenhält, wird überhaupt für einige Zeit Gruß und Gegengruß bei der ersten Begegnung im neuen Jahre. Die Frist wird von alten Kölnern gewöhnlich bis Agnestag (21. Januar) ausgedehnt.

Die Kinder erscheinen auch auf dem Plane. Sie ziehen zu Verwandten und Bekannten, Großeltern und Paten und sagen ihr Sprüchlein, meist scherzhafter Art, z. B. in Saarbrücken: „Proscht Neijor, e Brezel wie e Scheierdor (Scheunentor), e Perrig (Perücke) vun Geischhoor“, ähnlich scherzhaft in Düren: „Pros Nöujoer, de Kopp fol Hoer, de Mongk fol Zäng, en Nöujoer (Neujährche, Weck oder Brezel) en de Häng.“ Ein Neujahrsweck oder gewöhnlich eine Brezel wird ihre Belohnung. (Vgl. z. B. den Weck aus Virneburg, Eifel, Abb. 62). Üblich war früher in ländlichen Gemeinden auch ein Rundgang der Geistlichen durch die Pfarre, der sogenannte Hafergang. Statt des Hafers erhält der Geistliche jetzt ein Geldgeschenk. Den Tag über stellen sich in den einzelnen Häusern allerhand Leute ein, um Glück zu wünschen und die Hand aufzuhalten, unter ihnen z. B. in Köln bis vor kurzem auch der Mann, der den Kehricht oder Müll abholt, früher gewöhnlich Dreckbauer genannt. Mit den Worten „Pruß Neujohr, dr Dreckboor es do,“ stellte er sich vor. Auch erhielten vielfach die Gäste, d. h. die sogenannten Stammgäste, vom Wirte ein Neujährche, die Bürgersfamilien oder aber deren Dienstboten von den Bäckern und Krämern ein Geschenk.

Man verschenkt und ißt an diesem Feste wiederum besonders gutes oder gar feines Gebäck, außer Brezeln noch anderes Gebildbrot, z. B. Ringe, Kränze, Schneckengebäck (Abb. 54), Backwerk in Form eines S oder in Rhombenform und anderes (Abb. 63)[247]. Früher war die Beschenkung am Neujahrstage auch unter den

Familienmitgliedern allgemein üblich; für Köln ist dieser Brauch noch im 17. Jahrhundert nachzuweisen. Man erfährt auch gelegentlich, was geschenkt wurde, z. B. eine Heuke (Kleidungsstück), Pfefferkuchen, ein Schutzbrief als Talisman und anderes. Überliefert ist die Schenksitte in Köln seit 1525. Ein Schüler bittet einen anderen um ein Neujahrsgeschenk, das aber nicht von Mehl und Honig sein soll, sondern etwa ein Taschentuch oder ein Messer [248]. Von eigenartigen Geschenken am 1. Januar berichtet Weinsberg zum Jahre 1583: „Die pastores und predikant plegen uff dissen tag den Jesum, das kintlin, das metz, damit er beschneiden, und andere gutte dingen vor ein neujar zu geben. . . . In den wonungen pleicht man den kindischen auch vor kurzweil wol neujaren zu geben . . . als das gluckseckelin, das, so oft man drin griff, zehen gulden hervorprachte, oder das wunschhoitlin . . . oder das taiflin deck dich . . . oder das man sant Oitmars feßlin hett . . . oder kuislin (kleine Keule) wer dich hett gegen sin fiant, die im überlast, unrecht und gwalt zufoegten [249].

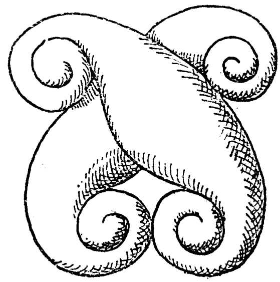


Abb. 63. Neujahrsgebäck (Elberfeld).

Auf die Zwölften folgt der Dreikönigstag, der früher in Köln „Dreizehnmisse" genannt wurde, im Bergischen „Drückzihnder (Daach)", der dreizehnte Tag nach Weihnachten. Seitdem die irdischen Überreste der ersten fürstlichen Anbeter des neugeborenen Christkindes in Köln [250] ruhten, seit dem Jahre 1164, wurde der Dreikönigstag im Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein für die Domstadt ein besonderer Tag und überhaupt im Rheinlande ein sehr volkstümlicher Festtag. Vom Besuche der Reliquien im Dom brachte der Pilgrim oder Reisende Dreikönigsbriefchen oder -zettelchen mit, die als Schutzmittel auf der Reise und gegen Krankheiten dienen sollten (Abb. 64). Beim Volke gilt der Dreikönigstag auch als eigentlicher Abschluß der Weihnachtsfeiertage. An ihm wird gewöhnlich der Christbaum noch einmal angezündet und tags darauf geplündert.

Entweder am Vorabend oder am Dreikönigstage selbst wird der Bohnenball veranstaltet, in Köln bis 1914 zugleich Masken-

ball. Man verlost oder verteilt dann einen großen Kuchen, in den eine Bohne hineingebacken ist. Wer den Kuchen gewinnt oder das Stück mit der Bohne erhält, wird König oder Königin und wählt sich den entsprechenden anderen Teil hinzu [251].

Alte Sitte war es, im häuslichen Kreise einen König zu wählen. Der Hauskönig wurde vielfach durch Briefchen oder Zettel, von denen einer das Wort König enthielt, ausgelost. Die Lose wurden wie aus einem „Glückshafen" gezogen. So geschah es in Aachen [252] nach Überlieferungen aus dem 17. Jahrhundert und in Bonn [253]. Sonst wurde in der Eifel wohl auch derjenige König oder Königin, der zuerst am Dreikönigsabend in die Schüssel langte [254]. Wie der Brauch im alten Köln unter Anteilnahme des Hausgesindes geübt wurde, schildert wiederum Weinsberg. Er schreibt zum Jahre 1552 unter der Überschrift „Konink worden" also: „Anno 1552 den 5. jan. uff der hilliger drei konink abent bin ich under ... der frauwen und gesinde durch das loß konink im haus worden, wie in allen heusern in Coln sulchs pleicht zu geschein ... darumb hilt ich folgens den 24. jan. min koninksessen und waren frolich" [255]. Der König gab also später etwas zum besten [256]. An einer anderen Stelle [257] beschreibt Weinsberg das Verfahren ähnlich und erwähnt zugleich die Hofämter. „Hauskoninck gwest. Anno 1583 den 5. Januarii uff der hilligen drei konincks abend haben mir im haus Weinsbergh nach altem brauch unse freude gehalten und hauskoninck mit breifger gekorn. Peter von Weinsberch und Anna von Gusten waren mit zugegen und frolich; ich wart koninck und Anna von Gusten koninckin, und ich hat uff jeder breifgin ein besonder reimgen gedigt (Reimchen gedichtet), lautend wie nachfolgt. Reimen der ampten.

Rex.

Wa ich mich selbst regeren fein,
So mach ich wol ein koninck sein.

Cantzler.

Besonnen schreib ich so min breif,
Daß man zanck meidt und hab sich leif.

Hoffmeister.

Setzst allen swairmoit uff ein ort,
Lebt woll, und sprecht froliche wort.

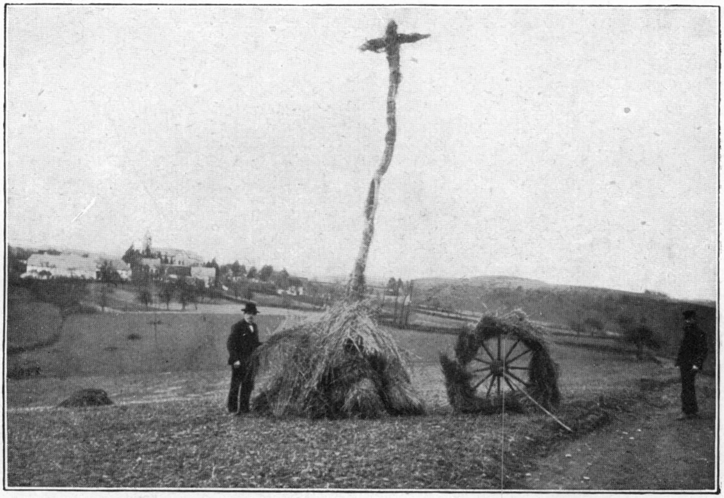


Abb. 66. Burgbrennen (Eifel).



Abb. 67. Feuerrad (Eifel).

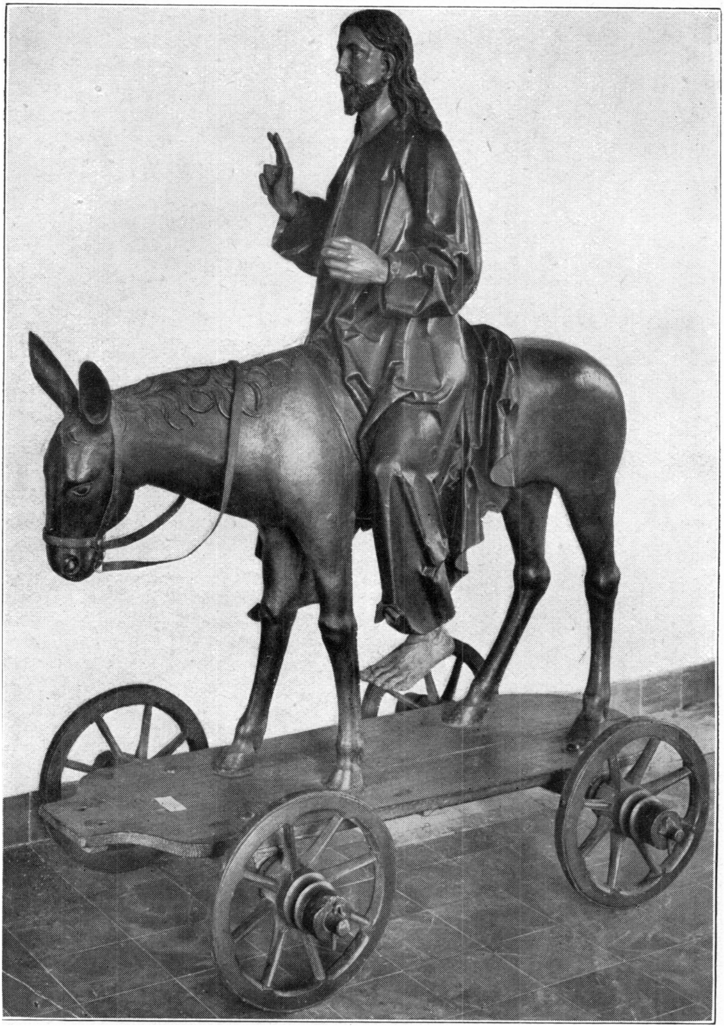


Abb. 68. Palmesel,
1.76 m, niederrheinische Arbeit aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts,
Köln, Schnütgen-Museum.

Schenck.
Wer will schencken, sol gedencken
Ohn underlaiß an rechte maiß.

Nar.
Eſt, drinckt und klinckt, lacht singt und springt,
Darzu ihr eiß gut ursach findt.

Regina.
Der koninckinnen hoigste zeir
Ist zugt und ehr und gut maneir.

Cantzlersche.
Hut euch vor schand und boeser thait;
Des klaffens sol werden gut rhait.

Schenckinne.
Gut wein gibt freud und ist gesont,
Doch nit uis groißer glaiser gront.

Haiffmeistersche.
Es werd diß koninckliсher hoff
Erhalten Gott zu Danck und loff.

Narinne.
Wer geck kan sein zu rechter zeit,
Ist weis und im (ihm) verweislich neit.

Zum Jahre 1580 teilt Weinsberg mit, daß am Dreikönigstage selbst sein Neffe Hermann und die Magd Billa van Polhem König und Königin im Hause Weinsberg wurden. Im Jahre 1595 hatte der 77 jährige Weinsberg das Glück und die Freude, an zwei Stellen zugleich, in seinem Hause Weinsberg und in Cronenberg, dem Hause seines Bruders, König zu werden. Im Hause Cronenberg legten die Verwandten „vur (für) unsen Herrn Gott und unse liebe frawe, auch vur (für) mich und die andern daselbst alle das loß in." Da, schreibt Weinsberg und man erlebt seine Freude nach, „wart ich koninck und unse leiffrawe koningkinne, aber zu Weinsbergh, dar ich zu dischs gehoirte, da koir man auch und daselbst wart ich auch koninck und das metlin (Mädchen) Tringin Smidts koninckinne[258]." Und im folgenden Jahre hatte er dasselbe Glück. Im Hause Weinsberg wurde er König und

die Küchenmagd „Ailheitgin Wesselings von Gennep" Königin, in Cronenberg erlangte er zugleich mit seines Bruders Frau, einer Witwe, die höchste Würde. „Die alten und heiden haben von sulchen fellen wol omina und presagia gemacht; bei den Christen helt man nit vil daruff", meint Weinsberg. Um so fröhlicher war man bei gutem Wein und sang: „Der koninck drinkt." Auch bei den Studenten wurde der König gekoren, in den Bursen und auch in den Bürgerhäusern, wo sie vielfach zu mehreren zur Miete wohnten [259].

Sehr im Brauche war und ist wohl noch hier und da der Umzug der drei Könige. Er hieß im alten Köln nach einer Mitteilung von 1621 „mit dem Stern gehen" und fand schon vor dem Feste (Neujahrstag) statt [260]. Die Teilnehmer trugen weiße Kleider; einer war „underm gesicht" schwarz gefärbt [261]. Der Zweck dieses Umzuges war, Geld einzusammeln. In Barmen zogen vor Jahren „Jonges on Weiter" (Mädchen) mit ihrem Stern von Haus zu Haus und sangen: „Wiär woll' nemal singen! Gott Lob und Ähr, Die hail'gen drei Kön'ge mit ihrem Stäärn" [262]. Bei Bernkastel an der Mosel ist der Brauch unter dem Namen „Königssingen" noch lebendig, desgleichen in Büllingen in der Westeifel. Bereits am Tage vor Dreikönigen hört man die Kinder sich gegenseitig zuraunen: „Hök koon (kommen) d Könike." Senkt sich dann der Abend zur Erde nieder, so halten die drei ältesten Schulknaben, als Könige aus dem Morgenlande aufgeputzt und von einem Diener begleitet, ihren Umzug. Der schwarze Balthasar trägt einen Stab mit goldenem Stern und kleinem Glöckchen, in Münstereifel früher einen besonders großen und drehbaren Stern. Beim Eintritt in ein Haus singen die Könige nach einer alten, eintönigen Weise ein mehrstrophiges Lied: „Es führt drei Könige Gottes Hand durch einen Stern aus Morgenland." Jedesmal stößt Balthasar bei dem Worte Stern mit dem Stab auf den Boden. Vielleicht waren sie wie Meßdiener angetan. So ähnlich führt der Maler des deutschen Volkslebens, Ludwig Richter, Sternsinger vor [263]. In Münstereifel erschienen sie ebenfalls bis in die neuere Zeit in solchem Aufzug. Dort war es ein lateinisches Liedchen, das die Könige aus robuster Kehle schmetterten; beim Kehrreim „Lauda — lauda — lauda — lauda — laudamus" wurde der Stern an seinem Stabe kräftig rundgedreht. Vor ihrem Abschied schenken

die Könige den Kindern im Hause Nüsse und Äpfel; sie selbst erhalten wohl eine kleine Gabe in Geld.

Der Weihnachtsfestkreis schließt in der Kirche erst mit dem Tage und der Feier Mariä-Lichtmeß, 2. Februar. Bereits an diesem Tage pflegt das katholische Volk sich den Hals segnen zu lassen zum Schutze gegen Erkrankungen desselben. Man nennt diesen Brauch auch „sich den Blasiussegen holen". Der Geistliche hält vor jeden einzelnen Gläubigen zwei in Form des Andreaskreuzes gebundene brennende Kerzen, die Blasiuskerzen, und spricht einen Segen. Der Name der Kerzen und des Brauches selbst zeigt, daß dieser dem Tage des heiligen Blasius, dem 3. Februar, angehört.

In Stadt [264] und Land war und ist der Brauch verbreitet, am Morgen in der Kirche eine Kerze segnen zu lassen. Hermann Weinsberg berichtet des öfteren, wie er in seiner Kirchspielskirche (Pfarrkirche) die Kerze empfing, z. B. zum Jahre 1566: „Anno 1566 den 2. Feb. uff Lichtmissen die kertzen Sant Jacob untfangen." Mit der Lichtmeßkerze machte auf dem Lande am Abend nach voraufgegangenem Gebete das älteste Familienmitglied über die einzelnen Hausgenossen das Kreuzzeichen. Diese sengten sich dann mit der Kerze einige Hauptthaare und zogen durch das Haus und den Stall. Über die Räume und die größeren Haustiere wurde mit der Kerze wiederum das Kreuzzeichen gemacht. Den Tieren sengte man ebenfalls ein Büschel Kopfhaar und ließ ihnen einige Tröpflein Wachs auf die Stirne fallen. Über Türen und Tore, auf Zimmerbalken und größere Ackergeräte klebte man kleine Wachskreuze, die dem Unheil wehren und Glück bringen sollten. Die Lichtmeßkerze wurde weiter als Sterbekerze aufbewahrt; auch wurden von ihr Stücke abgeschnitten und besonders verwandt.

Der Blasiustag hat heute keine besondere Geltung mehr. Ehedem war er ein Festtag und scheint besonders auch ein Heische- und Geschenktag gewesen zu sein. Man hielt, wie Weinsberg schreibt, „Blasii Fest" und machte sich fröhlich zu Hause. Einmal nennt man diese Feier den Blasius „sagen", das andere Mal „jagen". „Den 3. Febr. bin ich zum Kluppel uff der Hoeportzen bei minem broder zu gast gewest, da den Blasius gejagt" [265]. Für die Ratsherren gab es „Blasiuspresenten", d. i. Ratszeichen (Gutscheine) für Wein [266]. Schiffsknechte, Steinmetze, Zimmerleute, Leineweber durften 1600 den Blasius einsammeln [267]. Im Jahre 1611

wurde den Weißgerbergesellen die Erlaubnis zu einem Umzug erteilt [268]. Die Wollweber in Münstereifel schlugen am Blasiustage auf der Straße die „Britz“, d. i. Pritsche. In ihrem Britzenlied [269] findet sich die Strophe:

„Wir schieben das Rad auf Blasiustag,
Wir machen den Anfang von Fastenacht.
Den Braten tun wir verehren
Den hochgelobten Meistern all,
Damit sie ihn verzehren.“

Es scheint sich um ein Vorfest der Fastnachtsfeier zu handeln, das bei den Handwerkern, den Zünften, in Übung stand. Zu beachten ist das Schieben des (Feuer-)rades. In Münstereifel vollzog sich das „Radlaufen“ am Blasiustage und wurde alljährlich mit dem Erneuerungsfeste der Weberzunft verknüpft. Der ganze Zunftverband, von einer schaulustigen Menge begleitet, begab sich mit dem Rade zu dem Berge, der sich unmittelbar über Stadt und Burg erhebt, zu dem sogenannten Radberg, von dessen Gipfel das Rad zur Tiefe hinabgerollt wurde (vgl. S. 253). Mit den Trümmern begab man sich zum Rathause, wo die Zunftmeister Sitzung hielten, und die Holzscheite des Rades nährten das Feuer, auf dem der von den Gesellen gestiftete Festbraten schmorte.

In der Landwirtschaft wie im Wirtschaftsleben gilt die Lichtmeßzeit, am Niederrhein Le.itmeeße, auch noch immer als bedeutsam, vor allem als Lostag und Wechseltag des Gesindes. Es heißt, der Knecht, die Magd „geet en“. In der Natur macht sich schon um diese Zeit die Wiederkehr der Sonne stärker bemerkbar, und starke Hoffnung auf den Frühling und die Auferstehung in Feld und Flur erfüllt die Herzen der Menschen. Im kirchlichen Leben bereitet die ernste Fastenzeit auf das christliche Auferstehungsfest vor, auf Ostern. Ehe die Menschheit in diesen Abschnitt eintritt, huldigt sie besonders stark der Freude am Leben. In der Fastnachtzeit mit ihren vielerlei Bräuchen erreicht diese Freude einen gewissen Höhepunkt.

Genau betrachtet bedeutet Fastnacht nur den einen Abend oder den einen Tag vor Beginn der Fastenzeit. Frühzeitig aber dehnte man die Fastnacht weiter aus. Im alten Köln unterschied man den „lutzenfastabend“ (Donnerstag vor Fastnacht), den „großen fastabend“ (Fastnachtsonntag) und den „lestfastabend“ (Fastnachts-

dienstag, auch „rechte fastnacht" genannt)[270]. Noch heute ist in den ländlichen Bezirken der Dienstag der Hauptfastnachtstag oder, besser gesagt, noch immer die eigentliche rechte Fastnacht. In den Städten tritt der Dienstag zugunsten des Montags zurück.

Die Neuzeit ist dazu übergegangen, den „Karneval" in den Gesellschaften wenigstens durch „Sitzungen" mit Reden und Liedern und durch Maskenbälle schon am Neujahrstage zu beginnen. Aber noch etwas früher, bereits am 11. im 11., findet die sogenannte „Inauguration" des Karnevals statt, eine Feier, die sich nur auf den Abend dieses Tages und auf geschlossene Gesellschaften beschränkt.

Die Hauptfeier beginnt mit dem Donnerstag vor Fastnacht, dem sogenannten fetten Donnerstag oder „Deckendonnerschdiesch" (Hunsrück), an dem man es sich schon besonders gut sein läßt, „fett" lebt und wenig arbeitet. Früher riß man sich an diesem Tage des Morgens mit dem Rufe „Mötzebestot" Mütze, Haube oder Hut ab[271]. Neckereien aller Art sind an diesem Tage überhaupt schon üblich. Mancherorts finden sich die Großen zu bestimmten Gruppen oder Spielgesellschaften zusammen und feiern bis in die späte Nacht. Auch für die Jugend ist der fette Donnerstag ein Freudentag. Unter Absingung von Heischeliedern[272] ziehen dann die Kinder des Nachmittags von Haus zu Haus, mit einem aus ihrer Mitte gewählten Anführer an der Spitze, so in der Schneifel, früher auch im Hochwald (Bez. Trier). An dem Umzuge beteiligen sich auch herangewachsene Burschen. Als Gaben spendet man der fröhlichen Schar Mehl und Eier; davon wird ihr nach beendetem Rundgang in einem bestimmten Hause Kuchen gebacken, meist da, wo zuletzt Hochzeit gefeiert worden ist.

An einigen Stellen im Rheinlande haben am Donnerstag vor Fastnacht die Frauen das Recht. Bekannt ist der „Wiiverfastelovend" in Köln. Als es noch keine „Zentralmarkthalle" gab, vielmehr auf offenem Markte eingekauft wurde, da wurde der Tag von den Marktfrauen, besonders von den Kölner „Verkäuferinnen" auf dem Altenmarkt „zwesche Körv un Kröem met Jejuuts un vil Buhei" gefeiert. Eine gewisse Vorherrschaft der Frauen trat dabei zutage. In der Hocheifel, z. B. in Rodder bei Antweiler an der Ahr, müssen an diesem Tage die Männer den Frauen in allen Stücken gehorsamen. Am Nachmittage geht dort die Weiblichkeit im Zuge von Haus zu Haus. Dabei fällt der

jüngsten Ehefrau eine besondere Rolle zu. Mit einem umfangreichen Reifrock und darüber gezogenem Unterrock, mit violettem Kamisol und gestrickter Mütze bekleidet muß sie die „Hott" (Kiepe) tragen. Singend, lärmend, kreischend fordern die Evastöchter Speck und Eier, die in die „Hott" wandern, und „Brandewing", der ihren Gaumen letzt. Alte Junggesellen werden mit Vorliebe gebrandschatzt. Je reichlicher das gebrannte Wasser fließt und die weiblichen Zungen löst, um so wilder tobt das Leben. Nach beendigter Rundreise wird ein Gelage abgehalten. Wehe dem männlichen Wesen, das dann in den Bann der Huldinnen gerät![273]

Am Sonntag, Montag und Dienstag vor Aschermittwoch, dem Beginn der Fasten, erreicht die Fastnachtsfeier ihren Gipfel. In Köln führt der Montag den besonderen Namen Rosenmontag. Neben den bunten Einzelmasken beleben kleine und größere Umzüge an diesen drei Tagen die Straßen. Trommeln und Lärminstrumente aller Art spielen dabei eine große Rolle. Im Mittelpunkte des Festes steht in Köln und anderen größeren Orten der Rosenmontagszug[274], eine Reihe fast verschwenderisch aufgeputzter und verzierter Wagen, Schiffskarren, Reiter- und Fußgruppen. Der Mummenschanz und das Maskentreiben pflanzt sich gegen Abend von der Straße in den Gasthäusern und großen Gesellschaftssälen fort und findet in glanzvollen Ballfesten seinen Abschluß. Verwandte und Bekannte suchten und suchen sich gegenseitig zu Hause auf, um sich fröhlich zu machen und gütlich zu tun, namentlich an besonderem Backwerk, in Köln an „Muuzen", „Muuzenmändelchen", „Krabben" und Waffeln, in Koblenz an „Nauzen".

Dramatisch belebte Fastnachtsaufzüge von alter Form und mit seltsamen Masken bietet Sonntags das Eifelstädtchen Malmedy. Des Montags und Dienstags ziehen dort ebenfalls Gesellschaften auf Wagenbühnen umher, halten auf Straßen oder freien Plätzen und führen Possen mit Musik, Tanz und Gesang auf. Auch in den Häusern werden von ihnen aus dem Stegreif gedichtete oder vorher eingeübte Stücke zur Belustigung des Verstandes und Gemütes vorgetragen. Kleinere Scharen junger Leute treiben Ähnliches in Häusern und Gaststuben. Zu vergleichen sind diese Aufführungen mit den früher besonders in den süddeutschen Städten weitverbreiteten Fastnachtsspielen oder mit den noch im Anfange des 19. Jahrhunderts in Köln ebenfalls an den Fastnachtstagen

beliebten dramatischen Vorführungen der „Bände" [275] oder Gesellschaften auf den Straßen und in den Häusern.

In den ländlichen Gegenden merkt man vom Fastnachtstreiben wenig. Die Männer vergnügen sich an den drei Tagen mit Kartenspiel, während die heranwachsende und heiratsfähige Jugend „Jeloch" (Gelage) mit Spiel und Tanz hält. An einzelnen Maskierten und kleineren Umzügen fehlt es zwar nicht. Vielfach, so in Dörfern der Kreise Rheinbach, Jülich und Grevenbroich, überhaupt am Niederrhein [276], zeigt sich unter den Gestalten der Fastnacht der „Ääzebär", ein in Erbsenstroh gehüllter Bursche, der an einem Seile durch den Ort geleitet wird. Mit zahlreich wechselnden Rufen und meist sinnlosen Spottreimen sind die Kinder hinter den Gecken her [277]. Am Dienstag der Fastnacht veranstalten die Kinder Sammelgänge und heischen in Liedern Speck, Schmalz, Mehl, Eier und andere Gaben, auch Geld. In der Schneifel wird gleich nach dem Rundgang das Fett geschmolzen, das Mehl hineingeschüttet und zu „Irimelen", Klümpchen, gerührt. „Fastelovend" (Dienstags, vgl. S. 245) hielt früher auch der Nachtwächter, am Niederrhein „dr Kuur", seinen gewohnten Umgang von Haus zu Haus und genehmigte ein Stück Schweinefleisch. Meist gab man ihm „de Schnüß", „dr Stä.etz" oder ähnliche Äußerlichkeiten.

Als Begleitung zu den Liedern [278] diente der Rummelpott, der jetzt als Rüstzeug des „Fastelovend" überall geschwunden ist. In vielen rheinischen Fastnachtsliedchen wird er selbst erwähnt, so in einem alten Kölner Fastnachtsliedchen: „Fastelovend kütt eran, Spille mer op der Büsse (Rummelpott), Alle Mädcher krije 'ne Mann, Ich un och mi Söster" (Schwester). Ein anderes lautet:

„Joden Ovend, Frau Jod (Patin),
Wie rommelt dä Pott,
Wie klenke de Kette,
Wie waaße de Flette (Nelken).
Joden Ovend, Spellmann!
Wo bliefs do su lang
Möt dem kleene Vijelinche,
Möt dem jroße Bimbam?" [279].

Dieser Rummelpott bestand aus einem irdenen Topfe, über dessen Öffnung meist ein „„Lönkefell" gespannt war, ein Stück der feinen,

aber zähen Hülle, die bei einem Schwein die Fettmasse umschließt. In der Mitte des Felles war ein kurzes Rohrstück oder dickes Halmstück mit einer Schnur befestigt. Mit angefeuchtetem Daumen und Zeigefinger wurde der Halm auf- und abwärts gestrichen und das überspannte Fell in Schwingungen versetzt. Durch diese Bewegungen wurde ein dumpfer, hohler Ton erzeugt, der ohrenbetäubend wirkte. Diesen früher so sehr beliebten Rummelpott ersetzt jetzt meist eine trockene Schweinsblase, die einige Erbsen birgt und nicht minder ohrenbetäubend wirkt, wenn damit geschlagen wird.
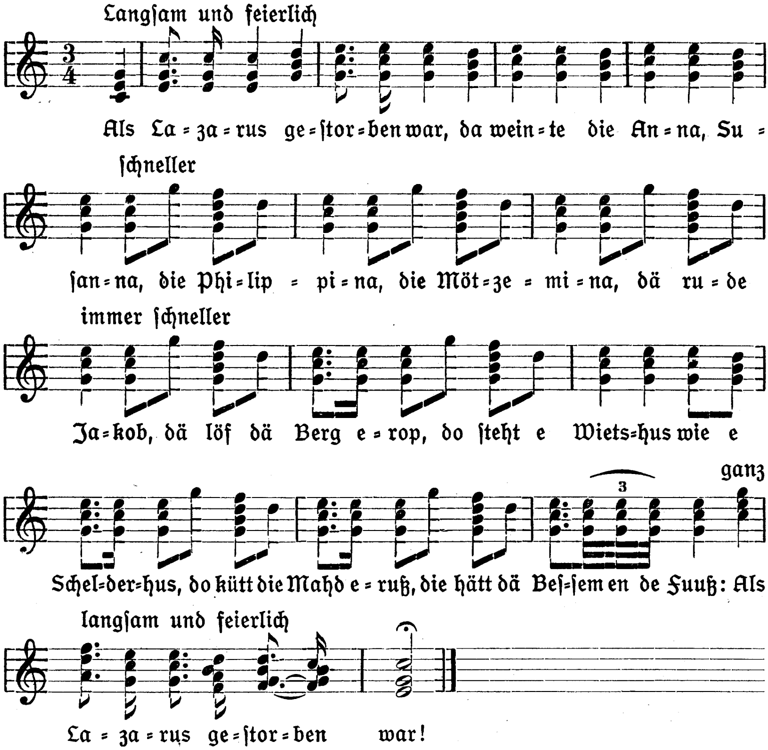
Der Schlag mit der Pritsche aus Holz oder Pappe oder mit anderen Gegenständen gehört zu den beliebtesten und verbreitetsten Fastnachtssitten. Nicht nur Kinder und die heranwachsende Jugend, auch Erwachsene schlagen aufeinander ein. Besonders gern werden Mädchen und Frauen von Knaben und Männern geschlagen. Hierhin gehört wohl auch das „Duh-“ oder „Doijagen“, das an manchen Orten am Niederrhein beliebt war, auch in der Zülpicher Gegend[280]. Bereits im Jahre 1604 beschwerte sich am Niederrhein der Müller zur Neersen (aus der Neersdunker Mühle), daß jährlich „in dem fastelavend so woll van den burg- und huisluiden als auch ihr knechte und gesind di molleners so woll binnen als buissen .... mit dem fowijagen uberfallen und mircklich beswerdt werden, alleso, daß sei ihre schuldig pacht ohn deswegen allerhand geferlichkeiten nicht woll bezallen kunnen“ [281]. Die Geschlagenen mußten sich also wohl durch ein Geldgeschenk loskaufen. Geschlagen wurde von Knechten, Mägden und Kindern mit dem „Duebusch“, einem Wacholderbusch oder mit Zweigen der Stecheiche. Der Brauch geht auf einen alten Fruchtbarkeitszauber zurück[282].

Mancherorts wurden oder werden noch schon zu Fastnacht die Mädchen verpachtet oder, wie der Brauch auch heißt, die Lehen ausgerufen (vgl. S. 263—265).

Nach den Aufzeichnungen des Hermann Weinsberg wurden in Köln auf „Lestfastabent“, d. h. am Fastnachtsdienstag, die Lehen ausgerufen. Zum ersten Male überhaupt erwähnt er die Sitte in einer Mitteilung zum Jahre 1538 und deutet dabei an, wie sie ausgebildet war: „Ein jonfer, heisch Fridrich, ein basterzdochter van Nuwenar und Mors, wart mein lehen; die schickte mir ein britzel, ich schickte ir den mei.“ Vollständiger überliefert

er die Sitte dann später unter den Überschriften: „Britzel kreigen" und „Ich hab den Mei geschenckt". Er schreibt: „Anno 1579 den 5. Aprilis dominica letare zu halffasten uff der Rosentag hatt mir jonfer Elisabetha Horns, die bei uns wonte und den lest fastabent mir zu einem lehne, wie in Coln bruchlich, geben war, ein britzel geschickt; derhalb sin mir den abend zu Weinsberch samen frolich gewest." Ferner: „Anno 1579 den 10. Mai Jubilate, dieweil es prima Mai nit gelegen ware, den mei (= Geschenk) Elisabetgin Horns, minem leingin, geschenckt, dan sie hat mir uff der rosen tag die britzel geschickt, hab gebrait und wein zum besten geben und uns zu Weinsberch alle frolich gemacht." Am ausführlichsten äußert er sich zum Jahre 1593 unter der Überschrift: „Von Letare und lenchen." Er schreibt: „Anno 1593 den 28. Marc. (März) war sontag zu halffasten, Letare oder der Roesentag genant, pflagen von alters die jonfern und frauwen iren uff lestfastabent gegebenen Liendhn die britzel zu schicken, war hubsch gezirt. Und uff den Meitag pflagen hinwidder die jonge gesellen oder man den jonfern oder frauen, iren lenen, den meikneildrank (Maiwein mit Kaneel, Zimt) mit silbern kannen zu schicken und zu schenken. Und quamen dan samen zu gast und machten sich frolich. Diß gebrauch oder mißbruch ist in dissen deuren und kreichszeiten seir zuruck pliben, dar wenich an gelegen ist." In Weinsbergs letzten Erwähnungen der Sitte vom Jahre 1594 und 1596 erfährt man noch, daß die Lehen durch Klopfen an die Stubentüre ausgerufen wurden. „Anno 1594 den 22. Februar, lestfastabent . . . . Die macht (Magd) Ail und Eifgin reifen die lienen widder des stoblins dur (Stubentüre) aus, alle in geheim." Und „Lestfastabent" am 27. Februar 1596: „Und hat klein Gottschalk im Trauben (Haus) die lehen, wider die stobendeur kloppende, usgeroifen" [283].

Das Ende der Fastnacht bildet die Verbrennung oder Versenkung einer Strohpuppe. Am Niederrhein war oder ist es Sitte, bereits am Dienstag eine solche Figur zu begraben oder ins Wasser zu werfen. Noch vor etlichen Jahren wurde in Jülich am Aschermittwoch eine verkleidete Strohpuppe umhergetragen, ab und zu zur Belustigung des Volkes emporgeschnellt und zuletzt in die Roer geschleudert. Man nannte diesen Brauch den „Strühmann pricke". Ein langsam und feierlich gesungenes Lied [284] begleitete diese Handlung. Das „Lazaruslied" fing an:



Am Aschermittwoch holen sich viele das Aschenkreuzchen in der Kirche. In den Städten ist „Kehraus“ in Gestalt von Fischessen. Die ernste und stille Fastenzeit tritt in ihre Rechte.

Diese Zeit spielte früher eine ganz andere Rolle im religiösen Volks- und Familienleben als heute. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war es auf dem Lande und selbst noch in der Stadt üblich, daß bei eintretender Dunkelheit die Familie sich in der Wohnstube versammelte und der Vater den Rosenkranz vorbetete. Auf den Bauernhöfen mußte der älteste Sohn jeden Morgen mit dem Gesinde in der Scheune ein Morgengebet sprechen. Allmählich sind diese und andere kirchlich-frommen Bräuche selten und seltener geworden, da Verweltlichung und Entinnerlichung des Lebens wieder einen gewaltigen Schritt nach vorwärts getan haben. Aber auch die veränderte Lebensordnung, vor allem die Zerrissenheit des Familienlebens in den bürgerlichen Volkskreisen, haben dem Brauch den Boden entzogen.

So willkommen der Winter auch ist mit seinen Festen und Freuden, so gern sieht man ihn wieder scheiden. Man treibt ihn aus und will den Sommertag einführen. Schon das Begraben der Fastnacht weist darauf hin, daß es mit dem Winter zu Ende ist. Aber die eigentliche symbolische Austreibung des Winters vollzieht sich am Sonntage Lätare, Mittfasten, oder an einem der ersten Fastensonntage.

Besonders in der Eifel wird seit alters der erste Fastensonntag, der Sonntag Quadragesima, für dieses Fest gewählt. Der Tag führt je nach der Gegend oder dem Orte verschiedene Namen, nämlich „Scheef"= oder „Schoofsondech (sondich)", auch „Heten"=, „Freuden"= oder „Burechsondech" [285]. Er verdankt diese Namen den um einen Pfahl oder Pflock aufgeschichteten Brennstoffen, den Strohbunden („Scheef", „Schoof") und Reisigbündeln, die in ihrem Aufbau einer Hütte („Het") oder Burg vergleichbar sind (Abb. 66).

Schon in den Tagen kurz vor dem Sonntage beginnen die größeren Dorfjungen Reisig und Windschlag aus dem Walde auf eine Anhöhe beim Dorfe zu schaffen. An dem Sonntage selbst ziehen des Nachmittags die Schuljungen und andere von Haus zu Haus, von Hof zu Hof und betteln um Stroh, Reisigschanzen und Stangen zur neuen Burg, zum Burgfeuer. Dabei singen sie ihre Heischelieder, z. B. in der Schneifel:

„Streih, Streih, zur neier Burich,
di al os verbrant,
di nei kent on d Lant.
mir haan e Kont (Kind) vaa Strei jemaat.
ve (wer) sol et deefen? (taufen)
den (der) Her mot de Kneefen.
ve sol et loven?
di al Frauen al honer (hinter) dem Oven.
jet os en Beisch (Busch) vie Pertsleif,
dan os ir Kooren en aner Jor zum ischte reif."

Auch alte Körbe und anderes nimmt man dankbar an. Da bei den Eifelern vielfach noch der Glaube herrscht, durch Beisteuer zum Burg= oder Hüttenfeuer werde der Mißwachs vom Kornfelde ferngehalten, fließen die Gaben reichlich. Der Glaube spiegelt sich in den beiden Schlußzeilen des angeführten Heischeliedes wider

Die Herrichtung des Burgfeuers schildert H. Meyers [286] sehr an=

schaulich. „Das auf dem Rundgange gesammelte Brennmaterial wird mit Hilfe der schulentlassenen Burschen und nötigenfalls gar der Erwachsenen unter vieler Mühe auf den nächstgelegenen Hügel oder Berg geschleppt. Hier errichten dann die größeren Burschen und Junggesellen an dem von altersher bestimmten Platze die „Burg". Eine möglichst lange Stange wird mit einem Strohkreuz oder einer strohenen Puppe versehen und aufgerichtet, mancherorts auch am Nachmittage beim Einsammeln des Strohes vorangetragen. Um diese Stange stellt man nun abwechselnd Stroh- und Holzbündel und bindet jede neue Lage mit starken Seilen recht fest zusammen, damit das Feuer nur langsam vordringen kann. Wird besonders viel Zeug zusammengebracht, so erhält die Burg mehrere Stockwerke. Die Schulbuben umwinden lange Stangen mit Strohseilen oder binden Strohbüschel daran fest und legen sie als Fackeln bis zum Abend beiseite. An einigen Orten liegt das Bauen und Anzünden der Burg dem zuletzt Verheirateten ob, der den Burschen auch Schnaps zum besten geben muß. Jedes Dorf will die schönste Burg haben und das Feuer möglichst lang unterhalten, bis die Nachbarburgen erloschen sind. Darum wendet man allerlei Kniffe an, um die Umgegend zu täuschen. Man legt kleine Nebenburgen an und läßt sie abbrennen, um das Anzünden des Hauptfeuers hinauszuschieben. Ist's dann auf den umliegenden Höhen allmählich dunkel geworden, so zündet der älteste Bursche mit einer Fackel die Spitze der Burg an und läßt auch Feuer an die Fackeln legen. Früher faßten sich die anwesenden Dorfbewohner bei der Hand und tanzten einen Reigen um die haushoch lodernden Burgflammen, während die Jungen mit den brennenden Fackeln singend und schreiend in weiten Kreisen die Höhe umschwärmten, sich gegenseitig schwärzten, über und durch die glimmende Asche sprangen und allerlei Kurzweil trieben."

Mancherorts entspinnt sich vor dem Anzünden der Burg ein Kampf. Mit Fackeln bewaffnet, berennen die Burschen die Burg und suchen sie in Brand zu setzen. Indes wehrt der Burghüter, gewöhnlich der jüngste Ehemann, alle Versuche ab, mit einer langen Gerte bald diesem, bald jenem der Angreifer eins auswischend. Zuletzt aber gelingt es, die Strohburg anzuzünden. Der Einsturz des Feuerhaufens wird mit besonderem Geschrei begrüßt und in kühnem Schwunge setzen einzelne über den Brand.

An anderen Orten der Westeifel wurde (oder wird?) am Schef- oder Burgsonntag ein schlanker Buchenstamm aufgerichtet und mit Stroh dicht umwickelt. Am oberen Ende befestigte man einen Querbalken, der ebenfalls mit Stroh umwickelt wurde. Das Ganze bildete ein förmliches Kreuz, wurde aber Burg genannt. An jedes Ende des Querbalkens und auf die Spitze des Stammes wurden alte Körbe gesteckt. Zuletzt wurde auch diese Burg angezündet, und sobald das erste Flämmchen emporzüngelte, erschallte der Ruf: „d Burg brennt, d Burg brennt."

Eines anderen Brauches, des Radlaufens, weiß man sich nur noch zu erinnern. Der jüngste Ehemann mußte ein altes Wagen- oder Pflugrad hergeben, das dann mit Stroh umwickelt wurde, auch an den Speichen. Durch die Nabe wurde eine Stange gezogen, deren Enden zwei Burschen bequem fassen konnten (Abb. 67). Bei Einbruch der Dunkelheit sausten die Burschen mit dem Rade, dem Bilde der nun mächtiger werdenden Sonne oder des auferstandenen Baldur, von der Höhe eines nahen Berges zu Tal. Andere Burschen begleiteten die beiden Feuerradler mit flammenden Strohwischen.

Ist die Burg abgebrannt, dann gehen in Eschfeld die Burgbrenner wieder durchs Dorf und heischen „Mark und Stark", d. h. Eier und Speck, wovon ihnen die jüngste Frau des Dorfes, nämlich die, welche zuletzt heiratete, in ihrem Hause Pfannkuchen backen muß.

Wo die Sitte solchen Burg- und Feuerbrennens am ersten Sonntage nach Fastnacht nicht mehr im Schwange ist, ziehen wohl noch die Kinder um. Sie singen dabei, so in Kaisersesch: „Good Fräuche, bo (wo) beste?" (bist du?), daher dann auch dieser Tag „Good-Fräuches-Sonntag" heißt. Als Gaben spendet man den Kindern Obstschnitzel und gebackene Birnen.

Es kann kein Zweifel herrschen, daß das Burgbrennen und das Rollen des Sonnenrades auf alte Frühlingsbräuche zurückgeht. Beide Feuer sind Sinnbilder der aus Winternacht heimkehrenden Sonne oder des auferstandenen Gottes Baldur. Bestimmte Gebäcke, die hier und da im Anschluß an die Feier genossen werden und als Ersatz und Stellvertretung für ursprünglich gemeinsam genossene Opferspeisen gelten, stützen die Ansicht. Nicht belanglos ist die Feststellung, daß in Münstereifel sich das Schieben des Feuerrades gerade mit dem alljährlichen Erneuerungsfeste der Weberzunft verknüpfte.

Jedenfalls erwartet man, je weiter die Fasten vorrücken, um so mehr und allgemeiner den Frühling als den Sieger über Tod und Finsternis. Feste zu Ehren dieses Siegers waren vor der Einführung des Christentums in allen deutschen Gauen lebendig. Man begrüßte später den Frühling bereits mit dem 22. Februar, dem Tage Petri Stuhlfeier, der auch im alten Kölner Volksleben als Frühlingsanfang galt. „Anno 1596 den 22. Februarii feirt man S. Peters Stoil dissen tagh und jarligs, daruff der glens (Lenz) oder froelink sinen anfang von alters plach zu nemen" (Weinsberg).

In der christlichen Zeit erlangte das Osterfest immer mehr auch den Charakter eines Frühlingsfestes und vereinigte allerhand Frühlingsgebräuche auf sich. Andere Gebräuche setzten sich mit dem kirchlichen Leben fest, das vom Palmsonntag bis zu den Ostertagen selbst sich sehr eigenartig gestaltete.

Der Palmsonntag hieß früher in Köln und heute noch hier und da auch einfach Palmtag, der Samstag vorher Palmabend (vgl. Sonntag und Sonnabend). Seinen Namen knüpft das Volk an die Palmen, die der Priester morgens in der Kirche weiht. Im Rheinlande wie anderswo ersetzen Zweige der Salweide oder des Buchsbaumes die wirkliche Palme, den Baum des Orients, das Sinnbild der Freude und des Frühlings bei den Orientalen, jener Baum, dessen Zweige auch beim Einzuge des Herrn in Jerusalem die Freude des Volkes offenbarten und in Wahrheit dem Sonntage den Namen der Palme verliehen. Bei der Palmenweihe vergaß man nicht, einen Apfel (oder mehrere) in das Büschel zu verbergen, den sogenannten Palmapfel. Durch die Segnung erhielt der Apfel Heilkraft, und bei Krankheiten wurde er als Heilmittel gebraucht. Am Niederrhein, so schon im Kreise Erkelenz, steckte man einige dicke Äpfel, besonders die bekannten roten Paradiesäpfel, zu zwei, vier und noch mehr hintereinander auf ein Weidenstöckchen und umgab sie mit einem Büschel Buchsbaum. Das Ganze bildete den „Palmwösch".

Die geweihten Palmen werden den Gläubigen an diesem Tage in der Kirche ausgeteilt Über den Brauch in älterer Zeit verbreitet sich eine Stelle in einem Verhöre gegen einen „Offermann" oder Küster in Köln vom Jahre 1642: „Ob er nit am palmsonntag den palm in der Kirchen umbtheilen und in die stuil (Kirchenstühle)

werfen helfen? (Antwort) er habe zwarn ein palm vor sich selbsten in der handt gehabt, und dennen, welche ein stück darvon begert, daßelb geben, hab auch zugelaßen, daß andere darvon abgebrochen, er vor seine persohn habe den Palm in das gestül nit werfen helfen, sondern nur allein den herrn pastoren des alten brauchs erinnert."

Überall im Rheinland hat sich die Sitte erhalten, die geweihten Pälmchen in der Schlafkammer beim Weihwasser, auch in der Stube aufzustecken. Der Bauer bringt sie auch in Ställen und Scheunen an, geht selbst hinaus auf den Acker und steckt ein Zweiglein in den Boden, auf daß die Saat sprieße und gedeihe. Ein anderes pflanzt er in den Garten, vornehmlich auf „de Rabádder", d. h. auf die mit besonderer Liebe und Sorgfalt zubereiteten Beete für Salat, Zwiebel, Breitlauch, kleine rote Möhrchen und anderes Gartengewächs, kurz „et Gesööms" genannt. Auch im Weinberge sollen sie segensreich wirken. Für die Kinder werden in Winnekendonk (Niederrhein) am Palmsonntag aus Weißbrotteig Vögel gebacken, gewöhnlich sitzende Hennen mit Küchlein, sogenannte Palmösse. Diese mit Korinthen gespickten Gebäcke werden mit geweihten Palmen besteckt und wie der Palmpaasch in den angrenzenden Niederlanden auf Stöcken umhergetragen.

Der Vorliebe des Mittelalters zu mimischen und dramatischen Vorführungen des Religiösen und Biblischen entspringen sodann allerlei Aufzüge, die freilich vielfach Ärgernis erregten [287].

Eine volkstümliche Prozession am Palmsonntag war der Umzug des Palmesels [288], auf dem Christus in Jerusalem einzog. Das Reittier war ehedem in Köln ein hölzerner Esel auf einem Gestell mit Rädern. Christus wurde ebenfalls durch eine Holzfigur dargestellt. Heute ist der Palmesel samt dem Umzug verschwunden. Eine Erwähnung des Palmesels in Köln stammt aus dem Jahre 1732: „item Christus auf dem essel zu repariren 1 gulden 12 albus" [289] (Abb. 68). In Trier wurde der Palmesel 1783 abgeschafft [290].

Das Ende der Fastenzeit und den großen Vorhof des Osterfestes bildet die Karwoche, die stille Woche, am Niederrhein auch Judaswoche („Judasweek") genannt. Sie tritt dem Landvolk und kleinstädtischen Bürgertum noch heute besonders in die Erscheinung

durch den sogenannten Osterrundgang des Pfarrers, den dieser auf dem Lande mit dem Küster und in der Stadt von einem Kaplan begleitet antritt, gewöhnlich am Montag nach Palmsonntag. Der Pfarrer schreibt die Zahl der Kommunikanten auf, d. h. die Zahl der Hausgenossen, die zum Tische des Herrn gehen, und wünscht Ostern an. In Zülpich und Umgegend erhält der Pfarrer für jeden Kommunikanten drei Eier oder Geld nach Vermögenslage der Familie. In Köln war es bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts ähnlich. Man sagte dann: „Dr Pastor hält dr Häntschen (Handschuh) op." Er oder der ihn begleitende Kaplan empfing wirklich die Osterspende, d. i. Geldspende, in einem geöffneten Handschuh [291]. Es wird überliefert, daß vor alters um diese Zeit in Köln der Pfarrer mit Weihwasser und Stola in die Häuser ging und die Lebensmittel segnete [292]. Noch heute segnet in Zülpich und Umgegend der Pfarrer bei seinem Rundgang den häuslichen Herd, auch Brot und Salz, das man zur Segnung auf den Tisch stellt [293].

Am bemerkenswertesten sind die eigentlichen Kartage. In den katholischen Orten werden am Gründonnerstag und Karfreitag die Glocken nicht geläutet. Sie fliegen nach Rom, so sagt man den Kindern, Weckbrei oder „Weggemellech" („Weggemelek") essen, und kommen des Samstags zurück. Gespannt wartet dann die Kinderschar ab, ob ihr die Glocken auch Osterwecken mitbringen. An die Stelle der schweigenden Glocken treten die Meßdiener. Sie ziehen morgens, mittags und abends durch den ganzen Ort und geben mit hölzernen „Raatels" oder Rasseln, Raspeln, Knarren oder Kleppern das Zeichen zum Gottesdienst und Angelus. Eifersüchtig wachen sie, daß kein anderer Junge mitgeht. Das Klappern begleiten die Knaben mit einfachen Worten oder Sprüchlein. Geklappert wird z. B. im Kreise Erkelenz morgens zweimal, nämlich „Mor—ges—klock" (drei Schläge schnell) und „Zaa—me" (zwei Schläge langsam), dann mittags einmal „Méddach" (zwei Schläge schnell), abends dreimal vor der Andacht „i.eschte Ki.er" (drei Schläge langsam), „zwei—de Ki.er" (ebenso) und „Zaa—me" (wie morgens), nach der Andacht noch „O—vends—klock" (drei Schläge schnell) [294]. Auf dem Hunsrück rufen sie: „Hä, der Läit (ihr Leute), et lait aan," oder „in die Kerich". In den Dörfern an der Roer ruft die Schar in singendem Ton und in unaufhörlicher Wiederholung „Morjensklok", „Medáach",

„Ovendsklok". Zur Zeit des ersten Läutens vor dem Gottesdienste erschallt ähnlich ihr „Eeschte Moel", eine halbe Stunde später ihr „zesáame". Im Kreise Adenau rufen sie am Mittag „Mottaach, Mottaach, bär (wer) Zop hät jäs, där laacht". In Virneburg rufen die Knaben beim Raspeln des Mittags (11 Uhr):

„Et laut Meddach,
Wä jet hett, dä laach!
Wä neuß (nichts) het, dä seit neuß!".

Abends um 7 Uhr rufen sie:

„Et laut Ovensglock!
De Könger en et Bett,
Sons kütt dä Vatter metem Bessemsteck" [295].

Auch noch am Ostermorgen früh gehen die Jungen vor den einzelnen Häusern „für die Auferstehung klappern" und „Ostertag" rufen.

Am Gründonnerstag oder „Mendeltag" (zu mandatum) ißt man gern eine Suppe mit vielerlei grünen Kräutern [296] und grünes Gemüse, vielfach Spinat. Im Bergischen backte man auch besondere Brötchen, die Mengelsbrötchen. An diesem Tage wurde in der Kölner Domkirche früher der Judas verbrannt, ein vom Gewölbe herabhängendes, vom Volke „Pürk" (Perücke) genanntes Bündel Werg, das mit der Osterkerze angezündet wurde [297].

Am Karfreitag oder stillen Freitag verbrannte man auch in den Straßen den Judas. J. W. Wolf schreibt: „In Köln half ich noch das Judasfeuer schüren. Unter dem Gesange des Liedchens: „Rode rode eichhon, gitt (gebt) mer get (etwas) en et zeichhon, roden dit, roden dat, gitt mer get en der knapsack" zogen wir Knaben vor die Häuser und sammelten Holz, Lohkuchen, Stroh u. a. Davon wurde ein Feuer angezündet, worin der Judas, ein (oft angekleideter) Strohmann, verbrannt wurde. Später mischte sich auch hier eine löbliche Polizei hinein und verdarb uns die Freude, während sie schwere Mißbräuche gefährlicherer Art ungeahndet ließ .... Noch in anderen Orten am Rhein zündet man diese Karfreitags- oder Judasfeuer an..." [298]. In diesen meint man eine symbolische Vernichtung des Winters erblicken zu dürfen. Aber nach dem Texte des Ordinarius der Kölner Meßbücher vom
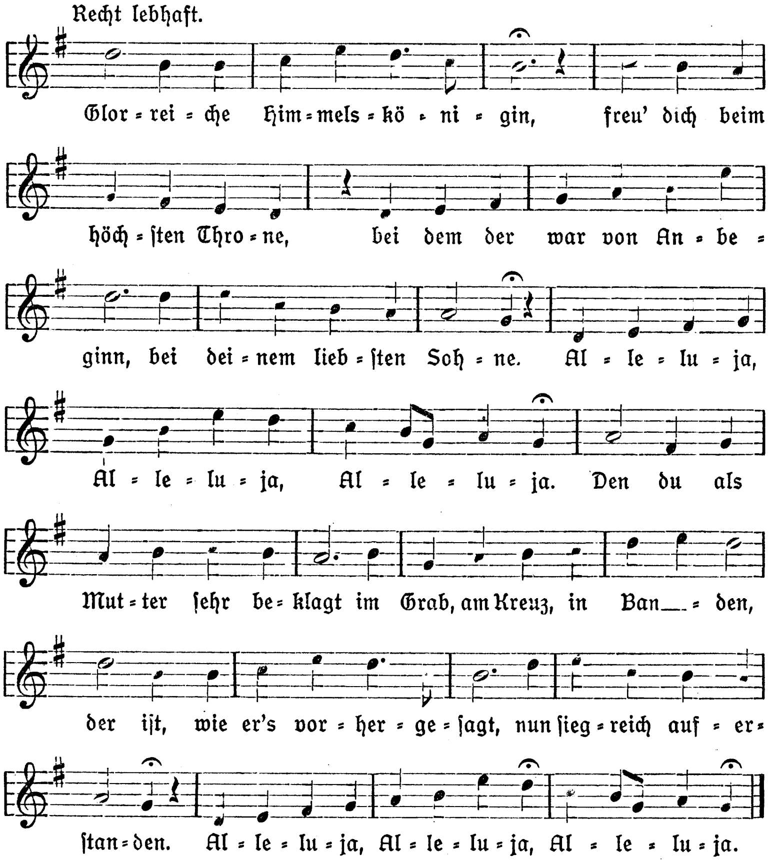
Jahre 1525 hatte ein Diakon das Wergbündel vor dem Chor mit der Kerze angesichts des Volkes anzuzünden, um damit auf die Hinfälligkeit und Flüchtigkeit des Erdenlebens hinzuweisen.

Zum Gedächtnis des Todes Christi wird in den katholischen Kirchen ein Grab hergerichtet [299], auf dem ein Kruzifixus liegt, und an dem die Gläubigen ein stilles Gebet zu verrichten pflegen. Überall in den katholischen Kirchspielen wird am Morgen des Karsamstags vor der Kirchtüre vom Pfarrer mit Stahl und Stein das Osterfeuer geschlagen [300]; in der „Selfkant", d. i. im westlichen Teile des Kreises Heinsberg, heißt das, es werden „de Vauste utgebrannt", die Fasten ausgebrannt [301]. Wenn am Morgen dieses Tages die Glocken wieder erklingen, dann fällt der erste Lichtstrahl in die sehnsuchtsvollen Herzen. Freudig trifft man die letzten Vorbereitungen zum Feste. Das große Reinemachen in den Haushaltungen nannte man in Köln den Judas ausfegen. Allenthalben werden die „Poscheier" gefärbt, die Ostereier, mit denen man am Feste Geschenke macht. Der Küster trägt das neugeweihte Taufwasser, das Weihwasser, und Palmzweige in der Pfarre von Haus zu Haus und empfängt schon sein Osterei in wirklicher Form oder in Geld.

Am Abend des Karsamstags werden am Niederrhein die Osterfeuer angezündet zum Ergötzen der Jugend, die vergnügt dabei singt und herumspringt. In der üblichen Weise wird vorher das Holz zum „Pos(ch)für" zusammengebettelt unter Absingung von Liedchen [302].

In den Kirchen wird früh am Morgen des Osterfestes die Auferstehung gefeiert [303]. Nur eine Kölner Kirche, St. Maria im Kapitol, hat das Vorrecht, die Auferstehungsfeier schon am Abend des Karsamstags um acht Uhr zu feiern. Das Bild des Gekreuzigten wird aus der Krypta emporgebracht und in feierlichem Zuge unter den Ostergesängen der Gläubigen und des Kirchenchores durch die Kirche getragen.

Machtvoll ertönen bei der Feier die deutschen Osterlieder vom auferstandenen Christ und von der mit ihrem Sohne triumphierenden Himmelskönigin. Manches bisher noch wenig allgemein bekannte Osterlied wird in alter lieber Gewohnheit in der Dorfkirche gesungen. Im Dorfe Weyer (Dek. Steinfeld, Eifel) singt die Gemeinde unter anderen Liedern seit alters:



So singt die ganze Christenheit, erlöst am Kreuzesstamme. Dank, Preis und Ehr' und Herrlichkeit, sei unserm Osterlamme. Alleluja, Alleluja, Alleluja. Verwende dich beim höchsten Thron, erhör' der Kinder Flehen. Maria, bitte deinen Sohn, daß wir zur Freud' eingehen. Alleluja, Alleluja, Alleluja.

Bei der Auferstehungsfeier scheint früher eine Verhöhnung der Juden in sinnbildlicher Form üblich gewesen zu sein. Es heißt noch heute am Niederrhein, es würden bei der Feier „de Jüdde uut de Kerek gedri.eve". Nach mündlicher Überlieferung [304] wurden beim Umzug um die Kirche Steine nach den Haustüren der anliegenden Häuser geworfen [305].

Bestrahlt am Ostermorgen selbst die leuchtende Sonne einen schönen Frühlingstag, dann wünscht man sich gegenseitig noch ein=

mal so gern „Jlöksillige Poschdaach" oder „Fröhliche Ostern" und nimmt ein Geschenk an, das in der Form des Eies noch immer am willkommensten ist. Auch ein Osterlämmchen, sei es als Festbraten beim Mittagsmahl oder als Backwerk beim Kaffee, wird freudig begrüßt. Auch an besonderem Weck, Poschweck, erfreut man sich, z. B. früher[306] in Aachen (Abb. 69). Zu den Zeiten des Hermann Weinsberg und noch lange nach ihm durfte in der kölnischen Familie das „Pa(r)schlam" nicht fehlen. Auch ergötzte man sich, im Hause „Christus ist uffgestanden" und „Alleluja" und „ander parschleder" zu singen[307]. Man ist froh, daß „die fast (Fastenzeit) umbbracht (herum)" ist und daß nun „frolich hoichzit (Fest) und somerzit vorhanden" ist (Weinsberg).

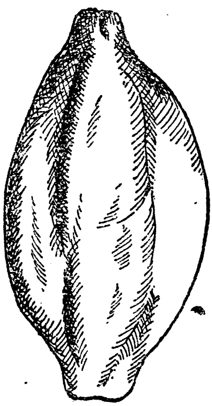


Abb. 69. Poschweck (Aachen).

Das Ei, im Ripuarischen und Niederfränkischen das „Poschei", steht bis heute in engster Beziehung zum Osterfeste. Kurz vor und an den Ostertagen selbst sieht man verschiedene Gruppen sich geschäftig in den Dörfern bewegen. Dann kommen die Meßdiener und Kläpperjungen und sammeln Ostereier als Lohn für ihre Mühen. Es kommen die „gruuß Jungen" und erhalten von ihren Mädchen Ostereier als Geschenk oder Entgelt dafür, daß sie das Neujahr glückverheißend anschossen oder bei der Kirmes fleißig mit ihnen tanzten. Mancherorts gehen die Mädchen nachmittags gemeinschaftlich von Haus zu Haus und teilen die Eier den Burschen aus, von denen sie beim Fastnachtsgelage gesteigert wurden. Im Durchschnitt geben sie vier Eier, aber auch mehr bis zwölf, je nach dem Grade der Gunst, den sie sich bei ihren Tänzern sichern wollen. Eine ungerade Zahl bedeutet für den Empfänger einen Korb. Die Zahl der Ostereier hat ihre besondere Bedeutung von der einfachen Anerkennung bis zum Eingeständnis der Liebe und des Wunsches zu heiraten. Es ist wohl kaum jemand in einem Orte des Rheinlandes, der nicht von irgendeinem aus irgendwelchem Grunde Eier zum Geschenke erhält, das Gesinde, die Hirten und Hütejungen, Handwerker, nicht zu reden von den Neffen und Nichtchen, Enkeln und Patenkindern. Den Kindern sagt man, der

Osterhase habe sie gelegt. Auch der Pfarrherr erhält noch in vielen Gemeinden seine Ostereier oder „Beichteier". In Leuscheid an der Sieg erhält in der evangelischen Pfarre der Küster zwei, der Pfarrer drei Eier aus jedem Haushalt.

Auch allerlei Spiele führt man mit Eiern am Osterfeste aus. Allgemein beliebt ist das Kippen oder Kappen, auch Eier tippen oder picken genannt, d. h. zwei Eier aufeinander schlagen, zuerst Spitze auf Spitze und dann die breiten Enden. Das eingeschlagene Ei ist verloren. Ein anderes Spiel ist das Eierschieben oder „Schadern". Eine aus zwei schräg zueinander stehenden Brettern gearbeitete Holzrinne wird abschüssig gestellt. In dieser läßt man Eier herunterrollen, die auf dem Boden sich verschieden verteilen. Trifft ein Ei ein anderes (seitlich, daher „schadern", seitlich aneinanderstoßen), so gehört dies dem Treffer [308]. Am bekanntesten ist wohl die Eierlage, richtiger das Eierraffen, am Ostermontag zu Schönecken im Kreise Prüm, übrigens auch in Süddeutschland verbreitet, eine Art Wettspiel zwischen zwei Burschen. Der eine, der Raffer, hat etwas mehr als 100 Eier, die einen halben Meter voneinander entfernt in der Straßenrinne niedergelegt sind, einzeln aufzuraffen und einzeln in einen Korb zu legen. Der andere, der Läufer, muß inzwischen nach einem Nachbardorfe laufen, einen Auftrag ausrichten und wieder zurückeilen. Wer zuerst sein Geschäft erledigt hat, Raffer oder Läufer, ist Sieger und wird von den Dorfgenossen jubelnd empfangen und geehrt [309].

Während der Ostersonntag dem fröhlichen Leben im Hause, in der Familie gewidmet wurde und noch wird, zieht es am Ostermontag die Menschen ins Freie. Am Vormittag pflegte man früher in Köln nach Emmaus zu gehen, d. h. zweitausend Schritt von einer Kirche zur anderen, um einen Ablaß zu gewinnen. Nach diesem Emmausgang genoß man Gastfreundschaft bei Verwandten. „Anno 1595 den 27. Marcii uff Montagh zu Parschn, als gedegnis gehalten wirt, daß Christus nach seiner erstentnis (Auferstehung) zu den zweien uff dem weghe quam und mit nach Emaus ginge, von Hierusalem 60 stadia gelegen . . ., so halten eitzs die leude in Coln den gebrauch, daß sie uff dissen parschmontagh auch wol 2000 schreit den vurmittagh von kirchen zu kirchen umb ir ablaiß ghain, die mittagh und nachmittagh zu gast. Also gingen neiff Peter Weinsbergh und Anna von Gusten,

elude, mit iren 6 kindern auch ein stuck wegs umb ir ablaß und quamen samen den mittagh zu Weinsbergh essen und hilten ihr Parschen bei uns" [310]. Am Nachmittag lockt es Bürger und Bauern hinaus in die Nachbarschaft und Freundschaft oder ins Freie. Die alten Kölner, vornehmlich zu Zeiten Weinsbergs (16. Jahrhundert), gingen dann die „Pa(r)scheier" gemeinsam essen, die Kirchmeister und andere z. B. beim Pfarrer [311]. „Anno 1550 ... Den Montag zu Parschn war ich bei dem pastoir, aß die parscheier mit im und den nachparen und schenckte ein firdel weins. Den gebruch hab ich bis uff heutigen tag behalten" (Weinsberg). Dieses „Pascheieressen" wurde Dienstags und auch noch Mittwochs fortgesetzt. Der Bauer besucht seine Felder und steckt, soweit es nicht schon am Palmsonntag geschah, ein Palmzweiglein in den Boden, um Gottes Segen für seine Saaten zu erflehen.

Am ersten Sonntag nach Ostern, dem Weißen Sonntag, feiern die Kinder Hochzeit, „halde de Kenger Huechzick" (Keyenberg im Kreise Erkelenz). Obwohl dieser Weiße Sonntag für den Empfang der ersten heiligen Kommunion ein herkömmlicher Tag ist, hat er doch vielfach und zeitweise mit anderen Tagen, so mit Christi Himmelfahrt gewechselt. Während des 16. Jahrhunderts hielten die Kinder am Gründonnerstag, auf Mendeltag, „Hochzeit". „Anno 1573 den 19. Marcii uff Mendeldach hat Gotschalck von Weinsberch mins broders Christians son eirst hoichzit gehalten und das heilich sacrament des leibs und bloitz Christi untfangen und sin broder Herman zum zweiten in s. Jacobs kirch", schreibt Hermann Weinsberg.

Mit dem Feste der Auferstehung tritt das Jahr in den Kreis der Frühlingsfeste. Zäh und lebenskräftig haben sich diese erhalten wie die Frühlingssitten überhaupt, die sich im Rheinlande besonders zahlreich an den 1. Mai und an das Pfingstfest knüpfen.

Am Vorabend des 1. Mai, dem „Maiovend", oder in der Mainacht wird noch allenthalben der „Maiboom" oder „Dörpmei" aufgepflanzt, eine Buche oder ein Birkenbaum oder ein Tannenstamm mit Kranz und buntem Flitter [312]. Alter Sitte gemäß pflanzt im Landkreise Köln, z. B. in Klein-Königsdorf, die Jugend einen mächtigen Maibaum, welcher der ganzen Gemeinde gilt. Nicht selten wird er in mitternächtiger Stunde von einer Schar gestohlen [313]. Vor allem aber zieren die Burschen das Kammer-

fenster der Mädchen mit frischem Grün, Buchen- und Birkenzweigen (Maien) oder pflanzen ihnen besonders ein Birkenbäumchen vor die Haustüre. Unbeliebte Mädchen und namentlich solche, die an ihrer Ehre Schaden genommen oder gar ihre Ehre verloren haben, erhalten indes einen verdorrten Mai, einen Dornbusch („et = das Mädchen krit nen Doan = Dorn gesteiche = gesteckt), Hagedorn, Pappelzweig, Kirschzweig oder einen geknickten Erlen- oder Tannenzweig. Jeder dieser Zweige bedeutet eine besondere Art der Untugend des Mädchens, die man richten will [314]. In Bergisch-Gladbach steckte man dem Mädchen einen Dorn, an dem schon viele einmal hängen blieben, ein Apfelreis aber dem, das jedem preis.

Ein alter Frühlingsbrauch ist die auch jetzt noch in vielen Teilen des Rheinlandes, im Jülicher und Bergischen Lande, in der Eifel an der unteren Saar und im Hochwald, übrigens auch in Hessen [315] und in der Rheinpfalz beobachtete echt fränkische Sitte des Mailehens, auch Mailien, Mädchenlehen oder urkundlich Maidlehn und desgleichen kurz Lehen genannt. Sie besteht darin, daß die Mädchen im Alter von 16 bis 26 oder 28 Jahren von den Burschen je nachdem für einen hohen oder geringen Betrag gesteigert und diesen auf die Dauer eines Jahres oder bis zu der Zeit, da die „Dickebohnen" blühen, vor allem aber für den Monat Mai und für die Kirmeszeit als Tänzerinnen zugesprochen werden [316]. Auch sonst treten beide, Bursche und Mädchen, als Paar auf, stehen überhaupt in einem Verhältnis zueinander, indem sie sich Aufmerksamkeiten erweisen oder sich gegenseitig bevorzugen. Der Bursche insbesondere gilt als Beschützer und Ritter seines Lehens, des Mailie.

Die Versteigerung der Mädchen könnte als letzter Ausklang des einst auf der Maiversammlung üblichen Brautkaufs aufgefaßt werden.

Versteigerung und Maifeier nehmen einen ganz geregelten Gang und Verlauf. Vielfach beginnt das Ganze mit einem Heischegang am Vorabend, also am 30. April. In vielen Dörfern der Eifel, z. B. im Kreise Schleiden, ziehen dann die Jungen von Haus zu Haus, um in einem Liede die Maieier zu fordern [317], ähnlich in den Dörfern zwischen dem Bröl- und Aggertal a. d. Sieg [318]. Man nennt diesen Gang auch wohl das Maisingen oder den Mai ansingen. In Lessenich im Kreise Euskirchen erschallt vor jedem Hause das Lied:

„He konn (kommen) de Leißenie (Lessenicher) Jonge,
Jonge we Baronge!
Dat Marie, dat litt esu deef em Bett,
Weeß net, wo et de Eie hätt.
Jett (gebt) ihr oß (uns) de Eie net,
Dann steiche me (stechen, stecken wir) üch och de Maie net.
Lot oß net su lang he ston
Mer mosse noch no Katzfey jon" [319].

Die Eier werden von den Burschen später ausgetrunken. Dann rüstet man zum Einholen und Aufpflanzen des Maibaumes. Mit Gesang und Musik geht es in den Wald, wo unter Hersagen alter Sprüche der Baum gefällt und im Triumphe auf den Schultern von oft 100 Burschen nach dem alten Maibaumplatz im Ort getragen wird, damit er dort eingepflanzt wird[320]. Vielerorts hält man darauf, daß diese Arbeit um Mitternacht beendet ist. Nun schreitet man zur Versteigerung der „Maischätze". Der Vorstand des „Maijeloachs", Scholtes, Schriever, Schatzmeister und „Usklöppe" (Ausklopfer, Ausrufer) leitet den gewichtigen Akt, den man in Urft (Eifel) „ushööke" nennt. Zuerst werden die Bedingungen kundgegeben [321]. Unter diesen ist auch die eine oder andere, die sich auf das Verhältnis des Burschen zu dem Lehen bezieht, z. B.: „Jeder Ansteigerer ist verpflichtet, seinen Schatz mit zum Tanz zu nehmen, ihn jeden zweiten Abend aufzusuchen, über Ruf und Ehre desselben zu wachen und sich überhaupt nach Ortsgebrauch um ihn zu bemühen." Der Humor kommt in den anderen Bedingungen nicht zu kurz. Mancherorts wird nun der Maikönig ausgeboten und dem Meistbietenden zugeschlagen. Diesem steht dann die Wahl der Maifrau oder gar mehrerer zu, von denen dann eine zur Maikönigin erklärt wird. Sonst aber wird Maikönigin die Maid, die das höchste Gebot erzielt; ihr Junge oder Tänzer ist dann Maikönig.

Die Versteigerung der Maimädchen wird nach einer sorgfältig aufgestellten Liste vorgenommen. Nach dreimaligem Ausruf durch den „Usklöpe(r)" wird dem Meistbietenden der Zuschlag erteilt. Der Erlös fließt in die „Jungenkasse". In wenig beneidenswerter Lage befinden sich die Dorfschönen, auf die kein Gebot gemacht wird. Sie werden in den „Sack" getan (Inden, Kreis Jülich) und als „Jebött" (Überbleibsel, Rest) oder Rummel zusammen ausgestellt

und meist um ein Geringes einem Mitleidigen zugeschlagen oder auch einem besonders Erpichten für eine sogar beträchtliche Summe überlassen. Denn über ein ganzes Bündel oder Rudel Mailehen zu verfügen, bringt gewisse Vorteile. In einigen Orten des Siebengebirges schließt die Versammlung damit, daß die Reijungen, die heiratsfähigen Burschen oder Tänzer, die alten Maimädchen (Mailienen) in Gestalt von Strohpuppen verbrennen und dadurch alle Beziehungen zu den vormaligen Maimädchen abbrechen [322].

Nun schreitet man zum Rundgang bei den Mailien und zur Verkündigung der Lehen. Der Zug der Jungen hält vor dem Hause eines jeden bei der Versteigerung ausgebotenen Mädchens. Vorsänger und Chor rufen dann in folgender oder ähnlicher Weise die Lehen aus:

Vors.: Hürt, hürt allemole her zo!
  Hürt, hürt, wat de Maikönig befählt!
Chor: Wat befählt hä dann?
Vors.: Dat mer zwei zesaame deue.
Chor: Wer soll dat dann sin?
Vors.: Dat soll der . . . met dem . . . sin.
Vors.: Eset (Ist es) üch allemole leev?
Chor: Jo! Jo! Jo!

Dann geht der Zug weiter, auch vor das Haus der Mädchen, die in den „Sack" geraten sind oder zum „Jebött" gehören. Auch vor ihnen wird der Lehnsruf verkündet. Doch statt der Namen werden Pfiffe, Rufe und Schreie „Sack, Sack, Sack" ausgestoßen. Der Maikönigin bringt man nach dem Lehnsruf noch eine besonders feierliche Huldigung. Gleichzeitig wird Maigericht gehalten. Den Maifrauen, den Lehen, werden grüne Maien ans Haus oder Kammerfenster gesteckt, den „Gebotlosen" aber wird ein Schandmai angeheftet. Bis der letzte Lehensruf verklungen und der letzte Mai gesteckt, ist auch schon der junge Tag hereingebrochen [323].

Zu beklagen ist, daß gewisse Vereine und geschäftstüchtige Wirte mit allerhand Mittelchen die alte Maisitte „neuzeitlich" gestalten und zur Reklame für ihre Zwecke ausnutzen. Anzeigen und Berichte in den Ortszeitungen liefern die Beweise.

Mit dem 1. Mai selbst hebt auch das „Maien" zwischen dem Paare an. Der „Junge" besucht das Mädchen, besonders in der Maiwoche,

aber auch nachher, zu bestimmten Zeiten, in Mayschoß a. d. Ahr Dienstags, Donnerstags, Samstags und Sonntags abends. Der Vorstand des Mayschosser „Maiseloachs“, Scholtes (Schultheiß), Schriever (Schreiber) und Lampet (?) überzeugen sich am ersten Dienstag, ob die Mailehen zu Hause weilen. Ein nicht anwesendes Mailie wird mit 5 Mark Geldstrafe belegt. Wo nicht eine Maikirmes gefeiert wird, da wird am zweiten Maisonntag der Maiball abgehalten. Nach diesem Sonntag steht es dem Jungen in Mayschoß frei, sein Lehen zu besuchen. Die, welche Aussicht haben zu freien, besuchen die Mädchen noch weiter. Ist dem Mädchen der Freier nicht genehm, so legt es ihm beim nächsten Besuch eine Blüte von „dicken Bohnen“ auf den Tisch, gibt ihm also in dieser sinnbildlichen Weise einen Korb. In Inden (Kreis Jülich) gibt das Mädchen dem Freier, der ihm lieb ist, einen Strauß aus Haferrispen mit einer Rose, dem unangenehmen Freier aber einen solchen Strauß ohne Rose.

Die Kinder feiern den Mai auf ihre Weise. Im Kreise Altenkirchen singen sie am ersten Sonntag im Mai in den Häusern, indem sie sich Birkenreiser vor das Gesicht halten: „Maimeesje woll wat hoan, woll wat on sei Klöfche hoan, en Schelling Aijer, en Seite Speak, morgen kummen wir wirer (wieder), dann wollen mir's bezahlen, möt honnert dausent Dahler [324].“

Am 1. Mai selbst macht man sich im Westerwald genau wie am Rhein am 1. April das Vergnügen, arglose Menschen und besonders Kinder und heranwachsende Burschen zum Narren zu halten, mit sonderbaren Aufträgen hin und her zu schicken, vielfach zu den „Richtigen“, die vorher verständigt worden sind, z. B. „de hölze Rengerkett“ oder „wieße Öllichssom“ (weißen Zwiebelsamen) oder „für 10 Penning Möckefätt“ (Mückenfett) oder „de jlasene Pefferstüsser“ zu holen. Der Gefoppte wird „Maikalv“ genannt, ähnlich wie der im April Genarrte „Aprelsjeck“ [325].

Über den weltlichen Frühlingsfesten vergißt man nicht, sich des Himmels Gunst zu sichern zum Nutzen und Frommen für Feld und Flur und für alle Geschöpfe, ähnlich wie am Markustage (25. April) und bei der Hagelfeier. Seit Jahrhunderten veranstaltet das frommgläubige Volk besonders an den drei Tagen vor dem Feste der Himmelfahrt Christi, an den Rogationen, allenthalben Bittprozessionen, Flurgänge, und fleht um gedeihliche Witterung.

Am Pfingstfeste wiederholen sich in manchen Gegenden die Bräuche des 1. Mai oder aber die Maibräuche werden erst am Pfingstfeste geübt. Am Vorabend holen dann die Burschen eine schlanke Rottanne aus dem nahen Walde und verzieren sie mit Fähnchen. Auf dem Dorf- oder Kirchplatz wird der Baum sorgfältig in der Erde verkeilt und des Nachts bewacht, damit die Jungen aus dem Nachbarorte ihn nicht rauben. Hat sich die Pfingstsonne bereits über den Baum erhoben, so darf die Zierde des Festes nicht mehr entwendet werden [326].

Dem Maisingen entsprechend hat sich im Bergischen Lande noch das Pfingstsingen erhalten. Man kann es schon vor den Toren des rechtsrheinischen Köln beobachten. Es besteht im wesentlichen aus dem „Leuwert" oder Pfingstgesang, einem vielstrophigen Liede, in dem man Eier, Wurst, Speck und andere Gaben heischt. Daher wird das Lied auch „Speckleuwert" genannt. Gemeinschaftlich ziehen die unverheirateten Burschen, die Hüte mit Maien geschmückt, am Pfingstabend (Vorabend) vor die Häuser befreundeter Familien und lassen ihr Lied erklingen. Von einzelnen Abweichungen abgesehen, weist dieses in den Tälern der Agger, Sülz, Dhün in der Hauptsache denselben Inhalt auf. In der Gegend von Berg.-Gladbach lautet es:

„He, an dese brede Steen,
Fei(er)rosen Blümelein,
Kummen Nohbeschjongen beieneen.
Feierrosen Blümelein,
Wacker is das Mägdelein.

Jett us och e Pengsei,
Feierrosen Blümelein*,
Schlonn mer en der Pann entzwei.
Feierrosen Blümelein*,
Wacker is das Mägdelein*.

Jett us och en Brootwuesch,
Stelt den Honger on lösch den Duesch.

Jett us övver vun de lange,
Loat de kuete äckersch hange.

* Diese Verse werden auch in den übrigen Strophen gesungen.

Joat es op den Hohnderstall,
Do lien de Eier övverall.

Föhlt ens en dat Eierfaß,
Do wähden üch de Häng net naß.

Jett us och en Pief Tuback,
Die maht us Jonge de Täsche strack.

Künnt ehr net hüere?
Mer stonn vör ührer Düre.

Nu loat us nitt su lang he stoan,
Mer müsse noch no (Name) joan.

Dat Hus, dat steiht op Muere,
Drenn wonne fette Buere.

Die Melodie dieser in langgezogenen Tönen gesungenen Verse hält sich im Bereiche zweier Akkorde, ist aber durchaus nicht eintönig.

Werden an die Sänger wirklich Gaben verteilt, so schallt dem Geber zum Danke entgegen:

Dä (Name) es ene jode Mann,
Dä jitt us Jonge, wat hä kann.

oder: Mer donn us ärg bedanke
Un spring'n für üch övver de Schranke.

oder: Jlöcksvüjelche setzt sich im op et Dach
Un sengt im voll de Schür un Schaaf.

Im anderen Falle hält die Schar nicht mit Schimpfreimen zurück:
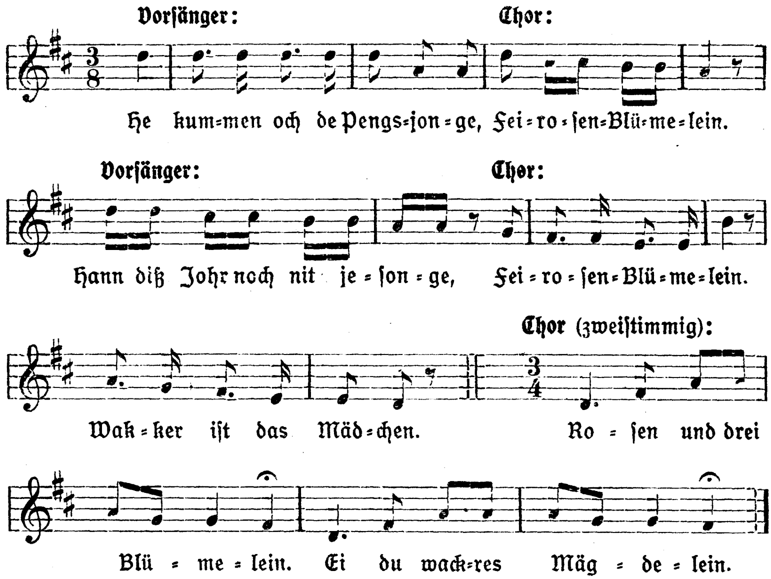
Dat Hus, dat steiht op Muere,
He wonne jicksige (geizige) Buere.

oder: Dat Hus, dat steiht op Stippe,
Der Düvel sall et wippe.

Mancherorts wird hinter jeder Strophe noch ein Kehrreim mit außerordentlicher Schnelligkeit gesungen:

Schönster Schatz,
Kumm erav,
Küste nitt,
Dann holl ich dich,
Ei, du wackres Mägdelein.

Auch trägt wohl einer der Burschen zuerst vor, während die übrigen als Chor einfallen. So lautet das Lied der Pfingstjungen in Bergisch-Gladbach [327]:



Oder einer ist der Vorsager, indem er das Reimwort des ersten Verses jeder Strophe laut nennt, worauf alle die ganze Strophe singen [328]. Nach dem Rundgang wird am Pfingstbaum die Feier fortgesetzt. Die gesammelten Gaben werden entweder in derselben Nacht oder am Pfingsttage bei einem Gelage gemeinschaftlich verzehrt. Im Oberbergischen heißt dieser Rundgang und Pfingstgesang den „dill domm dei" singen, so genannt nach dem Kehrreim des Liedes.

Daß der Brauch alt ist, zeigt eine Verfügung des Herzogs Wilhelm von Berg aus dem Jahre 1574, in der er bei hoher Strafe das Pfingstsingen verbot wegen der damit verbundenen blutigen Streitfälle [329]. Aber das Pfingstsingen starb nicht aus. Der Polizeiverwaltung von B.-Gladbach erschien im Mai 1912 „der alte Brauch des sogenannten Pfingstsingens in den letzten Jahren als eine erhebliche Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung". Sie machte weiter bekannt: „Das Pfingstsingen wird daher hiermit verboten. Zuwiderhandelnde werden auf Grund des § 360

Absatz 11 des Strafgesetzbuches mit Geldbuße bis zu 150 Mark oder mit Haft bestraft." Aber Bekanntmachungen der Bürgermeister von B.-Gladbach und Bensberg aus dem Jahre 1915 zeigen, daß es beim Pfingstsingen im Jahre 1914 noch genau so war. Neue Verfügungen sollten daher neue Ausschreitungen verhüten. Wohl hat dann die spätere harte Kriegszeit den Brauch unterdrückt, aber seit 1920 ist er wieder aufgelebt. Auch die Behörde duldet ihn, setzt aber das Ende auf Mitternacht.
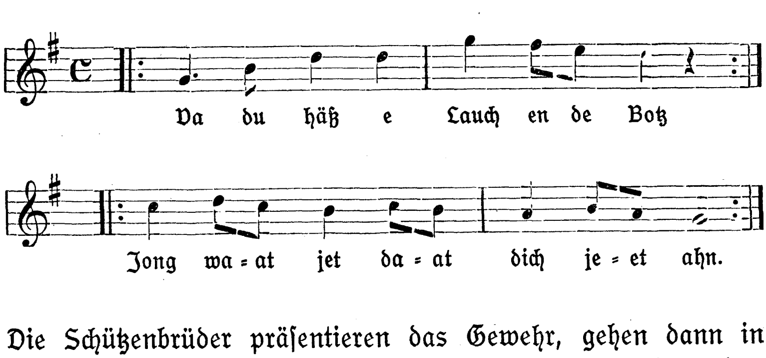
Wer am Pfingstmorgen zuletzt auf seiner Stelle erschien, erhielt einen Spottnamen und wurde gehänselt oder geschmückt. Für diese „Aufmerksamkeit" mußte der also „Geehrte" eine Zeche geben. Namentlich widerfuhr diese Ehre am Niederrhein der Magd, die zuletzt beim Melken in der Wiese erschien. Sie war die Pfingstbraut, und ihr Milchkübel wurde bekränzt. Ähnliches geschah auf dem Hunsrück demjenigen, der mit seinen Rindern zuletzt auf die Weide kam[330]. Solche und andere Langschläfer am Pfingsttage nennen die Volksgenossen „Pengstkwaak" (Hunsrück) oder „Pingsfuß" (= fuchs).

Des Nachmittags veranstalten die Jungen einen Umzug mit Spiel. Von einem solchen wird in einem Verhör vom Jahre 1615 berichtet. In Kruft bei Andernach wollten „die junge gesellen uff Pfingstagh irer gewonheit nach ein meispiel mit dem trommenschlagh anrichten." Aber es wurde ihnen „solchs von ihrem oberhern, dem hern abten zu Laich (Maria-Laach), verbotten". Doch hatten sie „dem verbott ungeachtet sich under malcandern versprochen (untereinander verabredet), den Pfingstmontagh die trommen zu schlahen und nachgehentz sich wider zusammen geselliget und gezechet".

In die Pfingstzeit fällt auch das Schützenfest, ehedem das Fest der wehrhaften Volksgenossen in den Städten und Städtchen. Wie die Kölner Zünfte es abhielten und „den fogel" schossen, schildert ausführlich Weinsberg zum Jahre 1589 unter der Überschrift „Vom scheisspiel (= scheeßspiel) der amten (Zünfte) uff pingsten von alters. Wie sie aus- und inzogen, sich den wein schenkten"[331]. Vielfach ist das Schützenfest heute mit der Kirmes verbunden. In Kempen am Niederrhein veranstalten die Bruderschaften am Vorabend ein Maienfahren. Ein langer Zug von geputzten Bauernpferden, auf ihrem Rücken die Reiter in festlicher Tracht, bewegt sich durch die

Straßen der Stadt. Früher waren die Pferde durch Ketten miteinander zu einem Gespann verbunden. Die Pferdehalter trugen den blauen Kittel, ebenso die auf den Pferden seitwärts sitzenden Bauern. Dem Zuge folgt ein bekränzter Wagen mit einem langen Tannenbaum, der später dem Schützenkönig zu Ehren aufgerichtet wird. Manchmal ist es die Stange mit dem Vogel (Vogelstange, Vogelrute, Schießrute oder am Niederrhein Schet-ro), die unter Paukenschlag und Musik durch das ganze Dorf gefahren wird, ehe man sie aufpflanzt. Das Schießen der Schützen selbst ging bis zu dem Kriege unter dem Namen Königsvogelschuß. Unmittelbar vor Beginn betete der Brudermeister mit allen Anwesenden laut ein Vaterunser zur Abwendung jeglichen Unglücks. Zuerst wurden vier Ehrenschüsse losgelassen, je einer für den Landesherrn, für den Ortspfarrer und für den Bürgermeister in Vertretung, der vierte von dem König des vergangenen Jahres. Dann folgten die übrigen nachgezogenen Nummern.

Der Rückzug der Schützenbrüder ist wieder etwas Besonderes. Beim Schützenfest der jetzt über 500 Jahre alten St. Sebastianusbruderschaft (Schützengesellschaft) in Zülpich[332] pflegt heute noch ein sehr alter Tanz, der „Hutschedanz", von den Schützenbrüdern aufgeführt zu werden. Aus der Schützenhalle zieht die Gesellschaft in das Städtchen zum Markte. Die Brüder stellen sich im Kreise auf. Die Musik spielt die Weise:



Die Schützenbrüder präsentieren das Gewehr, gehen dann in Kniehocker, d. h. sie hutschen, und bewegen sich so fort. Es werden dann die Gewehre in Angriffsstellung gesenkt, ähnlich wie beim Bajonettangriff, und die Schützen gehen in zwei Reihen immer hutschend aufeinander los.

Eine Reihe rezitiert:

Da (Vater) du häß e Lauch (Loch) en de Botz (wird wiederholt, also zweimal).

Die andere Reihe:

Jong, wat jeht dat dich jett aan (auch zweimal).

Nicht wenige „Schützengesellschaften“, die am Niederrhein Schöttereien heißen, blicken auf ein langes Bestehen zurück[333]. Die Rheinbacher Schützen konnten 1913 das 600jährige Bestehen ihrer Bruderschaft feiern. Als Patron verehren die Schützenbruderschaften durchweg den hl. Sebastian, nach dem sie sich auch nennen.

Der auf das Pfingstfest folgende Dreifaltigkeitssonntag ist dem rheinischen Landvolk besonders heilig. Er heißt in der Eifel der Frommsonntag, an dem besonders alle Arbeit ruhen muß. Auf Arbeiten, die etwa an diesem Sonntag trotzdem verrichtet werden, lastet nach der volkstümlichen Vorstellung Gottes Fluch in besonderem Maße. Unmittelbar am Donnerstag nach Dreifaltigkeit wird das Fronleichnamsfest gefeiert, das erhabenste katholische Fest, dessen Hauptteil die Prozession mit dem Allerheiligsten bildet. Auf dem Lande hat die Fronleichnamsprozession mehr den Charakter einer Flur- und Wetterprozession. In Köln-Mülheim zieht morgens eine große Prozession durch die reichgezierten Straßen bis zum Rhein unter dem Ehrengeleite der Schützenbrüder. Ein prächtiger, mit Wimpeln und Fahnen geschmückter Dampfer nimmt die Schar der Gläubigen samt der Geistlichkeit mit dem Sanktissimum auf und fährt sie hinaus auf den Strom. Ein zweiter Dampfer und zahlreiche Kähne, aus denen die Flinten losknallen und Böllerschüsse dröhnen, begleiten und umkreisen den Hauptdampfer. In einem der Kähne schwingt ein rüstiger Mann unausgesetzt das „Fendel“. Auf beiden Ufern des Stromes schaut eine schier zahllose Menge dem eindrucksvollen Schauspiele zu. Rheinabwärts kehrt die Schiffsprozession wieder zum Ausgangspunkt zurück. Nach der kirchlichen Feier beginnt ein fröhliches Treiben an Krambuden und in Zelten.

Zur Sommersonnenwende legte die christliche Kirche das Fest Johannis des Täufers; es wurde urkundlich auch noch lange Johannes Mittsommer genannt. An diesen Tag schließt sich eine Zeit fröhlicher Hoffnung: die Zeit der Kornreife und des Trauben-

saftes, die Sommerzeit. Seine Bedeutung liegt in einem niederrheinischen Spruch beschlossen:

„Fastelovend es ne grote Geck,
Pooße es enen Eierbäck,
Pinkste es ene groten Heer,
Sent Jan brengt ons de Sommer weer" (wieder) [334].

Aller Segen des Johannisfestes vereinigt sich in den Feuern, die am Vorabend emporlodern [335]. Im Rheinlande freilich ist das Johannisfeuer nur noch in einigen Eifel-, Hunsrück- und Westerwaldorten Sitte [336]. Auch Heischegänge fehlen am Vorabend des Festes nicht, Umzüge, auf denen die Jungen (Junggesellen) in einem Liede „Rosen, das sind Blümelein", ähnlich wie beim Pfingstsingen Eier fordern, wie es in Flammersheim (Kr. Euskirchen) wenigstens noch bis zum Beginn des Weltkrieges geschah [337]. Ihre Bitte beginnen sie mit den Versen: „Me (wir) stoon he op de Schwelle, me senn noch Jongjeselle." Bald ist es der gute Mann, bald die gute Frau, denen man aufmunternd zuruft: „Taaßt ens en dat Eienöß (Eiernest), Föngt üe Eie janz jewöß." Wenn die erste Heischung erfolglos bleibt, wird gerufen: „Lott üch doch nett lompe, Spröngt ens en de Klompe", oder man sucht durch Bescheidenheit die wenigen Geblustigen bereit zu machen: „Jett (Gebt) os doch e Möckebeen (Mückenbein), Joon me doch net löddich (ledig, leer) heem." Wer etwas gibt, ist der gute Mann, die gute Frau; wer aber die Hoffnungen täuscht, muß sich den Schimpf „Stiefschwaat" gefallen lassen.

Immer noch gilt der Johannistag selbst als ein außergewöhnlicher Tag. Am Vorabend desselben flechten Kinder und Frauen in der Eifel Kränze aus Kamillen mit Donnerkraut oder aus weißen Wucherblumen, im Kreise Adenau Johänsblumen genannt. Diese Kränze, Johänsgränz genannt, werden am Johannistage des Abends beim Angelusläuten auf das Dach des Hauses geworfen. Jede Seite eines Daches muß einen Kranz haben, damit Haus, Scheune und Stall gegen Blitzschlag gefeit sind. Ältere Leute fassen es noch als böse Vorbedeutung auf, wenn der „Johänsgranz" nicht während des Läutens selbst auf dem Dache hängen bleibt. In Winnekendonk am Niederrhein werden am Johannistage über der Haustüre mit Blumen ge-

schmückte Nußzweige aufgehängt [338]. Desgleichen wurden im Klevischen, wie aus einem Verbot der kurfürstlichen Regierung vom 26. Juni 1699 hervorgeht, „von denen Römisch-Catholischen auff Johannis Nacht die gemeine Brunnen oder Pumpen an einigen Orthern mit geweiheten Nußzweigen gekränzet und damit tacite den Heiligen zugeweihet" [339].

Von außerordentlicher Wirkung ist auch um diese Zeit das Wasser. Petrarka sah am Vorabend des Johannisfestes bei Sonnenuntergang die kölnischen Frauen, mit Kräuterranken geschmückt, ihre Arme in den Rheinstrom tauchen und abwaschen, wobei sie Sprüche miteinander wechselten. Er erfuhr auf seine Frage, daß dies ein uralter Gebrauch sei, eine Art Reinigungsfest, durch das nach der volkstümlichen Meinung alles Elend des ganzen Jahres weggespült werde und alles nach Wunsch gelinge [340].

Anderseits gilt der Johannistag auch als ein Unglückstag; besonders das Wasser verlangt Opfer. Das Volk denkt oder dachte dabei an die Einwirkung feindlicher Dämonen. In Köln hieß es noch gegen das Ende des 19. Jahrhunderts: „Zint Jan wel veezehn Duude han, sibbe ze Wasser, sibbe ze Land." Ein anderer rheinischer Spruch sagt: „De Johannes velank (verlangt) ene huhe Klemme (Klimmer) odde ene deepe Schwemme" (Schwimmer). Daß nun um diese Zeit sich sehr viel Todesfälle durch Ertrinken und Stürzen ereignen, braucht nicht Wunder zu nehmen. Nicht minder steht der Johannistag beim Volke als Schicksalstag in Ansehen, und der Wetterglauben ist vielleicht am Johannistag am stärksten [341].

Bei den Volksfesten am Johannistag spielte der Tanz eine Hauptrolle. Man schmückte die Straßen mit Laubgewinden und Laubkronen oder Kränzen. Unter diesen führte das Volk Reigenspiele auf. Von einem „singenden dantz" (Tanz oder Reigen mit Gesang) an diesem Tage auf dem Domhof (Domplatz) in Köln, an welcher Stelle sich eine Johanniskirche erhob, spricht eine Mitteilung [342] vom Jahre 1562. Aber auch unsere Zeit kennt diese Volkssitte wohl noch draußen auf dem Lande.

Ähnlich oder vielleicht noch stärker vergnügte sich früher das Volk am Tage von Petri Kettenfeier, am 1. August. Weinsberg erzählt zum Jahre 1584, daß am 1. August von den Bürgern nicht mehr wie früher Feuer auf den Straßen angezündet wurden, obwohl der Rat dieses Mal kein ausdrückliches Verbot erlassen

hatte, wie es sonst seit 10—12 Jahren zu geschehen pflegte. „... tartonnen, alte korf, fesser und anders wart (nämlich früher) verbrant. Das jong folk leif durch die ganse stat, man danßte am kranß, sprank ubers feur, worfen sich in die Bach und drenk und war ein heidnisch wesen und freude. ... Diß schrib ich, ob (wenn) es in Coln abqueim (abkäm), wie zu Bon, Nuiß und uff vil orter, das man wiste, das es vormals in Coln also gewesen were" [343]. Spätere Wiederholungen des Verbotes zeigen indessen, daß das „Peter-Dinkels"-Feuer noch nicht ganz abgekommen war.

Mit vorwärts schreitendem August beginnt der Sommer zur Rüste zu gehen, der Herbst zu nahen. Bereits der Tag des Martyrers Laurentius hat etwas Besonderes an sich. An ihm wurden vor dem Bilde des Heiligen reife Trauben aufgehängt, um eine gute Weinernte zu erbitten. Wiederum ist es Weinsberg, der diesen Brauch für das alte Köln bezeugt. „S. Laurenß truben. Anno 1580 den 10. Augusti hat S. Laurentii bilt in Sant Laurenß kirspel diß jar etliche reife truben an sich hangen, daß man gern hat und hofft, dan sulten die truben froe gnoig reif werden und gut wein wassen, und deste mehe, dweil das forige jar keinen dranckbarn wein geben hat" [344]. Heute noch wird diese Sitte geübt und, da die Laurenzkirche nicht mehr dasteht, im Dom genau am 10. August am Pfarraltar das Reliquiar des Heiligen mit der ersten reifen Traube geschmückt und an der Evangelienseite ausgestellt; zu Ehren des Heiligen wird auch ein Levitenhochamt gesungen.

Mitte August, genau am Tage der Himmelfahrt Mariä (15. August) oder am Sonntag darauf wird in der Kirche der „Kruckwösch" gesegnet, ein Strauß von Feld- und Wiesenblumen, wie Weidenröschen, Baldrian, Wirbeldost, Rainfarn, Osterluzei, Spargel, Sonnenblume und andere. Vor allem fehlen die besonders heilkräftigen Kräuter Beifuß und Mariä Bettstroh nicht [345]. Bald sind es sieben [346], bald neun Kräuter, bald zwölf oder noch mehr Pflanzen, die vom Volke als besonders heilkräftig erachtet werden. Der Kruckwösch wird sorgfältig aufbewahrt; bei einem Gewitter wirft man Teile davon ins Feuer [347]. Dann ist das Donnerwetter „gesegnet". Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, etwa 1890, war der Brauch selbst in einer Großstadt wie Köln noch in Übung. Wie weit man es bei diesem Brauche wie bei so vielen anderen mit vorchristlicher Sitte zu tun hat, die in das christliche Leben

übertragen wurde, wird sich so leicht nicht zeigen lassen. Vielleicht hat man es mit einem vorchristlichen Erntebrauch zu tun, den die Kirche christlich umdeutete und heiligte, vielleicht auch mit vorchristlichen Mitteln, Hof und Feldmark vor Gewittern zu sichern.

Um die Zeit der Kräuterweihe oder bald danach ist die Hauptarbeit bei der Ernte getan. Sicherlich ist dies aber am Bartholomäustage (24. August) der Fall. Dieser Tag gilt nach dem Empfinden und Meinen des rheinischen Volkes bereits als Herbstbeginn. Jedenfalls tritt an diesem Tage in mancherlei ländlichen Arbeiten und Gewohnheiten ein Wechsel ein. Das beweist z. B. der Spruch: „Bartelemies, verbeet Botter un Küß (Käse), linge Botze (leinene Hosen) un Strühööt", d. h. an diesem Tage ist die Zeit der wegen der Erntearbeit verbesserten Beköstigung und leichteren Kleidung vorbei, desgleichen die Hauptarbeit des Jahres. Daß der Tag auch ein beachteter Lostag ist, bezeugen vielerlei Redensarten. Als letzter Schultag stand er früher bei den Schülern in besonders hoher Geltung [348].

Als sehr deutlicher Jahreseinschnitt ist der Michaelistag (29. September) gekennzeichnet, im Rheinlande freilich früher mehr als heute. An diesem Tage gab sich die Zeitenscheide, der Übergang vom Frühling und Sommer zum Herbst und Winter, in allerlei Bräuchen kund. Von den Feuern, die vielfach angezündet wurden, ist wohl nur noch das Michelsfeuer in Prüm bräuchlich geblieben. Die Kinder ziehen von Haus zu Haus und sammeln Holz und allerhand Brennstoffe unter dem Bittrufe: Jet (gebt) os (uns) jet zur Steier (Steuer, Beihilfe), fir jen Mechelsfeier!" Auf der Spitze des Kalvarienberges verbrennen sie das Holz. Während der Michaelistag anderswo als ein Fristtag für Abgaben und Gefälle aller Art galt oder noch gilt, wurde früher im Rheinlande außer noch späteren der 1. Oktober bestimmt, der Remigiustag oder „Remeismisse", wie es im alten Köln hieß.

Bevor das Kirchenjahr sein Ende erreicht, gedenken die Volksgenossen der Toten. Obschon von der Kirche der Pflege der Seelen durch Gebet und Opfer der Allerseelentag (2. November) gewidmet ist, pflegt im Rheinlande das katholische Volk schon den voraufgehenden Tag Allerheiligen den Abgeschiedenen zu widmen. Die evangelischen Volksgenossen haben am letzten Sonntag des Kirchenjahres „Totensonntag". Von dem Kölner Hermann Weinsberg

wissen wir, daß er am Allerheiligentage die schöne Sitte beging, der verstorbenen Eltern durch eine kirchliche Feier, Memorie, zu gedenken, ihr Grab zu schmücken und zu beleuchten und sich am Abend mit den Hausgenossen zum Gedächtnismahle zu vereinigen. „Anno 1578 den 1. Novembris uff allerhilligen ist die memoria Sophie Korthe miner lieber mottern gehalten worden, also, min broder, min swager . . ., min suestern Maria, Catherin, Sibilla und ich sin in der vespern und vigilien zu Carmeliten an miner eltern graff . . . gewest, da gebett und mit dem weiwasser umbgangen; min broder hat ein waßkertz den abend und andern vormittage uff dem grabe gehat. Von dannen sin mir alle sex zu Weinsberch gangen. Da hat min broder . . . ein gutte maltzit mit fischwirck angericht und gutten firnen und neuwen wein geschenckt, ich auch 2 quarten raitzwinß und 1 quart anderß . . . dazu geben und uns frolich gemacht" [349].

Heute werden die Gräber in der Stadt meist am Nachmittag und Abend von Allerheiligen besucht, geschmückt und durch Wachskerzen oder Lämpchen beleuchtet [350]. In den eingesessenen Kölner Familien ist es ferner Brauch, am Allerheiligenabend ein Licht für die armen Seelen im Segfeuer anzuzünden und die Nacht hindurch brennen zu lassen. Auf dem Lande zieht am Allerseelentage selbst morgens nach dem feierlichen Totenamt eine Prozession unter Gesang und Gebet der ganzen Gemeinde über den Gottesacker.

Nach dem Feste Allerheiligen geht auch das Wirtschaftsjahr zu Ende. Als Abschluß des alten und Beginn des neuen gilt der Martinstag (11. November). Er ist stets einer der gebräuchlichsten Zahl- und Zinstage gewesen; das sagt noch der niederrheinische Spruch: „Zint Mäete, et Betale nit vergäete." Gleichzeitig wurde das Pacht- und Mietjahr in Land und Stadt erneuert. Der Tag ist aber auch ein beliebter Fest- und Schmaustag gewesen. Schon an seinem Vorabend tat man sich zusammen zu fröhlichem Gelage oder zur Familienfeier. Man nannte dies Martinsabend halten oder kurz den „Merten halten". „Anno 1571 den 10. Nov. uff s. Mertins abent, wie jars gewontlich uff neu jars abent, der h. dri konink abent, lest fastabent und dissen abent, (sind) uns kinder bei uns zu gast und frolich gewest und gesongen die halb nacht zu," überliefert Weinsberg [351]. Die Schüler freuten sich auf

das Fest des hl. Martinus nicht minder. Am Vorabend um 8 Uhr, wenn die Schüsseln vom Tisch abgetragen wurden, gingen sie singend von Haus zu Haus und erhielten alles, was vom Essen übriggeblieben war [352]. Gewöhnlich wurde am Vorabend auch vom neuen Wein getrunken und den Verwandten und Freunden nebst anderen guten Dingen zugeschickt. „Den Mertin zu Mechtern (Hof vor Köln). Anno 1554 den 10. Nov. uff s. Mertinsabent hab ich zu Mechtern minem swager und nichten den Mertin geschickt, fruntschaft und kuntschaft zu erhalten, wie gewontlich ware, neuwen win, carve (Kümmel) und casteien (Kastanien), und sei schickten uns keis und milch widder" [353]. Auch zum feilen Kauf wurde an diesem Tage der neue Wein ausgegeben [354]. Kränze aus Weinlaub schmückten die Weinschilder und luden in den Weinschenken zum frischen Most ein [355]. Als Festbraten wurde seit Jahrhunderten im Rheinlande eine gefüllte Gans aufgetischt. Der Martinsgans [356] wird in Kölner Akten seit 1500 häufig gedacht. Noch am Anfange des 19. Jahrhunderts durfte in Köln am Martinstage die mit Äpfeln, Rosinen und Kastanien gefüllte Gans nicht fehlen. Im Kreise Mayen wird heute ein Deppekooche (Topfkuchen) gebacken, der an die Stelle der Gans tritt. Das Volk nennt ihn „Märtesbroode". Er besteht hauptsächlich aus geriebenen Kartoffeln und nur geringen Zutaten [357]. In der Martinsgans selbst aber dürfte wohl ein alter Vegetationsgeist verkörpert fortleben.
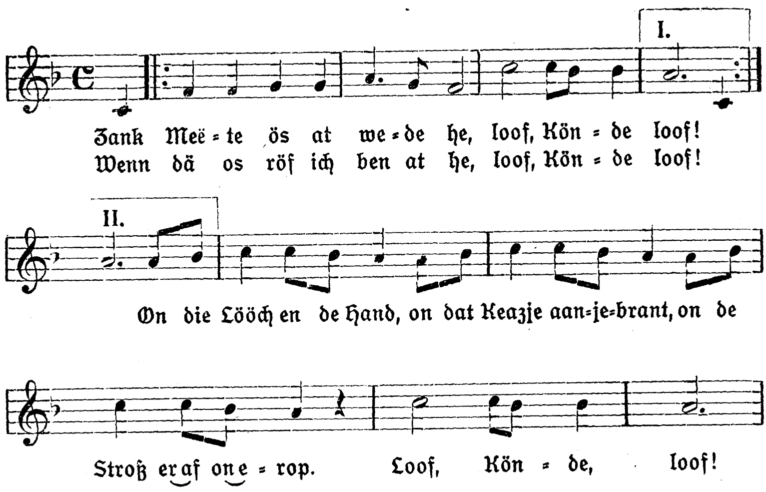
Das Martinsfest mit seinem fröhlichen Zechen und Schmausen verbreitete sich, wie der Martinskultus überhaupt, von Nordfrankreich aus durch Flandern und Brabant über weite Gaue unseres Vaterlandes. Es fand, wie in Niederdeutschland allgemein, so am Niederrhein einen besonders schönen Ausdruck. Hier lebten auch die Lieder vom Martinsvögelchen. Hier gestaltete sich auch die Martinsfeier der Jugend am schönsten. Lange standen in Düsseldorf die Umzüge der Kinder mit ihren eigenartigen Leuchten in Ruf und Ansehen [358]. Hier sind diese Züge am Martinsabend wohl auch zuerst neuzeitlich umgestaltet und in einen einzigen großen, alle Kinder des Volkes umfassenden Fackelzug verwandelt worden. An die Stelle der alten mundartlichen Martinslieder sind dabei neue in hochdeutscher Sprache getreten. Statt des Liedes:

„Zing Määte, zing Määte,
Die Kälwer hant lang Stääte,
Die Jonges sind Rabaue,
Die Weiter (Mädchen) wolle mer haue!
De Jonges esse jebackene Fesch,
Die Weiter schmieße mer onger der Desch.
Die Jonges esse die Taate,
Die Weiter lecke die Plaate“

und ähnlicher anderer hört man nun durchweg die Lieder: „Laßt uns froh und munter sein“ oder das bekannteste „Sankt Martin ritt durch Schnee und Wind“.

In Rheinbach bei Bonn sind seit Jahren besonders die folgenden Lieder bei der Kinderwelt beliebt[359]:

Loof, Könde, loof!



Zank Meëte ös at wede he,
Loof, Könde (Kinder), loof!*)
Wenn dä os rööf ich ben at he
Loof, Könde, loof!*)
On di Lööch en de Hand
On dat Keazje aanjebrant,
On de Stroß eraf on erop
. Loof, Könde, loof. }*)

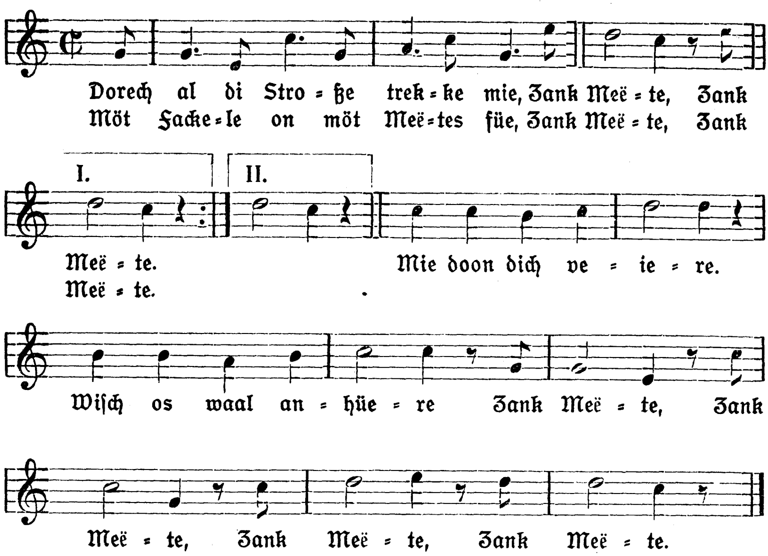
*) Diese Verse werden in jeder Strophe gesungen.

Zank Meëte woa ne joode Hea (Herr)
De hat och al de Könde jean (gern).

Zank Meëte wole iere mie,
Möt Lööchte on Sank Meëtesfüe.

Zank Meëte ös fü höck (heute) jedon.
Dröm möse mi no Huus jez jon.

Zank Meëte.



Dorech al di Stroße trecke mie,
Zank Meëte! Zank Meëte!*)
Möt Fackele on möt Meetesfüe,
Zank Meëte! Zank Meëte!*)
Mie doon dich veiere (verehren)
Wisch (wirst) os waal anhüere.
Zank Meëte! Zank Meëte! Zank Meëte! Zank Meete!*)

Em Leve woasch (warst) du huh jestelt.
Du trooks möt Kreeschsvolek döorech de Welt.
Am Wääch (Weg) stond stöl vesonke,
Ne äreme Mann en Lompe.

Jlich (sogleich) floch dat Schweat us senge Scheet.
Dä Mantel hats de baal jedeelt.
Ee hängs du van dä Stöcke
Demm Mann öm senge Röcke (Rücken).

*) Die Anrufungen werden in jeder Strophe wiederholt.

Wat du jedon, jelt Jruß on Kleen.
Dröm sal jo keene jeizich sen!
Di fü dä Zoch jet jevve,
Wean (werden) „Bovve" aanjeschrevve.

Et weaden van os och veiet (verehrt),
Di he dä Zoch han ejefüet (eingeführt)
Di ja (gar) keen Mööde (Mühe) scheue,
Wann sich di Könde freue.

On sen (sind) jetraab mi (wir) döörech dä Dreck,
Dann krije (kriegen) me (wir) och ene Meëtesweck.
Zank Meëte, hüe (höre), mi meene (wir meinen),
Back se net ze kleene!

Auch in Koblenz wird der „heilige Sankt Meertes" seit 1907 oder 1908 durch einen geordneten Fackelzug mit Pfeifern und Trommlern geehrt. St. Martin reitet dabei im Rittergewand und Mantel auf einem Schimmel vorauf. Hier kann man wohl noch außer farbigen Papierlaternen auch ausgehöhlte Rüben- und Kürbisköpfe mit kunstvollem Schnitzwerk, die sogenannten „Meertesköppe", als Fackeln bewundern [360]. Mit Begeisterung wird hier auch noch manches mundartliche Lied zu „Ehren" des Heiligen gesungen, zum Beispiel:

„Heiliger Sankt Meerte,
Mit dene siebe Kerze (statt Gerte),
Mit dene siebe Rute,
Die Nas [361] die soll blute . . ."

Die Buben aus der Kastorgasse, die „Kasterschgässer", fügen hinzu:

„Stiwele, stiwele stang,
Vor die Weiserschgässer hamer (haben wir) kei bang,
Die locke mer in e Gäßche
Un haue ihne dat Schößche."

Dagegen singen die aus der Weisergasse:

„Stiwele, stiwele stang,
Vor die Kasterschgässer hamer kei bang."

So reizen sie einander zum Kampfe und versinnbilden mit diesem den Kampf des Winters gegen den Sommer [362].

Von den vielerlei auf den heiligen Martin gesungenen Liedern sind die meisten aus dem nördlichen Teile der Rheinprovinz überliefert, weniger solche aus dem Rheintal von Düsseldorf bis Koblenz, ebenfalls nur spärlich solche aus der Eifel und Luxemburg. Südlich von Mosel und Lahn sind alte Martinslieder nicht nachzuweisen [363].

Wo man aber dennoch solche trifft, handelt es sich um Lieder jüngerer Übernahme.

Die jetzt geordneten Fackelzüge haben die so beliebten, althergebrachten Martinsfeuerchen in den Städten verdrängt. Wohl sieht man sie am Martinsabend (Vorabend) oder am Martinstag selbst noch in der Umgebung mancher Dörfer vom Niederrhein bis zur Mosel auflodern [364]. Am Fuße der Hohen Acht wird das Martinsfeuer am Vorabend, am „Märtesaomend", angezündet, auf dem Maifelde am Tage selbst. Die Brennstoffe holen die Kinder sich in der üblichen Weise zusammen; meist beginnen sie schon einige Tage vorher. Beim Einsammeln singen die Kinder von Welschenbach bei Virneburg:

„Jet es jet ze steuere,
für os Meetesfeure.
jet es en aale Meeteskörf!
jet es en Schants udder en Beusch strüü!
verbrenne mer öch de Läus udde de Flüü."

Wer nichts gibt, muß sich zurufen lassen:

„Dat oß en aal Knottebüx,
di jet es all Joe (Jahre) nix."

Die gespendeten Gaben Reisig, Bohnenstroh, Körbe, Strohbüsche werden auf eine Anhöhe geschafft, angezündet und unter Gesang oder Gebet [365] umgangen. Die Kinder selbst tragen bunte Fackeln, früher Strohfackeln. In Ahrweiler sammeln die Kinder nach den vier alten Bezirken, den Huden oder Weidegenossenschaften, getrennt und zünden auch nach jeder Hude ihr Feuer auf einer besonderen Anhöhe an [366]. Greifen die Einsammler in einen fremden Bezirk über, so kommt es leicht zum Streite. Nach der Feier gibt es allenthalben für die Kinder zu Hause Pfannkuchen aus Buchweizen.

Nicht immer und überall geht's in Reimen und Liedern. In Leversbach (Nordeifel) heißt es einfach: „Jeft (gebt) os en Schanz für et Mäatesfüer ze stauche!" Dann sagt wohl ein Schalk oder ein Geizhals: „Mätes hät et wärm do boven em Hemmel, wat brucht ehr demm ze stauche." Ein einziger, langanhaltender Ruf „Neu, neu, neu, neu (genau, geizig)! Dat ös de neuste Mode", hallt als Antwort durchs Dorf. Gibt's aber eine Schanze, dann lärmt es froh: „Joot, Joot, Joot! Dat ös bei denne Mode" [367].

Auf solchen Heischegängen wird auch wohl das auf hoher Stange thronende Mäatesmännche vorangetragen, eine ausgehöhlte, mit brennendem Licht ausgestattete und deshalb rotleuchtende Futterrübe, in welche Augen, Nase und Mund geschnitten sind.

Neben dem Martinstag ist der Andreastag (30. November) Verfalls- und Zahltag von Pacht und Zinsen.

Zuletzt ist noch eines Festes zu gedenken, das nicht an eine bestimmte Jahreszeit gebunden ist, der Kirmes [368]. Daß sie eines der beliebtesten Feste überhaupt ist, bezeugt der Ausspruch: „Kermes es merr (nur) ens (einmal) int Joar" (Niederrhein). Ursprünglich soviel wie Kirch(weih)messe war sie das Fest, das zur Erinnerung der Kirchweihe, der kirchlichen Weihe des neuen Gotteshauses und zu Ehren seines Patrons gefeiert wurde. In manchen Orten des Rheinlandes unterscheidet man die „Fröhkermes" oder Halbkirmes im Frühjahr oder Sommer und die Ganzkirmes im Herbste, in der Zeit nach der Ernte oder gar nach dem Martinstage. So verteilen sich überhaupt die Kirmessen auf die Zeit von Ostern bis zum Nikolaustage. Manche Kirmes hat einen der Zeit und ihren Zeichen entsprechenden Namen. Die Kirmes von Sand bei B(ergisch) Gladbach heißt „de Keeschekirmes (Kirschenkirmes)", die von Herkrath (ebenfalls im Bergischen) „de Deckebunne-Kirmes". Wo sie im Herbste gefeiert wird, gestaltet sie sich zu einem fröhlichen Abschluß des Arbeitsjahres. Die Pfarrkirmessen in Köln, deren Feier ein alter, tief ins Mittelalter zurückreichender Brauch ist, verteilen sich auf die Sonntage nach Pfingsten bis Ende Juli. In Aachen sind die Pfarrkirmessen auf einen Sonntag im August zusammengelegt. Auch in Düsseldorf hat sich die Kirmes mit Jubel und Trubel bis heute durchzusetzen vermocht.
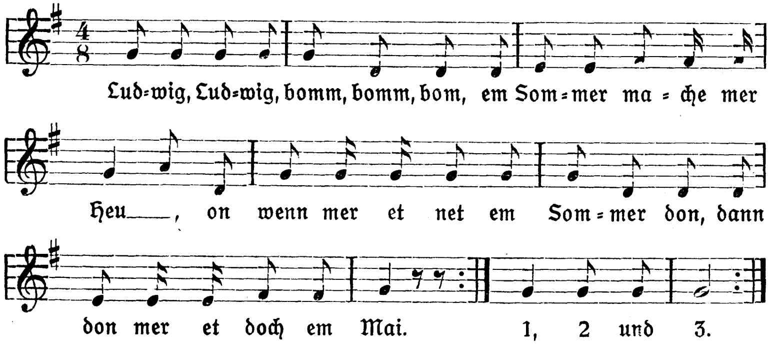
Zur Kirmes wird besonders eifrig gerüstet. Das Haus wird gestrichen und getüncht, der Hausrat geputzt und gescheuert, die Kleidung instand gebracht. In den Gemeindebackhäusern herrscht ein besonders reger und geregelter Verkehr [369]. Auch in den Häusern selbst wird gebacken. Vielfach werden bestimmte Gebildbrote gebacken, im Bergischen die sogenannten Schuhlappen aus Honigteig, nicht ganz handgroße ovale flache Kuchen [370], im Siebengebirge und anderswo „Pläts", runde Weizenbrote, im Jülicher Lande „Knippläts", flache runde Gebäcke, am Niederrhein „Weck" vom feinsten Mehl, Blom genannt, in der Eifel wieder ganze Berge von Fladen.

Auch sorgt man für ein schönes und großes Stück Rindfleisch oder, wie es früher allgemein hieß, Grünfleisch; es darf auf keinem Kirmestisch fehlen. Zur Erhöhung der Tafelfreuden wird auch geschlachtet, in wenig begüterten Familien „dr Bock" (Ziegenbock), in wohlhabenderen ein Schwein.

„Wenn't Kermes ös, wenn 't Kermes ös,
Dann schlaach min Vader en Pock (Schwein);
Dann dantze wei, dann dantze wei,
Dann bommelt os dä Rock." (Niederrhein.)

Gewöhnlich dauert die Kirmes drei Tage, selten länger [371]. In Winnekendonk (Niederrhein) feiert man fünf Tage lang. Auch die sogenannte Bronk (Prunk), d. i. die prunkvolle Frühkirmes im Kreisstädtchen Heinsberg (Bezirk Aachen), währt fünf Tage. Es gab eine Zeit, wo z. B. die Kirmes in Buchheim (heute Köln rechtsrheinisch) acht Tage gefeiert wurde und mit dem Donnerstagsball ihren Höhepunkt erreichte. Nahe und entfernte Verwandte, Freunde und Bekannte finden sich zum Feste ein und werden freigebig bewirtet. In den Bauernfamilien erwartet man auch die Töchter, die draußen in der Stadt wohnen, d. i. dienen.

Den Beginn der Kirmes verkündet am Vorabend das im Rheinlande so beliebte „Beiern", für das man an der Sieg auch sagt „dr Bam schlage". Man schlägt dabei die ruhenden Glocken nach einem bestimmten Rhythmus an. Jedes Dorf oder jede Pfarre hat einen besonderen Rhythmus und Reim, den der Volksmund ihm unterschiebt (vgl. S. 107—108). In Herchen an der Sieg konnte noch vor einem Menschenalter der Kaltbachsmüller (aus der Mühle am Kaltbach) beiern:



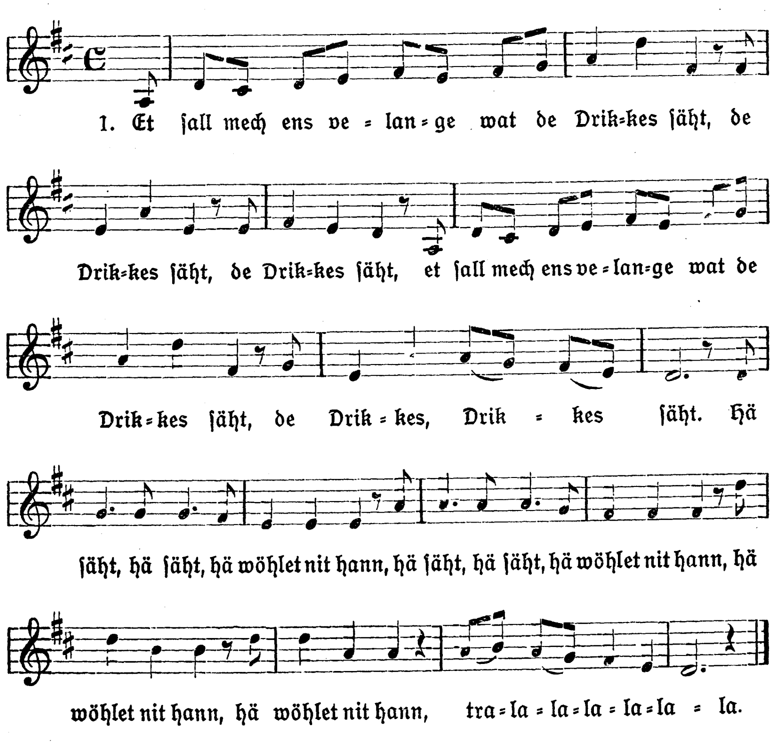
Die Melodie konnte freilich nicht genau auf den Glocken geschlagen werden. Der „Beiernde" saß im Glockenhaus; die Klöppel der drei Glocken waren mit je einem Strick befestigt, die vor seinem Sitz zusammenliefen. Die Melodie wurde kräftiger angeschlagen, die zwei anderen Glocken begleiteten so geschickt, daß man glaubte, die vorstehende Melodie zu hören. Nur 1, 2 und 3 wurde von einer Glocke kräftig geschlagen. Heute vermag dort keiner mehr so zu beiern. Zu Leuscheid sang man statt Ludwig Muschi, den Spottnamen für Ludwig.

Inzwischen verbringen die Mädchen den Abend damit, die Kirmeskrone und den Kirmesbaum zu schmücken. Mancherorts ziehen am Vorabend die Burschen an den Ort, an dem sie im verflossenen Jahre die Kirmes vergraben haben und graben sie wieder aus. Sie beschließen diese Eröffnungsfeier mit einem Gelage. Vielfach, so bei Bedburg a. d. Erft, wird am Vorabend eine Strohpuppe unter Musik durch das Dorf getragen. Nach dem Umzuge setzt man sie auf die Giebelspitze eines großen Zeltes, das für die Kirmestage auf freiem Felde aufgeschlagen ist. Hier bleibt der „Zacheies" bis zum Nachmittag des dritten Kirmestages. Es handelt sich wohl bei diesem Brauche um die feierliche Einführung der Kirmes in sichtbarer Form. In der Nordeifel prangte wenigstens früher der Zacheies als Sinnbild der Kirmes auf einer Stange vor dem Hauptwirtshause des Dorfes [372]. An der Saar wird die Kirmes in Form einer vollen Flasche Wein ausgegraben, in Form einer leeren wieder begraben (Saarland — Weinland!)

Am Kirmestage selbst ist morgens um 10 Uhr hochfeierlicher Gottesdienst. Zu Hause sind zunächst alle Gedanken auf das Kirmesessen am Mittag gerichtet. Da gibt es hier und da wohl noch altüberlieferte Tafelgerichte. Wo sie vom Tische verschwunden sind, da hat auch die Kirmes von ihrer Eigenart ein gut Teil verloren. Von seiner besten Seite zeigt sich des Nachmittags auch der Kaffeetisch. Mancher Kirmesweck und Kirmeskuchen wandert von ihm mit den Gästen hinaus oder in die Häuser ärmerer Volksgenossen.

Die weltlichen Kirmesfreuden in der Dorfgemeinde beginnen des Nachmittags nach der Andacht. Die Buden öffnen sich, die „Pädcher", d. h. das Müllche oder Karussell, drehen sich. Vor allem aber ziehen unter dem Vortritt von Musikanten die Rei- oder Jeloochsjungen auf, um die Mailienen zum Kirmesgelage und Tanze abzuholen.

Dieser dauert, bis die Sterne weichen. Er ist und bleibt die Hauptkirmesfreude für die heiratsfähige Jugend; indessen werden die Alten mit fortgerissen. Vater und Söhne erschienen, wenigstens früher, im Zylinder, schwarzen Rock und mit weißen Handschuhen; Mutter und Töchter in hellen Kleidern. Der Kirmestanz wird jetzt meist im Wirtshause oder im Tanzzelt, seltener auf offenem Plane oder bei der Dorflinde abgehalten. Dann wird auch noch mancher alte Reigentanz aufgeführt, so in der Eifel der besonders beliebte „Kirmespitter", an sehr vielen Stellen der Küßchentanz, der Hahnenschrei, im Bergischen „de Drickes", dessen Melodie lautet:



2. Et sall mech ens . . . . . . De Vader, de Moder wohlet nit hann, ech sohl nit mi mem Drickes jonn, mem Drickes jonn, mem Drickes jonn, trala . . . . . .

3. Et sall mech ens velange . . . . . . De Drickes eß ne jode Kääl, hä süht op enem Och jet schääl, om Och jet schääl, om Och jet schääl, trala . . . . . .

Am bekanntesten überall sind als Kirmestanz die „Sibbesprüng“[373], in Köln am Anfang des vorigen Jahrhunderts noch sehr im Schwange. Die Musik bildeten früher Hackbrett, Schalmei, Flöte, Geige und Baß. Zum Takte werden auch manchmal Tanzliedchen, voll derben Humors, gesungen[374]. Auf niederrheinischen Bauernkirmessen liebt man sehr den Rheinländer:

„Gej (ihr) mott nit so schödde met de Vot, gej mott bäter dräije;
Anders gät de Box kapott, änn Moder mott se näije.“

Beliebte Kirmesgetränke waren im Bergischen Wacholderbranntwein, Apfelmost und Schlehenwein; Frauen tranken gern süßen Anisbranntwein. Auch einfacher Branntwein mit Zucker wurde und wird sogar im Übermaß genossen und die Sitte zur Unsitte umgestaltet. Von den anderen öffentlichen Kirmesfreuden steht fast allenthalben der Jahrmarktstrubel mit Krambuden und Karussellfahren im Vordergrunde. Sehr beliebt sind die Drehbretter, an denen man ein Herz von Kuchenteig, eine Puppe und anderes gewinnen kann[375]. Am Glücksrad aber hat männiglich Aussicht, einen nützlichen Gegenstand für Küche und Haus zu ergattern. Der Kirmeshahn sowohl wie auch der Kirmesbaum, den die Mädchen schmücken, und die mit beiden verknüpften Volks- oder Wettspiele, z. B. das „Hahnenköppen“, sind noch nicht ganz verschwunden[376].

In Lessenich (Kr. Euskirchen) wird Dienstags der Hahn geköpft. Man spannt ein Seil über die Straße, an dem ein Korb befestigt ist. Durch ein Loch im Boden des Korbes hängt der Kopf des vorher getöteten Hahnes heraus. Dem jeweilig schlagenden Burschen werden die Augen verbunden; er schlägt mit einem Besenstiel nach dem Kopf des Hahnes, und jeder Fehlschlag wird vom Gejohl der umstehenden Genossen begleitet. Wer das Haupt trifft, ist Hahnenkönig, und sein Schatz, der den Abend über mit ihm tanzt, trägt stolz eine Feder von diesem Hahn als Siegestrophäe im Haar.
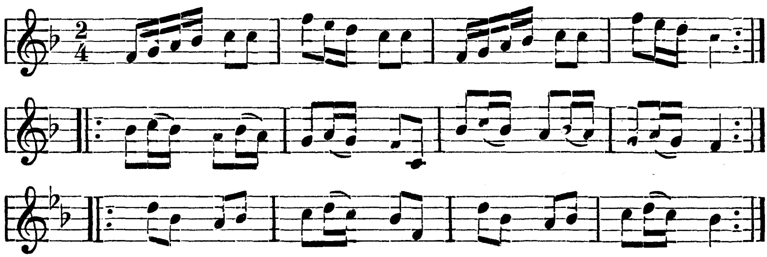
Eine wohl stets wiederkehrende Kirmestype ist der Sänger der „Moritaten“, ein Epigone der fahrenden Sänger früherer Zeiten. Begleitet von einer weiblichen Stimme singt er in Liedern wie „Annemari hat keinen Mann“ oder ähnlichen von Liebe und Eifersucht und ihren bösen Folgen, dem Volke allzugut bewußt. Grelle Bilder auf grober Leinwand zeigen die einzelnen

Stufen des Eifersuchtsdramas. Die gedruckten Liedertexte werden den „innerlich ergriffenen" oder witzelnden und spöttelnden Volksgenossen zum Kaufe angeboten, fast aufgedrängt. Die Volksbelustigungen haben sonst in den letzten Jahrzehnten eine Entwicklung ins Große genommen. Je näher die Tore der Großstadt liegen, um so großzügiger und mehr international sind die Kirmesstädte mit ihren Lachkabinetten, Schießstätten, Irrgärten, Taifunrädern, Karusselle aller Arten, Hippodromen, mit einer Teufelsburg, einem spiritistischen „Salon" und anderen Salons, mit ihren Ringkämpfern, Artisten, Wundertieren, fliegenden Händlern, Ausrufern, lärmenden Orchestrions, heulenden Hupen und Sirenen.

Mitten in der Kirmesfreude gedenkt man hier und da auch der Toten. Gewöhnlich am zweiten Tage, des Montags, wird ein Seelenamt gehalten für die Verstorbenen, in Boppard für die verstorbenen Mitglieder der Nachbarschaft [377]. Diesem Amte schließt sich ein Besuch der Gräber an. Dann huldigt man wieder dem „Freut euch des Lebens", das die Musikanten durch das Dorf ziehend aufspielen.

An den Kirmestagen, vor allem Sonntags und Montags, ziehen vielerorts die Burschen aus zum Reispielen. Voran schreitet der Fahnenträger in prächtigem Kleide, angetan mit weißer Hose und roter goldverzierter Jacke, mit bunter Schärpe und einem Barett mit breiter Feder auf dem Kopfe. Hinter ihm folgen die Reijungen paarweise. Zuerst geht's zum Pfarrhause. Dort wird der Rei gespielt, das „Fendel" (Fahne) geschwenkt oder, wie es in Gangelt (Kreis Heinsberg) heißt, „de Fahn jeschlaage". Dies Schwenken oder Schlagen ist eine Kunst und bedarf sehr langer Übung. Der Fendelschwenker nimmt die Fahne mit der rechten Hand und schwenkt sie nach dem Takte einer alten Melodie, welche von Trommlern und Pfeifern gespielt wird, dreimal im Kreise über seinem Haupte, dann mit der linken Hand ebenso, darauf mit dem rechten ausgestreckten Arme auf der rechten, dann auf der linken Seite. Es folgt jetzt eine dreimalige Drehung der Fahne um den Leib und hinter dem Rücken. Nun beugt sich der Mann nieder, und die Fahne weht rund um seine Beine, darf aber nicht den Boden berühren. Jetzt hebt er das rechte Bein hoch, die Fahne fliegt drunter her und ebenso geht's mit dem linken. Nach jeder einzelnen Vorführung wird die Fahne wieder

über dem Haupte geschwenkt. Zuletzt macht er meist den sogenannten Kreuzschlag. Das ganze dauert eine Viertelstunde und erfordert viel Kraft und Gewandtheit. Auch vor den anderen „Honoratioren" des Ortes macht der Fahnenträger die Schwenkungen. Die „Respekts"personen zeigen sich dankbar für die Ehrerweisungen[378]. Die Melodie des Fahnenschwenks lautet in Rheinbach (und ähnlich oder übereinstimmend in anderen Teilen des Rheinlandes):



In der Kunst selbst lebt das Fahnenspiel der Landsknechte fort. Zum Schlusse, gewöhnlich am dritten Tage, wird die Kirmes begraben[379]. Der „Zacheies", der als Festsymbol in Gestalt einer angekleideten Strohpuppe vor dem Hauptwirtshause oder auf der Dorfwiese prangte, wird dann aus seiner luftigen Höhe heruntergeholt, noch einmal feierlich durchs Dorf getragen oder gefahren und zuletzt auf dem Felde verbrannt. Seine Asche vergräbt man in die Erde. Manchmal wird auch der Zacheies ganz eingescharrt. In dem Dorfe Buchheim bei Köln-Mülheim (rechtsrheinisch) wurde die Kirmesfeier im September 1913 kurz vor der Eingemeindung des Ortes in die Stadtgemeinde Köln von der Polizei verboten, auch das Begraben des Zacheies, das die Zeitungen für Dienstag bereits angekündigt hatten. Zacheies baumelte deshalb abends zuerst an einem Mast der Leitung der Straßenbahn, später an einem Hausgiebel. Des anderen Tages, Mittwochs, holten ihn städtische Arbeiter herunter und begruben ihn in Anwesenheit vieler Buchheimer im Felde. Das war wohl das letzte Mal. Die erhoffte Wiederkehr des Zacheies im September 1914 verhinderte der Krieg. Statt einer Strohpuppe wurde oder wird anderswo der Kopf des Kirmeshahns vergraben, so in Brück bei Köln (rechtsrheinisch). In Langenfeld im Kreise Adenau ziehen am

Morgen nach der Kirmes die Jungen mit Musik vor das Dorf. Einige tragen Fleischknochen, der „Scholtes" schwingt noch einen Schinken von einem gebratenen Lamme oder einer jungen Ziege. Klagend wird auf dem Zuge gesungen: „O jerum, o jerum, de Kirmes es kapott." Vor dem Dorfe wird ein Loch gegraben, in das die Knochen hineingelegt werden. Dann löst der Scholtes das Fleisch vom Schinkenknochen und verteilt es brüderlich. Der Knochen selbst wird auf die anderen gelegt und auf alles ein Gläschen Branntwein gegossen. Die Musik spielt eine traurige Weise, und dann geht's auch wieder unter Musik ins Dorf zurück, wie bei einem Begräbnis. Mancherorts hält man am nächstfolgenden Sonntag Nachkirmes.

Neben der Kirmes haben die verschiedenen Jahrmärkte mit der Figur des „billigen Jakob" noch eine besondere Anziehungskraft. Treffende Beispiele solcher Märkte bieten der Lukasmarkt in Mayen, ein Kram- und Viehmarkt, und der Andreasmarkt in dem Landstädtchen Linnich bei Jülich, ein Pferdemarkt, der auch mit einem großen Krammarkt verbunden ist. Auf solchen Märkten reichen sich Geschäft und Vergnügen die Hand. Am deutlichsten zeigt sich dies auf dem großen Jahrmarkt von Pützchen bei Beuel gegenüber Bonn [380] am zweiten Sonntag im September.

* * *

Wenn es auch vielfach nur trümmerhafte Überlieferungen sind, mit denen das Brauchtum und mit ihm das ältere Volkstum wie anderswo so auch im Rheinlande in die Gegenwart hineinragt, so muß man sich doch freuen, daß sie in unserem Zeitalter, das durch die Eroberung der Luft einen der kühnsten Träume verwirklichte, überhaupt noch da sind. Viele der älteren Sitten und Bräuche sind der dauernden Erhaltung wert, manche, die früher einmal waren, aber völlig verschwanden, der Wiederbelebung würdig. Möchte vor allem der nachbarliche Zusammenhalt mit seinen sinnigen Bräuchen niemals sich lockern und die alte Dorffröhlichkeit in den Spielen und Festen weiter blühen. Möchte aber auch vieles von dem anderen volkstümlichen Gut unvermindert erhalten bleiben. Wer dieses Gut vor allem auf dem Lande pflegt und fördert, leistet der engeren Heimat wie dem ganzen Vaterlande einen großen Dienst.

Anmerkungen.

Einleitung (S. 1—5).

[1] Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ Nr. 140. Leipzig 1917 (Quelle & Meyer). Über den Begriff Volkskunde vgl. Karl Weinhold in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1, 1—10 (Berlin 1891). Ebenda Adolf Hauffen, Geschichte der deutschen Volkskunde, 20. Band (1910). Raimund Friedrich Kaindl, Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methode. Leipzig und Wien 1903. Weitere Literatur über Wesen und Ergebnisse volkskundlicher Wissenschaft weist nach Karl Reuschel, Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen, S. 10—13. Berlin 1917. Die Fragen der religiösen Volkskunde und ihre Bedeutung für die Predigt auf dem Lande behandelt Pfarrer J. Weigert in der Vierteljahrsschrift „Kirche und Kanzel, Blätter für homiletische Wissenschaft“ 4, 44—57. Paderborn 1921.

[2] Man darf vielleicht zuerst an die Landschaft denken, die mit ihren „gestreckten Hügeln, Gebreiten und Landweiten“ in der fränkischen Königszeit den Grafschaftsbezirk „Rheingau“ bildete, später aber in einen oberen und unteren Rheingau zerfiel, von denen der letztere den Namen Rheingau allein bewahrte. Über diesen siehe Paul Richter, Der Rheingau. Wiesbaden 1913.

[3] Justus Hashagen, Die Rheinlande als historischer Begriff in der Monatsschrift „Die Rheinlande“ 1908 S. 197—200.

[4] Vgl. M. Ritter, Über rheinische Geschichte und die Aufgaben der Rheinischen Geschichtsgesellschaft. Köln 1885. W. Platzhoff, Die Stellung der Rheinlande in der deutschen Geschichte. (In der Festgabe für Friedrich v. Bezold und Sonderdruck.) Bonn 1921.

[5] Gegründet 1881 in Köln. Vgl. Denkschrift über die Aufgaben der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde von W. Harleß, K. Höhlbaum und H. Loersch. Köln 1881. J. Hansen, Die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde in den Jahren 1881—1906, S. 4. Bonn 1907.

[6] Gegründet 1903 in Köln. Vgl. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 1, 2 (1904).

[7] Gegründet am 20. Oktober 1906 im Gürzenich zu Köln. Vgl. den „Zehnjahrbericht“ im 3. Heft des 10. Jahrgangs der Mitteilungen des Vereins (1916).

[8] Der Verein wurde zuerst als Provinzial-Abteilung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege im Jahre 1910 gegründet. Seinen jetzigen Namen trägt er seit 1918. Seit diesem Jahre hat er auch eine besondere Satzung. Sitz des Vereins ist Bonn.

[9] Der Plan zu einem Wörterbuch der rheinischen Mundarten reicht bis in das Jahr 1904 zurück. Vgl. J. Franck in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst 27, 1—39 (1908).

[10] Im Jahre 1921 an der Universität Bonn begründet. An der Universität Köln wurden in demselben Jahre 1921 (Wintersemester) planmäßige Vorlesungen und Übungen aus dem Gebiete der rheinischen Volkskunde und Mundarten auf Grund amtlichen Auftrages von dem Verfasser des Buches aufgenommen.

[11] Monatsschrift, begründet von Dr. Heinrich Oellers in Aachen. Erstes Heft Januar 1921.

[12] Monatsschrift des in Anmerkung 8 genannten Vereins. Erstes Heft April 1921.

[13] Die Westmark. Rheinische Monatsschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur. Herausgegeben von Dr. jur. Max Heimann. Erstes Heft Januar 1921.

[14] Vgl. Das Saargebiet in Wort und Bild. Saarbrücken 1920. Herbert Stegemann, Rettet das Saarland. Berlin 1919.

[15] Gründe für Kölns Stellung bringt Bruno Kuske in seiner Schrift „Die wirtschaftliche Eigenart der Stadt Köln". Köln 1921.

[16] Die enge Zusammengehörigkeit der beiden Rheinufer behandelt besonders geistreich Alois Schulte in seinem Buche „Frankreich und das linke Rheinufer". Stuttgart 1918. Den jetzigen starken wirtschaftlichen Zusammenhang der beiden Rheinseiten betont Bruno Kuske in der Schrift „Rheingrenze und Pufferstaat". Bonn 1919.

Erster Abschnitt (S. 6—24).

[1] Karl Rademacher, Die Ausgrabungen des Kartsteins. Mannus 3 (1911). Derselbe, Der Kartstein bei Eiserfey in der Eifel. Prähistorische Zeitschrift 3, 201—232 (1911).

[2] Der Fund wird jetzt mit einigen Knochenresten im Provinzialmuseum zu Bonn aufbewahrt. Über den Träger des Schädels und die Rasse siehe die Abhandlung „Die Neanderthal-Spy-Gruppe" von Kollmann im „Bericht über die Prähistoriker-Versammlung 1907 zur Eröffnung des Anthropologischen Museums in Köln" S. 21—41. Köln 1908. Siehe auch Karl Rademacher, Führer durch das städtische prähistorische Museum in Köln, S. 60—63. Köln 1910.

[3] Vgl. Hans Lehner, Prähistorische Zeitschrift 2, 1 ff. (1910). Derselbe, 122. Band der Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande. Bonn 1913. (Bonner Jahrbücher.)

[4] Vgl. Karl Rademacher, Gründung und Entwicklung des städtischen prähistorischen Museums (1903 bis 1913) samt einer Abhandlung „Prähistorische Rassenfragen und ihre Bedeutung für das Rheinland" von Erich Rademacher. Köln 1913. Karl Rademacher, Die vorgeschichtliche Besiedlung der Heideterrasse zwischen Rheinebene, Agger und Sülz. Leipzig 1920.

[5] Vgl. Franz Cramer, Rheinische Ortsnamen aus römischer und vorrömischer Zeit. Düsseldorf 1901. Derselbe, Römisch-germanische Studien. S. 2 ff. Breslau 1914. Derselbe, Drei Eifeler Berge. Düsseldorfer Jahrbuch 30, S. 168—172 (1920). Gerhard Mürkens, Orts- und Bachnamen des Kreises Euskirchen. Euskirchen 1913.

[6] Nach dem Gräberfelde von Hallsta't im Salzkammergut benannt. Das Gräberfeld wurde in den Jahren 1846—1863 aufgedeckt. In 993 Gräbern fanden sich mehr als 6000 Beigaben, Waffen aus Bronze, seltener aus Eisen, ferner Schmucksachen, Geräte, Gefäße aus Ton und aus Bronze. Die Formen dieser Hallstätter Funde treten an vielen Stellen in Europa hervor. Deshalb spricht man von einer Hallstattzeit.

[7] Siehe Führer durch das Museum in Mayen von Josef Hagen. Mayen 1909.

[8] Nach der Pfahlbaustation La Tène am Neuenburger See (Schweiz), dem wichtigsten Fundort der Gegenstände, genannt.

[9] Eine gute Übersicht über die Anzahl und Ausdehnung der Hügelgräberfelder am rechten und linken Niederrhein gibt Albert Kiekebusch in seiner Schrift „Der Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins", S. 32—34 (1908).

[10] Tacitus Germania 28: Treveri et Nervii circa affectationem Germaniae originis ultro ambitiosi sunt, tanquam per hanc gloriam sanguinis a similitudine et inertia Gallorum separentur.

[11] Vgl. Friedrich Kauffmann, Deutsche Altertumskunde 1, S. 215. München 1913. — Das Moselland. Vorträge, herausgegeben von der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung zu Berlin. Erster Teil, S. 37 ff. (E. Krüger, Das römische Trier.) Leipzig 1910. Gottfried Kentenich, Geschichte der Stadt Trier, S. 3—7. Trier 1915.

[12] Poseidonios, der größte griechische Denker zwischen Aristoteles und Platon, hat z. B. selbst die Kelten auf seinen Reisen nach Gallien gesehen. Nach seiner Schilderung waren die Gallier hochgewachsen an Gestalt, wäßrig (aufgeschwemmt) und weiß von Leib, an Haaren blond. Vgl. die Übertragung der Fragmente des Poseidonios von Karl Reinhardt, München 1921.

[13] Cäsar, Bellum Gallicum VI, 11—28.

[14] Nachweise über die Erforschung und Pflege der Ringwälle im Rheinlande, im übrigen Deutschland und in der Schweiz von R. Steiner in den „Nachrichten aus der Rheinischen Denkmalpflege" 2, 12—15 (1920). Beiblatt zu der Zeitschrift des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz.

[15] Franz Cramer, Das römische Trier, S. 15, 20, 172. Gütersloh 1911.

[16] Hecking, Die Eifel in ihrer Mundart, S. 97. Prüm 1890. Georg Ballas, Beiträge zur Kenntnis der trierischen Volkssprache, S. 18. Trier 1903.

[17] Gerhard Mürkens am angegebenen Orte S. 24 u. 25. — Franz Cramer, Römisch-germanische Studien, S. 171—180. Breslau 1914.

[18] Über die Mütter und deren Namen vgl. auch Richard M. Meyer, Altgermanische Religionsgeschichte, S. 401—402. Leipzig 1910.

[19] Vgl. auch Friedrich Kauffmann, Deutsche Altertumskunde 1, 388 Anm. 11. München 1913.

[20] Vgl. Franz Cramer, Römisch-germanische Studien, S. 116 und 245. Breslau 1914. Ferner Heinrich Hoffmann, Zur Volkskunde des Jülicher Landes. Erster Teil: Sagen aus dem Rur (Roer-) gebiet. Eschweiler 1911. Zweiter Teil: Sagen aus dem Indegebiet. Eschweiler 1914.

[21] Vgl. Franz Cramer, Drei Eifeler Berge. Eine siedlungsgeschichtliche Studie. Düsseldorfer Jahrbuch 30, 161—184, besonders 174. Düsseldorf 1920.

[22] Siehe Graesse, Orbis latinus. 2. Auflage, bearbeitet von Benedict. Berlin 1909.

[23] Franz Cramer, Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit, S. 48 ff. Düsseldorf 1901. Gerhard Mürkens, am angegebenen Orte S. 28—32. Vor allem jetzt Wilhelm Kaspers, Die — acum — Ortsnamen des Rheinlandes. Ein Beitrag zur älteren Siedlungsgeschichte. Halle 1921.

[24] Vgl. Alfred Holder, Altkeltischer Sprachschatz 2, 1901. Leipzig 1904.

[25] Franz Cramer, Römisch-germanische Studien, S. 247.

[26] Tacitus, Germania 28. Ubii . . ., quamquam Romana colonia esse meruerint ac libentius Agrippinenses conditoris sui nomine vocentur . . .

[27] A. Schoop, Die römische Besiedlung des Kreises Düren, 1905, weist die starke römische Besiedlung für eine bestimmte Gegend sehr deutlich nach. — Weil der fruchtbare Höhenzug zwischen der Erft und dem Rheintal, ein Teil des sogenannten Vorgebirges, das von Bonn bis gegen Köln dem Rhein parallel läuft, einst zahlreiche Römervillen aufwies, hat man geglaubt, dessen volkstümliche Benennung „Ville" auf die römischen Villenkolonien zurückführen zu müssen. Allein die älteren Formen wie „Vele" (1195, Brauweiler Chronik), „up der Velen" (1270), „an der Veelen" (1436 und 1514) und „an der Velen" oder „uff der Veelauwen" (1520) zeigen, daß der Name zu „vele" (Wald, bewaldete Höhe) zu stellen ist. Belege siehe unter dem Worte im Altkölnischen Sprachschatz. Vgl. auch das westfälische Velen im Kr. Borken.

[28] Eins der bedeutsamsten Römergräber diesseits der Alpen ist das Römergrab bei Weiden (Bezirk Köln), dessen Anlage auf das 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. zurückzuführen ist und das 1843 aufgedeckt wurde. Vgl. dazu Jos. Klinkenberg in Kunstdenkmäler der Rheinprovinz 4. Band (Landkreis Köln) S. 188 ff. Düsseldorf 1900.

[29] Max Müller, Die Ortsnamen im Regierungsbezirk Trier. Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier, 1900—1905, S. 63. Vgl. jedoch den Namen Quint, eines Zuflusses der Mosel, altdeutsch Quintaha. Zahlreichen Ortsnamen in Rheinland und Westfalen liegen tatsächlich Bach- und Gewässernamen überhaupt zugrunde, vgl. z. B. Prüm (Eifel), Glehn (Kr. G evenbroich), Mündt (ebenda), Moers (Niederrhein) und so viele andere.

[30] Vgl. A. Riese, Das Rheinische Germanien in den antiken Inschriften. Leipzig und Berlin 1914.

[31] Über den Namen Franken vgl. Karl Lamprecht in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, 4. Band (1882). Ferner J. Franck in der Westdeutschen Zeitschrift, 26. Jahrgang (1907).

[32] Über die fränkischen Wanderungen und Ansiedlungen vgl. Karl Lamprecht, Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter 1, 1 S. 2 ff. Leipzig 1886. K. Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande. Bielefeld und Leipzig 1904. Ein volkstümlich-wissenschaftliches Buch „Geschichte und Herkunft der alten Franken" schrieb Johann Schmaus. Bamberg 1912.

[33] Über die Ausdehnung der Chamaven vgl. L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme 2, 422. 464. Die Chamaven gehörten nicht zu den Sachsen

und hatten ihre frühesten Wohnsitze zwischen Vecht und Yssel. Später nahmen sie im Streit mit den Brukterern das frühere Usipierland zwischen Yssel und unterer Lippe in Besitz, den späteren fränkischen Gau Hamaland.

[34] Vgl. P. Eschbach, Der Stamm und Gau der Chattuarier. Ein Beitrag zur Geschichte der fränkischen Stämme und Gaue am Niederrhein. Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins 17, 1—28 (1902).

[35] Ernst Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, 3. Auflage, 2, 600. Bonn 1916.

[36] Die alte Grenze zwischen Ruhr- und Keltachgau ist wohl die heutige „Grenzstraße" bei Duisburg; sie ist später teilweise Scheide des Landkreises Düsseldorf und des Stadtkreises Duisburg. Vgl. W. Projahn, Die Duisburger Grenzstraße. Festschrift zu der 14. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, S. 47. Duisburg 1905. Über den „Keldagau" siehe Ludwig Wirtz, Studien zur Geschichte rheinischer Gaue. Düsseldorfer Jahrbuch 26, 65—238 (1914).

[37] Karl Heldmann, Der Kölngau und die Civitas Köln. Halle 1900.

[38] Vgl. Ludwig Wirtz, Die Franken und Alemannen in den Rheinlanden, Bonner Jahrbücher 122, 218 ff. (1912).

[39] Vgl. auch Arnold, Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme, S. 188—209. Marburg 1875.

[40] So noch Karl Kollbach in einem Aufsatz „Rheinische Jahrmärkte und Kirmessen" in Nr. 147 der Kölnischen Volkszeitung vom 19. 2. 1911, 1. Seite 4. Spalte.

[41] Franz Cramer, Römisch-germanische Studien, 188—199 (Buruncum-Worringen, nicht Bürgel). Breslau 1914.

[42] Über die Weilerfrage O. Behaghel, Die deutschen Weiler-Orte (Zeitschrift „Wörter und Sachen" 2, 42 ff. Heidelberg 1910). Vgl. auch Franz Cramer, Die Ortsnamen auf weiler im Aachener Bezirk in „Römisch-germanische Studien", besonders S. 142—147. Breslau 1914. Wilhelm Kaspers, Die — acum — Ortsnamen des Rheinlandes (besonders S. 30—31: -hofen, -weiler und -ingen-Ortsnamen als Fortsetzungen von -acum-Ortsnamen). Halle 1921.

[43] Franz Cramer, Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit, S. 41 ff. Derselbe, Römisch-germanische Studien, S. 142—170.

[44] Über rheinische Orte auf ingen und ihre Herleitung und Erklärung als überwiegend rein deutsche Bildungen siehe Wilhelm Kaspers am angegebenen Orte (Anmerkung 42) S. 32—35.

[45] Vgl. A. Zumbusch, Siedlungsgeschichte des Kreises Grevenbroich, 1910. S. 30 und 31.

[46] Julius Leithaeuser, Bergische Ortsnamen, S. 227—231. Elberfeld 1901.

[47] Über die Verbreitung des Wortes „rath" in Ortsnamen des Regierungsbezirks Trier und der angrenzenden Landesteile siehe Mieck im Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier. 1872 u. 1873. Über Ortsnamen auf -ert aus rode, rath (Rodung) oder hart (Wald) siehe Norrenberg in Picks Monatsschrift 2, 170—171 (1876).

[48] Besonders lehrreich sind Julius Leithaeuser in dem Buche „Bergische Ortsnamen", Elberfeld 1901 und Theodor Imme, Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stifts Essen, Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 6 (1909), 7 (1910) und 9 (1912). Erschöpfende Literaturangaben bringt H. Beschorner im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, Jahrgang 49, 52, 54, 55, 56, 61, 66 und 67 sowie in den Deutschen Geschichtsblättern 12. Band.

[49] Vgl. Erich Liesegang, Niederrheinisches Städtewesen. Breslau 1897. Edmund Renard, Rheinische Städtebilder. Entwicklungsgeschichtliches (Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz 6, 75—144). 1912.

[50] Vgl. Otto Most in „Heimat und Wirtschaftskunde für Rheinland und Westfalen" Band 1 und 2. Essen 1914.

Zweiter Abschnitt (S. 25—40).

[1] Karl Lamprecht, Skizzen zur rheinischen Geschichte, S. 18 ff. Leipzig 1887.

[2] Vgl. Karl Karl Heinrich Schäfer, Die Anfänge der germanisch-christlichen Kultur im Rheinlande und ihre Ausstrahlung nach dem Innern Deutschlands. 5. Jahrbuch des kölnischen Geschichtsvereins S. 1—16. 1921.

[3] Vgl. Albert Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands, 3. und 4. Auflage. 1, 120—130. Leipzig 1904.

[4] Die vielgestaltige politische und die kirchliche Gliederung des Rheinlandes veranschaulicht das Doppelwerk: Geschichtlicher Atlas der Rheinprovinz; Karten und Erläuterungen. Im Auftrage des Provinzialverbandes herausgegeben von der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde. Bonn 1894—1914.

Bisher an Karten: 1. Karte der Rheinprovinz unter französischer Herrschaft im Jahre 1813. 2. Karte der politischen und administrativen Einteilung der heutigen Rheinprovinz im Jahre 1789. 3. Die Rheinprovinz im Jahre 1789, Übersicht der Kreiseinteilung. 4. Karte der Rheinprovinz unter preußischer Verwaltung im Jahre 1818. 5. Kirchliche Organisation und Verteilung der Konfessionen im Bereich der heutigen Rheinprovinz um das Jahr 1610. 6. Kirchliche Organisation im Bereich der heutigen Rheinprovinz am Ende des Mittelalters (um 1450).

An Erläuterungen:

1. Band: Die Karten von 1813 und 1818.
2. Band: Die Karte von 1789.
3. Band: Das Hochgericht Rhaunen.
4. Band: Das Fürstentum Prüm.
5. Band: Die beiden Karten der kirchlichen Organisation 1450 und 1610. Erste Hälfte: Die kölnische Kirchenprovinz. Zweite Hälfte: Die Trierer und Mainzer Kirchenprovinz. Die protestantische Kirchenverfassung.

Besonderer (dritter) Teil: Register.

6. Band: Die Herrschaften des unteren Nahegebietes. Der Nahegau und seine Umgebung.

Für Umfang und Einteilung der zur heutigen Rheinprovinz vereinigten Landesteile ist besonders der 2. Band der Erläuterungen zu vergleichen.

Siehe auch Max Bär, Die Behördenverfassung der Rheinprovinz seit 1815, Einleitung (1. Rückblick auf die historische Entwicklung. 2. Die rheinischen Herrschaftsgebiete am Ende des 18. Jahrhunderts, S. 1—40). Bonn 1919.

[5] Vgl. Wilhelm Hamacher, Georg Bärsch, Ein Freiheitskämpfer und Pionier der Eifel (Aus Natur und Kultur der Eifel, Heft 1, S. 27). Aachen 1914.

[6] Vgl. Joseph Hansen, Die Rheinprovinz, 1815—1915. 2 Bände. Bonn 1917.

[7] Vgl. Adam Wrede, Köln und Flandern-Brabant. Kulturhistorische Wechselbeziehungen vom 12. bis 17. Jahrhundert. Köln 1920.

[8] Siehe dazu Erich Leihener, Cronenberger Wörterbuch, Einleitung VII bis VIII. Marburg 1908.

[9] Georg Mestwerdt, Das klevische Land seit der Vereinigung mit Brandenburg-Preußen 1, 25—26. Kleve 1909. (Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums in Kleve für 1908.)

[10] Vgl. z. B. L. Ennen, Frankreich und der Niederrhein, 2 Bände. Köln und Neuß 1855—56.

[11] Wilhelm Hamacher, Die Reichsstadt Köln und der Siebenjährige Krieg. Bonn 1911.

[12] Besonders französisch gestaltete sich die Einrichtung des Herzogtums Berg; die bergische Verwaltung sollte geradezu Muster für die Rheinbundstaaten sein. Vgl. Charles Schmidt, Le Grand-Duché de Berg 1806—113. Étude sur la domination française en Allemagne sous Napoléon Ier. Paris 1905.

[13] Vgl. z. B. J. Leithaeuser, Gallicismen in niederrheinischen Mundarten. Programm Barmen 1891, 1894. L. Florax, Französische Elemente in der Volkssprache des nördlichen Roergebietes. Viersen 1893. Klaus Scholl, Die Mundarten des Kreises Ottweiler. Straßburg 1913. Das in Anmerkung 8 erwähnte bergische Cronenberger Wörterbuch enthält auf 8140 Wörter 220 Gallizismen.

[14] Vgl. J. Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft. Beiträge zur Charakteristik ihres Gegensatzes, S. 97—109. Bonn 1908. Neuerdings Alfred Karll, Französische Regierung und Rheinländer vor 100 Jahren. Leipzig 1921. (In der Niederschrift vollendet 1918.)

[15] Nach der Ausgabe von Wilhelm Schellberg, Josef von Görres' ausgewählte Werke und Briefe, 1, 482—483. Kempten 1911.

[16] Joseph Müller und Wilhelm Weitz, Die Aachener Mundart, S. 277. Aachen 1836. In etwas anderer lautlicher Form auch bei Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart. Dülken 1893.

[17] Vgl. den Aufsatz „Clausewitz und Görres" von Joseph Oswald in der Kölnischen Volkszeitung vom 24. Mai 1919, Nr. 404. Die Stelle selbst siehe bei Clemens Theodor Perthes, Friedrich Perthes' Leben 2, 116 (1851).

[18] An der Abwehr der Bestrebungen zur Loslösung des Rheinlandes von Preußen-Deutschland arbeitet in tatkräftiger Weise mit „Das Rheinland", eine von Albert Pass im Dezember 1919 begründete „Zeitungskorrespondenz für Erhaltung deutscher Art am Rhein". Sie bringt wichtige zeitgenössische Stimmungen und Kundgebungen und wird deswegen späteren Zeiten eine schätzenswerte Quelle sein.

[19] Karl Schieffer, Trier und die Trierer. Ernste und heitere Bilder aus Trier und nächster Umgebung. Trier (1912).

[20] Pfarrer Oertel in den Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz 3, 169 (1909). Vgl. auch die Aufsätze „Vom Hunsrücker Bauern", Bilder zur Volkskunde von einem Realisten. Monatsschrift für kirchliche Praxis 1902, Nr. 19, 136; 1903, 136; 1904, 35; 1905, 35, 91, 187. Neuerdings: Wanda Jcus-Rothe, Sonne der Heimat. Meine Jugend auf den Höhen des Hunsrücks. Berlin 1921.

[21] Vgl. Rheinische Geistesart von Dr. Erich Eckertz in Nr. 789, 795 und 799 der Kölnischen Zeitung vom 25., 27. und 28. Juli 1909. Justus Hashagen, Rheinischer Volkscharakter und rheinische Geistesentwicklung. Bonn 1922. Eine kurze Kennzeichnung der rheinischen Volksart von dem preußischen Generalmajor von Clausewitz (1780—1831) in dem in Anmerkung 17 angeführten Aufsatze.

[22] Gegen den Vorwurf der Oberflächlichkeit, Leichtlebigkeit und des allzu großen Entgegenkommens gegen Fremde nimmt das rheinische Volk in Schutz die im Oktober 1918 verstorbene rheinische Schriftstellerin Luise Schulze-Brück in einem Aufsatze „Wir Rheinländer" in Nr. 263 der Frankfurter Zeitung vom 23. 9. 1906, 5. Morgenblatt.

[23] Vgl. Ratsmemoriale 3, 115 und 155 Stadtarchiv Köln. Ferner Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 26—27, 228 (1874).

[24] Vgl. die umfangreiche Literatur bei J. Hansen, Die Rheinprovinz 1815 bis 1915. 1, 854—861.

[25] Joseph von Görres' ausgewählte Werke und Briefe, herausgegeben von Wilhelm Schellberg. Kempten 1911.

[26] Vgl. dazu, was August Horn von den Bewohnern des Siegtales sagt: „Bis um die Mitte des Tales begleitet uns noch die rheinische zuvorkommende Freundlichkeit und Lustigkeit, zugleich nicht selten Ausgelassenheit und Oberflächlichkeit, meistens jedoch ohne Falschheit. Der Fremde wird mit der Gesellschaft oft leicht bekannt und befreundet, das Familienleben ist bei den eigentlichen Eingeborenen noch katholisch offen und gastlich, und man kann sich in kürzester Zeit in jedem Dörfchen leicht heimisch fühlen." (Das Siegtal von der Mündung des Flusses bis zur Quelle S. 6. Bonn 1854).

[27] Vgl. Walther Tuckermann, Kulturelle Beziehungen Kölns und des Niederrheins zum europäischen Osten. Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 1, 25—51. Köln 1912.

[28] Vgl. Adolf Schullerus, Zur siebenbürgisch-sächsischen Volkskunde, Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 3, 112 (1907). Derselbe „Siebenbürgisch-sächsisches Wörterbuch", Vorwort XXXIII—XXXV. Straßburg 1908. Ferner G. Kisch, Vergleichendes Wörterbuch der Nösner und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart, 1905.

[29] Adam Wrede, Köln und Flandern-Brabant, Kulturhistorische Wechselbeziehungen vom 12. bis 17. Jahrhundert. Köln 1920.

[30] Vgl. Quellen zur Geschichte des Kölner Handels und Verkehrs im Mittelalter, herausgegeben von Bruno Kuske. Bonn 1918.

[31] Tappius, Germanicorum cum Latinis ac Graecis collatorum etc. fol. 162a

und 162b. Argent. 1545. Ein anderes ähnliches: „Wer nicht cöllnisch bieten kann, läuft mit seinem kaufen an" im Vademecum von Engelb. Leithäuser Tremoniae 1719.

[32] Eine Reihe von Angaben bringt Robert Dörner, Das Sarworter- und das Schwertfegeramt in Köln von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1550 S. 2—4 (Jahrbuch des Kölnischen Geschichtsvereins 3, Köln 1916).

[33] Vgl. Hermann Ritter, Rheinische Fabrikantenfamilien. Köln 1920.

[34] Vgl. J. Hansen, Gustav v. Mevissen, ein rheinisches Lebensbild 1815 bis 1899. 2 Bände. Berlin 1906. M. Schwann, Berühmte Kaufleute und Industrielle. Heimat- und Wirtschaftskunde für Rheinland und Westfalen. 1, 194—231. Essen 1914. Derselbe, Ludolf Camphausen als Wirtschaftspolitiker 3 Bände. Essen 1915. Max Nuß, Leopold Bleibtreu (1777—1839). Essen 1920.

[35] Über das neuzeitige künstlerische Schaffen im Rheinlande unterrichtet die seit 1900 von Wilhelm Schäfer herausgegebene Monatsschrift „Die Rheinlande".

[36] Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz. Im Auftrage des Provinzialverbandes herausgegeben von Paul Clemen. 10 Bände. Düsseldorf 1891—1916.

[37] Geschichte der Kölner Malerschule (Tafeln und Text) herausgegeben von Ludwig Scheibler und Karl Aldenhoven. Lübeck 1902.

[38] Vgl. Fr. Deneken, Die Sammlung niederrheinischer Tonarbeiten. Krefeld 1914. Ferner H. Gerhartz, Herkunft und Eigenart der Adendorfer Kannenbäckerei. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 99, 36—97 (1916).

[39] Fast wie die letzte Blüte der sentimental-leichtlebigen Rheinromantik erscheint das dichterische Schaffen des am 13. Oktober 1921 gestorbenen Hans Willy Mertens, des Dichters der vielgesungenen und wie Volkslieder verbreiteten Rheinlieder „Grüß mir das blonde Kind am Rhein" und „Der Rhein ist mein". Vgl. seine Gedichtsammlung „Leben und Lieben am Rhein" (1893, 3. Auflage 1904). Mertens wurde am 26. Mai 1866 in Spich (Siegkreis) geboren.

[40] Nach den Westerwälder Bauerngeschichten „Mannsleut" (1894) und „Die zehn Gebote" (1897) sowie der Schilderung „Der Niederrhein und das Bergische Land" (1907) veröffentlichte Wilhelm Schäfer 1908 „Anekdoten" und „Rheinsagen", 1911 „Dreiunddreißig Anekdoten", 1921 „Rheinische Novellen". In solchen kleineren Erzählungen ist Schäfer Meister der Form und der Ausmalung.

[41] Vgl. Dettmar Heinrich Sarnetzki, Die Dichtung des Rheinlandes in dem Sammelwerkchen „Die Rheinlande. Ein Heimatbuch", herausgegeben von Karl d'Ester, S. 24—35, 2. Auflage Leipzig (1919).

[42] Übersichten über die rheinische Mundartdichtung bietet Friedrich Schön, Geschichte der fränkischen Mundartdichtung. Freiburg 1918. Derselbe, Geschichte der deutschen Mundartdichtung. 1. Teil: Vom Ende des 16. Jahrhunderts bis zu den niederdeutschen Klassikern. 2. Teil: Die nieder-, mittel- und oberdeutsche Mundartdichtung von der Zeit der niederdeutschen Klassiker bis zur Gegenwart. Freiburg 1921. Vgl. auch S. 309 Anmerkung 56 ff.

Dritter Abschnitt (S. 41—71).

[1] Die Dörfer am Niederrhein sind erst jüngeren Ursprungs. Gegen die Annahme einer ursprünglichen Dorfsiedlung im Klevischen spricht entschieden die aller Orten bestehende Vorherrschaft ausgedehnter „Höfekomplexe". Vgl. Th. Ilgen, Zum Siedlungswesen im Klevischen. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 29, 1—83, besonders S. 45—81 (1910).

[2] Anton Mackes, Donken in „Der Niederrhein", Jahrgang 1920. S. 179—185.

[3] Tacitus, Germania Kap. 16: ut fons, ut campus, ut nemus placuit.

[4] Vgl. z. B. die Flurteilung im Mosellande nach dem S. 293 Anmerkung 11 genannten Buche Das Moselland, 1. Teil, S. 16.

[5] Über die Siedlungsverhältnisse wichtiger Teile des moselfränkischen Gebietes vgl. Rudolf Martiny, Kulturgeographische Wanderungen im Koblenzer Verkehrsgebiet. Suttgart 1911 (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, 19. Band, 3. Heft). — Derselbe, Kulturgeographie des Koblenzer Verkehrsgebietes, 5. Abschnitt: Siedlungen (S. 64—88). Stuttgart 1909 (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, 18. Band, 5. Heft).

[6] Vgl. Willi Peßler, Das altsächsische Bauernhaus in der Rheinprovinz. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 3, 272—282 (1906). — Derselbe, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906.

[7] Willi Peßler in der Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde 3, 276.

[8] Willi Peßler ebenda S. 281. Vgl. dazu Anton Mackes, Zur Südgrenze des sächsischen Bauernhauses am Niederrhein. „Der Niederrhein", Jahrgang 1921, S. 10—12.

[9] „Die Häuser des Landmanns im Oßnabrückischen sind in ihrem Plan die besten." Patriotische Phantasien, 3. Teil, S. 144—146, herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. v. Voigt, geb. Möser. Neue verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin bey Friedrich Nicolai 1778.

[10] Vgl. Fr. Deneken, Die Sammlung niederrheinischer Tonarbeiten. Krefeld 1914.

[11] Vgl. v. Pelser-Berensberg, Alt-Rheinisches, Tafel XI. Düsseldorf 1909.

[12] A. Zengeler, Die ländliche Bauweise der Eifel. Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 7. Jahrgang, 1. Heft (1913).

[13] Die fränkische Form der Haus- und Hofanlage ist über die mittelfränkischen Lande hinaus im Südwesten bis in die heutigen alemannischen Landschaften verbreitet, desgleichen im Süden und Osten des Reiches bis nach Schlesien und Österreich.

[14] Franz Cramer, Römisch-fränkische Zusammenhänge in der Baukunst. Kölnische Volkszeitung Nr. 407 vom 1. Juni 1921.

[15] Hunsrück, Das Bauernhaus von F. Haeuser. Mitteilungen des Rhein. Ver. f. Denkmalpflege und Heimatschutz, 3. Jahrgang, 3. Heft (1909).

[16] Vgl. die Schrift: Von alter rheinischer Heimatkunst. Beiträge zum Verständnis der alten Steinmetzkunst und Fachwerkbauten, der Fachwerkfiguren

und der germanischen Heilszeichen an Bauten. [Von H. A. Waldner.] Verlag der Deutschen Bauhütte. Hannover [1917].

[17] Eine eigenartige Bekleidung der Lehmwände an der Wetterschlagseite war in Kolwerat am Hochkelberg (Eifel) zu sehen. Man benutzte langstengelige Moospflanzen (Polytrichum commune) in der Art, daß 15—20 cm lange Stengel mit dem Wurzelende nach oben in Streifen an die Wand geklebt wurden. Über diese befestigte man einen, zwei, drei und weitere Streifen so, daß die Streifen sich teilweise dachziegelartig deckten. Die Wurzelenden wurden auch wohl durch aufgenagelte Latten befestigt. Da das Moos sehr wetterbeständig ist, hielt die Bekleidung viele Jahrzehnte.

[18] Über die Schieferbauweise im Bergischen vgl. F. W. Bredt, Das Bergische Bürgerhaus. Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 1. Jahrgang, 2. Heft, 1907. — Derselbe, Bergische Gartenbauten. Mitteilungen, 8. Jahrgang, 1. Heft, 1914. — Vgl. auch „Oberbergisches Land", verschiedene Aufsätze. Mitteilungen, 5. Jahrgang, 3. Heft, 1911.

[19] Otto Schell, Das bergische Haus und seine Wandlungen im Laufe der Zeit (Die Stadt Elberfeld, Festschrift zur Dreijahrhundert-Feier 1910, S. 212 ff. Elberfeld 1910).

[20] A. v. Behr, Das Fachwerkhaus am Rhein und an der Mosel. Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 1. Jahrgang, 3. Heft (1907). Vgl. auch die Abbildungen 16—26 im „Zehnjahrsbericht" des Vereins, 10. Jahrgang, 3. Heft (1916).

[21] Vgl. Anton Mackes, Niederrheinische Türklopfer. Rheinische Heimat 1, 84 (1921).

[22] Kleine Sammlungen rheinischer Hausinschriften in der Monatsschrift für rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde, 1, 197. 2, 607 (1875. 1876).

[23] Zusammengesetzt aus den Wörtern Tür und Pfahl, dur und pilus oder palus Pfahl. „An Stelle der Türschwelle lag wie ein Pfahl ein derbes Wurzelstück" (?), so Ferdinand Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart, S. 127. Bonn 1904. — Derselbe, Rheinische Geschichtsblätter 7, 89. Bonn 1904.

[24] Bei vielen Bürgerhäusern in Köln diente das Vorhaus als Küche, Treppenraum, Wohnraum, Laden, Warenniederlage. Vgl. Hans Vogts, Das Kölner Wohnhaus bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, S. 50—51. Köln 1914. Die einzelnen Teile des Hauses weisen im Rheinlande den verschiedenen rheinischen Landschaften entsprechend eine mannigfaltige Bezeichnung auf. Zahlreiche Vergleichungen bringt die Arbeit von Hermann Schmoeckel, Das Siegerländer Bauernhaus nach seinem Wortschatze dargestellt. Bonn 1912.

[25] Zu mhd. hâhel, ahd. hâhila oder hâhala Hängel, und hâhan hängen.

[26] Im Jahre 1609 wird in Köln Hanß Kesseller, der Erbe seines Vetters Georg Kesseller, in das Haus und Besitztum des Verstorbenen durch den Notar in Gegenwart von Zeugen eingewiesen. Er tritt „zur Kuchen" ein und „schürzt daselbst den Haell obig dem fewer uff und nider". Ähnliche sinnbildliche Handlungen vollbringt er an anderen Teilen des zu übernehmenden Besitztums. Testament K 240 Stadtarchiv Köln.

[27] Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 114. Dülken [1893].

[28] Aus harscht zu mhd. harst Rost (hersten rösten) und Stein. Verbreitet ist das Wort im moselfränkischen Gebiet. Vgl. Hermann Schmoeckel, Das Siegerländer Bauernhaus nach seinem Wortschatze dargestellt S. 106. Bonn 1912.

[29] Die Holzasche lieferte auch die Pottasche, zu deren Herstellung wohl auch ein besonderer Raum hinter der Tenne in der Scheuer diente, die sogen. Louchkamer.

[30] Rent- und Lagerbuch des Cisterzienserklosters Mariawald 1515—1656, Stadtarchiv Aachen Nr. 129.

[31] Milchplatel = Milchbar aus Steingut, vgl. das niederländische plateel. Smanckzynckger zu Schmank, Schmant = Rahm und Zinkchen = Büttchen, vgl. mittelniederdeutsch tine, verkleinert tineken, Butte, Kübel. Scharreffbrett = Scharfbrett, Brett zum Schärfen der Messer?

[32] Über die Verbreitung des Wortes im Rheinlande und seine mögliche Bedeutung siehe Hermann Schmoeckel, Das Siegerländer Bauernhaus nach seinem Wortschatze dargestellt S. 108—109. Bonn 1912.

[33] Anschauliche, durch gute Abbildungen gestützte Darstellung des Takens bei A. Zengeler, Die Ländliche Bauweise der Eifel. Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 7. Jahrgang, 1. Heft, S. 69—72 u. 59—67 (Abbildungen).

[34] Über Eifeler Bauernkunst (Möbelstücke) vgl. den Aufsatz von Peter Hörter im Eifelvereinsblatt 19, 8—11 (1918). Vgl. auch v. Pelser-Berensberg, Alt-Rheinisches. Trachten, Hausrat, Wohn- und Lebensweise. Düsseldorf 1909.

[35] Otto Schell, Bergischer Volkshumor, S. 147. Leipzig 1907 (Der Volksmund, Band XII).

[36] Über den Tresor vgl. Adam Wrede, Köln und Flandern-Brabant (Kulturhistorische Wechselbeziehungen vom 12. bis 17. Jahrhundert) S. 86 Köln 1920.

[37] Vgl. J. Schreiber, Die Wollindustrie zu Dudeldorf (Kr. Bitburg), 1. Die Wollspinnerstube, 2. die Webkammer. Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 3, 210—216 (1906).

[38] Karl Schmitz, Der Handwebstuhl in der Krefelder Mundart. Zeitschr. d. Vereins f. rhein. u. westf. Volkskunde 10, 133.

[39] Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 339^{b}.

[40] Mitgeteilt von Frau L. Buchholz aus Crommenohl im Kreise Wipperfürth.

[41] Literatur zur Strohdachfrage in den Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, 7. Jahrgang, 1. Heft, S. 86 und 87 (1913).

[42] Über den apotropäischen Charakter des Hauslauchs s. Max Höfler, Volksmedizinische Botanik der Germanen S. 79—82. Wien 1908.

[43] Über den Schleevertag vgl. auch Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube, S. 97. Iserlohn (1854/58).

[44] Bergischer Volkskalender für das Jahr 1920 S. 59. Berg. Gladbach 1920.

[45] Über das Fest am Reechtdaach (Richttag, Haushebungsfest) siehe auch Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 116. Dülken [1893].

[46] Das Buch Weinsberg, Urschrift 3, 312.

[47] Vgl. Rheinische Geschichtsblätter 1, 9 (1895).

[48] Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 533 b.

[49] Vgl. Ernst Grohne, Die Hausnamen und Hauszeichen, ihre Geschichte, Verbreitung und Einwirkung auf die Bildung der Familien- und Gassennamen, Göttingen 1912, dazu die Besprechung von Hermann Keussen in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst 31, 486—489. In Trier finden sich Hausnamen seit 1240; vgl. Gottfried Kentenich, Geschichte der Stadt Trier S. 189. Trier 1915.

[50] Das Buch Weinsberg, Urschrift 1, 334.

[51] Das Buch Weinsberg, Urschrift 1, 512.

[52] Das Buch Weinsberg, Urschrift 1, 393 b und 503 b. Die Hausbau- und Einzugsfeiern scheinen in der Stadt und auf dem platten Lande zu gewissen Zeiten sehr ausgelassen gewesen zu sein. Für das Ende des 16. Jahrhunderts bezeugt diese Tatsache ein allgemeines Verbot vom Jahre 1584 im Herzogtum Kleve. Vgl. die Sammlung der Gesetze usw. von Scotti.

[53] Den drohenden Untergang der volkstümlichen Bauweise hilft der 1906 gegründete „Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz" bekämpfen durch „gesunde Weiterbildung der rheinischen Bauweisen". Vgl. die Veröffentlichungen des Vereins „Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz" Jahrgang 1—14 (1907—1920) sowie „Nachrichten aus der rheinischen Denkmalpflege" Jahrgang 1—2 (1919 bis 1920).

Vierter Abschnitt (S. 72—84).

[1] Die geschichtliche Entwicklung der Trachten wird gut betont in dem Werkchen von Karl Spieß „Die deutschen Volkstrachten". (Aus Natur und Geisteswelt 342). Leipzig 1911. Von rheinischen Trachten ist leider fast gar nicht die Rede.

[2] Das Buch Weinsberg, Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. 4. Band S. 258. Bonn 1898.

[3] Vgl. das Verzeichnis „weiblicher Kölner Trachtenfiguren 1643" in dem Aufsatz „Wenceslaus Hollar und sein Aufenthalt zu Köln in den Jahren 1632—1636". Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 33, 148—149.

[4] Nach brieflichen Mitteilungen aus Koblenz vom 23. 3. 1920.

[5] Vgl. auch v. Pelser-Berensberg, Alt-Rheinisches. Trachten, Hausrat, Wohn- und Lebensweise. S. 14, 20, 25, 26. Düsseldorf 1909.

[6] Bratenrock, wohl soviel wie Wadenrock zu brâto, mhd. brât = Dickfleisch, Wade, also ein Rock, der bis an die Waden reicht.

[7] Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren (d. h. 1812) S. 18. Köln 1862.

[8] Anschauliche Schilderungen über die ältere Tracht bei Männern und Frauen und ihre Verdrängung von weiland Pfarrer Zinken aus Münstereifel (1806 bis 1879), abgedruckt Rheinische Geschichtsblätter 10, 208—209 (1914).

Für den Hunsrück vgl. Oertel, Bauerntrachten. Mitteilungen des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz 3, 169—173 (1909).

[9] Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 5, 214 (1908).

[10] Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 7, 277 (1910).

[11] Ernst Weyden, Köln am Rhein vor 50 Jahren, S. 90. Köln 1862.

[12] Vgl. Franz Cramer, Zur rheinischen Volkskunde in Nr. 957 der Kölnischen Volkszeitung vom 7. Dezember 1919.

[13] Ernst Weyden, Das Ahrtal S. 215. Bonn 1839. Gottfried Kinkel, Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben S. 295. Bonn 1846.

[14] Ernst Weyden, Köln am Rhein vor 50 Jahren S. 90. Köln 1862. Rheinische Geschichtsblätter 7, 169.

[15] Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 121. Dülken [1893].

[16] Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 7, 277 (1910). Vorher, bis in die vierziger Jahre, trugen die Frauen die „Dodderhauf", ebenda S. 287, Anm. 1. Über Frauenhauben und -tracht auf dem Hunsrück vgl. auch A. v. Cohausen in den Bonner Jahrbüchern 18, 44—45. 70 (1852).

[17] Eine „frawenhaub oder cornett" wird 1623 in Köln erwähnt.

[18] Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren S. 91. Köln 1862.

[19] H. Bartmann, Die Grafschafter (Mörser) Tracht in „Der Niederrhein", Jahrgang 1920, 64—66.

[20] Zu Wort und Gegenstand vgl. auch Ferdinand Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart S. 145, Bonn 1904.

[21] Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren S. 92. Köln 1862. Derselbe, Das Ahrtal S. 215. Bonn 1839: Eine eigentümliche Nationaltracht vermißt man, doch haben sich die so sehr schmeichelnden kölnischen Häubchen (Untermützchen, Treckmützchen), die durch eine rundgebogene Spange (Ohreisen) auf dem Kopfe befestigt, bei Mädchen und Frauen noch erhalten.

[22] Nach A. v. Cohausen, Alte Verschanzungen und Grabhügel auf dem Hunsrücken, § 14 Der Volksstamm (Bonner Jahrbücher 18, 44—45, 1852) wurde das ripuarische (Köln, Ahr) Ohreisenmützchen mittels einer wagerecht liegenden Spange und das moselfränkische durch eine aufrecht stehende Spange auf dem Kopfe festgehalten.

[23] Gottfried Kinkel, Die Ahr S. 295. Bonn 1846. v. Pelser-Berensberg, Alt-Rheinisches S. 22. Düsseldorf 1909.

[24] Vgl. J. H. Schmitz, Sitten und Bräuche des Eifler Volkes S. 53. Trier 1856.

[25] Das Buch Weinsberg 2, 166. Leipzig 1887. Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert.

[26] Das Buch Weinsberg 2, 70.

[27] Otto Schell in Zeitschr. d. Vereins f. rhein. u. westf. Volkskunde 5, 269,

Fünfter Abschnitt (S. 85—114).

[1] Vgl. Willi Scheel, Jaspar von Gennep und die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Köln. Trier 1893. (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Ergänzungsheft 8.)

[2] Nettesheim, Geschichte der Schulen im alten Herzogtum Geldern S. 486 f. Düsseldorf 1881.

[3] Das Buch Weinsberg, Urschrift 3, 222.

[4] Vgl. Theodor Frings, Mittelfränkisch-niederfränkische Studien I. Das ripuarisch-niederfränkische Übergangsgebiet in „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur" 41, 193—271 (1916).

[5] Über diese beiden Sprachlinien vgl. Theodor Frings in der Abhandlung „Zur Geschichte des Niederfränkischen in Limburg", Zeitschrift für deutsche Mundarten Jahrgang 1919 vornehmlich S. 99—105.

[6] Heft V der Sammlung „Deutsche Dialektgeographie" (Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches herausgegeben von Ferdinand Wrede) Marburg 1913. Derselbe, Das Alter der Benrather Linie in „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur" 39, 362—376 (1914).

[7] Vgl. Georg Wenker, Das rheinische Platt. Düsseldorf 1877. Neudruck in der Sammlung „Deutsche Dialektgeographie", Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs, herausgegeben von Ferdinand Wrede, Heft 8. Marburg 1915. Vgl. auch Otto Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache, 4. Auflage. Straßburg 1916.

[8] Über Georg Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches siehe Anzeiger für das deutsche Altertum 18 ff.

[9] Vgl. Edward H. Sehrt, Zur Geschichte der westgermanischen Konjunktion Und. Göttingen 1916. Dazu Wilhelm Seelmann in Niederdeutsches Jahrbuch 45, 27 (1919).

[10] Vgl. Emil Böhmer, Sprach- und Gründungsgeschichte der pfälzischen Colonie am Niederrhein. Marburg 1909 (Sammlung Deutsche Dialektgeographie, herausgegeben von Ferdinand Wrede, 3. Heft).

[11] Vgl. dazu Walther Tuckermann „Eupen, Malmedy und Monschau" in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin Jahrgang 1921 Nr. 1/2.

[12] Die geldrische Sprache kennt oder vielmehr kannte das ij (= ei) nicht; dieser Laut ei (ij) dringt immer mehr ein.

[13] J. Franck, Altfränkische Grammatik S. 3. Göttingen 1909. Für das Kölnische der älteren Zeit nachgewiesen von Adam Wrede, Köln und Flandern-Brabant. Kulturhistorische Wechselbeziehungen vom 12. bis 17. Jahrhundert. 8. Abschnitt Sprachliche Beziehungen S. 95 ff. Köln 1920.

[14] Über ein ähnliches u-farbiges l auf dem südlichen Eichsfelde vgl. K. Hentrich in der Zeitschr. f. Deutsche Mundarten 19, 72—74 (1919).

[15] Vgl. auch Ferdinand Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart § 191 (S. 140). Bonn 1904.

[16] Vgl. A. Tonnar u. W. Evers, Eupener Wörterbuch. Eupen 1899.

[17] C. Nörrenberg, Ein niederrheinisches Akzentgesetz (Paul und Braune, Beiträge 9, 402—412). Ferdinand Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart S. 15. Bonn 1904.

[18] Theodor Frings, Studien zur Dialektgeographie des Niederrheins zwischen Düsseldorf und Aachen. Marburg 1913, §§ 8 u. 319. Derselbe besonders in:

Die rheinische Akzentuierung, Marburg 1916 (beide Arbeiten in der Sammlung „Deutsche Dialektgeographie", Heft 5 u. 14).

[19] Adolf Bach, Die Schärfung in der moselfränkischen Mundart von Arzbach. Dissertation Gießen 1921. Vgl. auch den knappen Hinweis bei Aloys Thomé, Untersuchungen zum Vokalismus der moselfränkischen Mundart von Kenn. S. 7. Dissertation Bonn 1908.

[20] Ferdinand Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart, S. 24.

[21] J. J. Maaßen, De Oecher Flür (Auslese). Gedichte meiner frohen Laune in der Aachener Mundart. Aachen 1854.

[22] J. N. Becker, Beschreibung meiner Reise in den Departementern vom Donnersberge, vom Rhein und von der Mosel im sechsten Jahre der französischen Republik. Berlin 1799. 2. Auflage Berlin 1808.

[23] Handwerker Karl Stursberg, aus Hückeswagen gebürtig. Vgl. Otto Schell, Die plattdeutsche Dichtung im Bergischen. Monatsschrift d. Bergischen Geschichtsvereins, 22. Jahrg., S. 108 (1915).

[24] Eine Fülle von Proben rheinischer Stimmen und Stimmungen in Redensarten, Sprüchen, Sprichwörtern, Erzählungen, Liedern bietet das Werk Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern. Herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich. 3 Bände. Berlin 1843—1865. Übersichten über die „Deutsche Mundartenforschung und -dichtung" siehe in der Zeitschrift für Deutsche Mundarten Jahrgang 1906, 1915, 1916 und 1920. Die rheinischen Gebiete sind gut vertreten.

[25] Die der Volkssprache, zumal der rheinischen, innewohnende Kraft zu veranschaulichen und zu versinnlichen weist Joseph Müller sehr gut nach an den vielfältigen rheinischen Bezeichnungen für Purzelbaum (Zeitschrift für Deutsche Mundarten 1916, 371—382) und Hackepack tragen (in derselben Zeitschrift 1917, 3—16).

[26] Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht 15, 646.

[27] Erich Leihener, Cronenberger Wörterbuch. Marburg 1908 (Deutsche Dialektgeographie, Heft 2).

[28] Albert Richter, Deutsche Redensarten, 3. Aufl., herausgeg. von O. Weise, Leipzig 1910, Nr. 93. Hermann Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache, S. 159. Weimar 1896.

[29] M. Schollen, Aachener Sprichwörter und Redensarten, 2. Aufl. Nr. 1362. Aachen 1913.

[30] Läeger bedeutet überhaupt die Nachgeburt bei Tieren.

[31] Eine kleine Sammlung Engel, Hellige un Düvel im Alt-Köln-Kalender 1914 S. 11.

[32] Als Beispiel diene ein Fall aus dem Jahre 1501, mitgeteilt aus den Kölner Universitätsakten. Zwei Studenten stehen vor einem Hause, da sie der Meinung sind, von einer Frau Geld zu erhalten. Deren Mann „Cristgin van Aich, piffer", kommt aus dem Hause, stößt den einen Studenten mit der Faust in die Seite und sagt, „dat si sich van sime huise machden off hei wulde si also stechen, dat in der dreck umb die voeße sulde hangen."

[33] Einen kleinen Beitrag zur Bildersprache der Weistümer liefert Heinrich

Lentz, Volkstümliche Maßbezeichnungen in den rheinischen Weistümern. Rheinisches Land 1, 50—52. 67—69 (1921). Den Versuch, Weistümer zur Kennzeichnung eines rheinischen Volksteiles zu verarbeiten, unternahm zuerst Bruno Markgraf in dem Buche „Das Moselländische Volk in seinen Weistümern". Gotha 1907. (Geschichtliche Untersuchungen 4. Band, herausgegeben von Karl Lamprecht.)

[34] Über die Verbreitung der Weistümer siehe Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer Vorrede X—XI (4. Auflage Leipzig 1899). Die Weistümer selbst gab Jakob Grimm in 4 Bänden 1840—1863 heraus; L. Maurer und R. Schröder ließen 1866 u. 1869 einen 5. u. 6. Band folgen. Der Anteil des Rheinlandes an Grimms Sammlung: Weistümer aus den Gegenden des Westerwaldes zwischen Lahn, Rhein und Sieg Grimm 1, 602—649. 4, 581—589. 5, 328—338. Weistümer aus Deutz (1386) 3, 3—7. Hilden und Haine (unweit Solingen) 3, 8—11. Barmen 3, 11—17. Blankenberg (Sieg) 3, 17—22. Lohmar (a. d. Agger) 3, 23—24. Seelscheidt (bei Lohmar) und weiteres 3, 24—26 bzw. bis 55. Weistümer von der Saar, dem Hochwald, dem Idarwald, dem Hunsrück, der Ober- und Untermosel, aus der Eifel, aus den Gegenden zw. Eifel, Ahr, Rhein, Ruhr, zw. Ruhr und Maas, die ganze linke Rheinseite, im ganzen 2. Bande, ferner 3, 740—900 (Nachträge). 4, 708—809. 6, 421—716. Neuere Ausgaben und Bearbeitungen „Die Weistümer der Rheinprovinz. Erste Abteilung Die Weistümer des Kurfürstentums Trier. Erster Band (Boppard, Koblenz, Amt Bergpflege) herausgegeben von Hugo Loersch. Bonn 1900. Zweite Abteilung Die Weistümer des Kurfürstentums Köln. Erster Band (Amt Hülchrath) herausgegeben von Herm. Aubin. Bonn 1913. Zweiter Band (Amt Brühl) herausgegeben von Herm. Aubin. Bonn 1914.

[35] Vgl. Julius Wegeler, Coblenz in seiner Mundart. 2. Auflage bearbeitet von Karl Schwarz. Coblenz 1906.

[36] Vgl. außer anderen von John Meier in Pauls Grundriß der germanischen Philologie 2, 1274. 1286 (2. Auflage Straßburg 1909) angegebenen Sammlungen noch H. Röttsches, Crefelder Mundart. Wissenschaftl. Abhandlung nebst volkstümlichen Redensarten und Liedern. 2. Aufl. Krefeld 1882. Ferdinand Schmitz, Volkstümliches aus dem Siebengebirge S. 52—108. Bonn 1901, auch in den Rheinischen Geschichtsblättern 3 (1897) und 4 (1899) veröffentlicht. Julius Wegeler, Coblenz in seiner Mundart S. 86—90, Coblenz 1906. G. Hausmann, Wat de al Lüt säten. Sprichwörter aus dem nördlichen Teile des Reg.-Bez. Aachen. Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 6, 144—46. Wörterbuch der Elberfelder Mundart, vorzüglich im Nachtrag S. 193—196, Elberfeld 1910. Alt-Köln-Kalender Jahrgang 1914 S. 5—27. „Wie das Volk spricht", Sammlung von etwa 1000 Krefelder Redensarten und Sprichwörtern, Krefeld 1921. Hans Müller-Schlösser, Sprichwörter und Redensarten am Niederrhein. Rheinische Heimat 1, 99—101. 1921. Vgl. auch H. K., De Schorsch of Besuch en Näiwid. Originelle Schilderungen aus dem Neuwieder Leben. Neuwied 1901. Enthält „eine Zusammenstellung von Redeweisen und Wörtern, wie dieselben in ihrer Aussprache für Neuwied charakteristisch sind" in „Form einer Erzählung".

[37] Das Buch Weinsberg, Urschrift 3, 2 b.

[38] In der wahrscheinlich 1748 erschienenen satirischen Schrift „Morpheana oder Traumgesichter in dem Reiche der Tieren nach der Ordnung Aesopi, worin die lächerlichen Eigenschaften und Torheiten der Welt gleichsam abgespiegelt werden." Bonn [1748]. Vgl. auch Karl Beckmann, Heinrich Lindenborn S. 184. Bonn 1908.

[39] Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde S. 338. Straßburg 1898. Otto Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde (Wissenschaft und Bildung Nr. 140) S. 59/60. Leipzig 1917.

[40] Hubert Gierlichs, Sprichwörter aus der Eifel. Rheinische Geschichtsblätter 2, 334 (1896). 5, 131 (1901). 6, 319 (1902).

[41] Alt-Köln-Kalender, Jahrg. 1914, S. 7 u. 19. Fritz Hönig, Sprichwörter und Redensarten in kölnischer Mundart. S. 13 u. 121. Köln 1895.

[42] M. Schollen, Aachener Sprichwörter und Redensarten, 2. Aufl. Nr. 938. Aachen 1913.

[43] Vgl. z. B. die hübsche Sammlung aus Ober- und Niederdollendorf am Fuße des Siebengebirges, veröffentlicht von Ferdinand Schmitz, Volkstümliches aus dem Siebengebirge S. 43—52, Bonn 1901 (Zur deutschen Volkskunde Nr. 5), vorher erschienen in den Rheinischen Geschichtsblättern 3, 357—366 (Bonn 1897).

[44] Ferdinand Schmitz, Volkstümliches aus dem Siebengebirge S. 45. Bonn 1901. Die Arbeit erschien vorher in Fortsetzungen in den Rheinischen Geschichtsblättern 3 (1897) und 4 (1899).

[45] Ferdinand Schmitz, Volkstümliches aus dem Siebengebirge S. 51—52. Bonn 1901 (Rheinische Geschichtsblätter 3, 365—66. 1897).

[46] Mitgeteilt von W. v. Capitaine in der Monatsschrift Rheinische Heimat 1, 69 (1921).

[47] Erich Leihener, Cronenberger Wörterbuch, S. 58. Marburg 1908. Ähnlich in der Zeitschrift „Rheinische Heimat" 1, 69 (1921).

[48] Rheinische Geschichtsblätter 3, 82—84. Zwei längere Neckreime (Hochwald, Landkr. Trier) in der Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 7, 284 (1910).

[49] H. v. Loesch, Die Kölner Zunfturkunden 2, 96. Bonn 1907.

[50] Vgl. dazu Albrecht Keller, Die Handwerker im Volkshumor, besonders S. 124 ff. und 178. Leipzig 1912.

[51] Köln, Stadtarchiv Kriminalakten 1624 Februar 19. Die „Schneidersgesellen" antworten: komme herab, wir wollen dich lehrnen, was ein geiß ist.

[52] Vgl. Joseph Müller, Judenspott in rheinischen Neckrufen. Zeitschrift f. rhein. u. westf. Volkskunde 16, 22—29 (1919).

[53] W. Schmitz, Die Mischmundart S. 144. Dülken [1893]. Der Spott- und Schimpfnamen für einzelne Dörfer und Ortschaften sind so viele, daß sie mit ihren Erklärungen ein Buch für sich füllen würden, wollte man sie alle aufzeichnen. Noch einige Beispiele. Die Bewohner von Braunsrath (Kr. Heinsberg) heißen „Rör Sennengsbück", d. h. Braunsrather Sennengsbäuche. „Senneng" ist das Wasser, das bei der Zubereitung des Klatschkäses durchsickert. „Helforter Plottfotte" bedeutet „Hilfarter Platthinterer". Der Ort Hilfart (Kr. Heinsberg) zählt zu seinen Einwohnern viele Korbmacher,

denen wegen des dauernden Sitzens die körperliche Eigenschaft zugeschrieben wird. Die Ratinger (bei Düsseldorf) werden Daumenklemmer geheißen, weil ihre heidnischen Vorfahren dem hl. Suitbert die Daumen blutig klemmten, wie ein Liedchen berichtet (abgedruckt bei Karl Knortz, Der menschliche Körper in Sage, Brauch und Sprichwort S. 156. Würzburg 1909.). Eine hübsche Sammlung spendet Wilhelm v. Capitaine, Ortsneckereien. Aus Eschweilers Vergangenheit. Beiträge zur Geschichte der Stadt Eschweiler und ihrer Umgebung S. 33—38. Eschweiler 1921.

[54] Die Chroniken der deutschen Städte. Leipzig 1876, 13. Bd. (oder Köln, 2. Bd.) S. 55.

[55] Vgl. Jos. Müller, Rheinische Schilda. Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 1, 250—283 (1904). Ebenda S. 283—293, Schildastückchen aus Leuscheid an der Sieg, mitgeteilt von Chr. Wierz. Eine Probe Leuscheider Schildastückchen gibt August Horn, Das Siegtal S. 61, Bonn 1854 unter der Überschrift „De Löschender A[a]schläh", Leuscheider Anschläge. Die Erzählung ist in der Mundart von Rosbach an der Sieg wiedergegeben. Desgleichen Franz Kapell, Schildbürgerstückchen und Ortsneckereien im Selfkant 3, 190 bis 200 (1906).

[56] Friedrich Schön, Dehemm in Saarbrigge. Gedichte und Erzählungen (Ernstes und Heiteres), 2. Auflage 1910.

[57] P. J. Rottmann (1799—1881). Vgl. Jos. Minn, P. J. Rottmann, der Hunsrück-Dichter (1799—1881) in „Dichterstimmen der Gegenwart" 25, 87—91 (1911).

[58] Philipp Laven (1805—1859) hat das Verdienst, zum ersten Male die Trierer Mundart zu ernster Geltung gebracht zu haben. Im Jahre 1858 veröffentlichte er „Gedichte in trierischer Mundart".

[59] Coblenz in seiner Mundart (vgl. Anm. 35), S. 103—107.

[60] Vgl. Aachens Dichter und Prosaisten, herausgegeben von Heinrich Freimuth. 3 Bände. Aachen 1882—1883. Heinrich Jansen, Öcher Stöckelcher. Aachen 1904. Wilhelm Hermanns, Heäße Quelle. Aachen 1909.

[61] „Kölsche Schelderei" von Wilhelm Koch (1845—1891), 4 Bändchen. Fritz Hönig (1833—1903) „För Jeder jet" (1887) u. a. Wilhelm Schneider-Clauß (geb. 1862), Gesammelte Werke, 10 Bände, 1907 u. ff. Peter Berchem bringt in seiner Sammlung „Gespingks un spintiseet" (Köln 1916) die kölnisch-lyrische Dichtung zu ernster Geltung. Der kölnische Schwank lebt und ersteht in stets neuen Exemplaren in den „kölschen Krätzjen". Vgl. Kölsche Krätzcher. Gesammelt und teilweise wiedererzählt von August Hoursch. Mit einem Geleitwort von Wilhelm Schneider-Clauß. 6. Auflage der großen Sammelausgabe. Köln 1921.

[62] Joseph van der Giese, Sääld-Blome. Gedichte in Dürener Mundart Heft 1. 2. Düren 1838. Joseph van der Giese, Gesammelte Werke. Meist in Dürener Mundart. Im Auftrage des verstorbenen Dichters hrsgg. u. mit seiner Biographie begleitet von mehreren Freunden. Bd. 1. 2. Düren 1854. Jos. Schregel, Det on dat. Düren 1907. Derselbe, Dürener Lävve. Gedichte in Dürener Mundart. Düren 1902.

[63] Gläbäker Letsches on Stöckskes töm Senge on Vertälle. M.-Gladbach 1877.

[64] Fritz van Hoffs, Gäldersche Lidjes än Döntjes. Geldern 1913.

[65] Otto Schell, Die plattdeutsche Dichtung im Bergischen. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 22, 82—118 (1915).

[66] Über Vogelstimmen vgl. J. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 2, 431. Göttingen 1857. Wilhelm v. Capitaine, Vogelstimmen. Aus Eschweilers Vergangenheit S. 70—75. Eschweiler 1921. Über Naturlaute bei Tieren am Niederrhein siehe Hugo Otto, Natur erzählt. Ein Buch von der Heimat S. 86—96. M.-Gladbach 1921.

[67] Vgl. Denkschreff zom ähnze kölschen Ovend S. 47—48. Köln 1909. Wilhelm v. Capitaine, Glockenläuten. Aus Eschweilers Vergangenheit S. 30 bis 33. Eschweiler 1921.

[68] Zeitschr. d. Vereins f. rhein. u. westf. Volkskunde 5, 213—217 (1908). Vgl. Jos. Müller, Purzelbaum. Rheinische Bezeichnungen. Zeitschrift f. deutsche Mundarten 1916, 371—382.

[69] A. Kretzschmer und A. W. von Zuccalmaglio, Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen. Berlin 1840. Franz Ludwig Mittler, Deutsche Volkslieder. Marburg und Leipzig 1855. 2. Auflage. K. Simrock, Die deutschen Volkslieder. Frankfurt a. Main 1851. Von den mitgeteilten Liedern stammen viele aus dem Siebengebirge. Karl Becker, Rheinischer Volksliederborn. Auswahl der edelsten und schönsten Volkslieder mit ihren Melodien der verschiedenen Gegenden der Rheinlande. Aus dem Munde des Volkes und aus geschriebenen Liederbüchern gesammelt. Neuwied a. Rhein [ohne Jahr; 1892]. Andere, meist in Zeitschriften verstreute Sammlungen angegeben in Pauls Grundriß d. germanischen Philologie 2, 1210—1211 (2. Auflage Straßburg 1909). L. Erk u. Fr. M. Böhme, Deutscher Liederhort. 3 Bände. Leipzig 1893—94. Carl Köhler und John Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar mit ihren Melodien aus dem Volksmunde gesammelt. Mit vergleichenden Anmerkungen. Halle 1896. P. Norrenberg, Niederrheinische Volkslieder. Im alten Mühlgau gesammelt von Dr. Hans Zurmühlen. Leipzig 1879.

[70] Vgl. Carl Schumacher, Niederrheinische Volkslieder in „Niederrheinischer Kalender auf das Jahr 1913" S. 34—37. Krefeld 1913.

[71] Zeitschr. d. Vereins f. rhein. u. westf. Volkskunde 5, 213—217 (1908).

[72] G. Kentenich, Das deutsche Volkslied der Gegenwart S. 10. Trier 1917.

[73] Vgl. z. B. P. J. Kreuzberg, Blüten der Volkslyrik von der unteren Agger. Rheinische Geschichtsblätter 8, 56—57 (Bonn 1907).

[74] Von dem Advokaten Leberecht Drewes 1836 verfaßt und 1847 veröffentlicht. Nach Fritz Günther, Die schlesische Volksliedforschung (Breslau 1916) das in Schlesien am meisten gesungene Volkslied. Als fünfstrophiges, auch im Texte abweichendes Lied für Ägidienberg (Siebengebirge) nachgewiesen und aufgezeichnet von Otto Schell, Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 9. 26 (1912).

[75] Vgl. aus des Knaben Wunderhorn „Die gute Sieben" (Es war einmal ein junger Knab', der liebt sein Schätzlein sieben Jahr', Wohl sieben Jahr und noch viel mehr, die Lieb', die nahm kein Ende mehr). Ferner Karl Simrock, Die deutschen Volksbücher, 8. Band (Volkslieder) „Der treue Knabe". Frankfurt 1851.

[76] G. Kentenich in der Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 13, 20 (1916). Vgl. im übrigen Otto Schell, Das Volkslied, Leipzig 1908, S. 151—153, Lieder „sozialen“ Charakters. Auf dem besten Wege, ein Volkslied zu werden, war das von dem Rheinländer Konrad Ramrath vertonte, aus dem großen Weltkriege hervorgegangene Gedicht: „Im Feldquartier“, dessen erste Strophe lautet:

Im Feldquartier auf hartem Stein
Streck ich die müden Füße
Und sende in die Welt hinein
Der Liebsten meine Grüße.
Nicht ich allein hab's so gemacht,
Annemarie!
Von der Liebsten träumte bei der Nacht
Die ganze Kompagnie.

Vgl. dazu Heimatblätter für das Industriegebiet 1, 74 (1919).

[77] Zeitschr. f. rhein. und westf. Volkskunde 7, 280 (1910). Vgl. dazu „Sterben ist harte Buß“ (Karl Simrock, Die deutschen Volkslieder). Ein anderes mundartliches Liedchen überliefert P. J. Kreuzberg von der unteren Agger, das Liedchen „Der Sperbel flog eröm on töm, Hä flog wahl öm dä Slaaß“. Vgl. Rheinische Geschichtsblätter 8, 52—53 (1907).

[78] Vgl. die Sammlung „Volkslieder aus dem Bergischen“ von Otto Schell in der Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 9, 190—197 (1912).

[79] Mitgeteilt von Frau A. Jansen-Bercker (†) in Kevelaer. Die erste Strophe lautet:

Segnend durch Judäas Fluren
Wandelte der Menschenfreund,
Und es folgten seinen Spuren
Dulder, die zuvor geweint.

[80] Gedichtet 1846 von Theodor Reck, Pfarrer in Feldkirchen bei Neuwied, vertont von dem Trierer Musikus Georg Schmitt, vermutlich in demselben Jahre.

[81] Praktische Pflege des rheinischen Volksliedes treibt die im Jahre 1912 von Theodor Imme († 1921), Carl Köhler und Ludwig Riemann gegründete „Essener Spinnstube“. Vgl. Die Spinnstube. 30 schöne, lebende rheinische Volkslieder mit Klavierbegleitung. Noch ihren Worten und Weisen aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von Carl Köhler und Ludwig Riemann. Essen 1913.

Sechster Abschnitt (S. 115—143).

[1] Vgl. Otto R. Redlich, Jülich-Bergische Kirchenpolitik am Ausgange des Mittelalters und in der Reformationszeit. Erster Band: Urkunden und Akten 1400—1553. Bonn 1907. Zweiter Band: Visitationsprotokolle und Berichte. Erster Teil: Jülich (1533—1589). Bonn 1911. Zweiter Teil: Berg (1550 bis 1591). Bonn 1915.

[2] Aus dem großen Sagenborn des Rheinlandes gibt Otto Schell in „Sagen des Rheinlandes“, Leipzig 1922, eine Auswahl nebst Quellenangaben.

[3] Ein Märchen (oder mehr Märchenschwank) wie „Van enem, dä Jlöck hot" aus der Nordeifel, aufgezeichnet in der Mundart von Hans Hilger, Leversbach b. Nideggen (Die Westmark, Heimatblatt der linksrheinischen Wandervögel 1, 19—20. 1919) bringt das verbreitete Motiv von dem Dummen, der eine Lehre, eine Weisung mißversteht oder zu wörtlich auffaßt, aber auf diese Weise sein Glück macht. Das Märchen von der Unke (Grimm) hat auch in Reifferscheid (Eifel), freilich mit anderem Ausgang gelebt und ist in Eifeler Mundart „De Onkeköning" von Hubert Gierlichs aufgezeichnet in den Rheinischen Geschichtsblättern 3, 280.

[4] Vgl. Jos. Greven, Kleinere Studien zu Cäsarius von Heisterbach, Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 91, 1—35 (1916). Die bemerkenswertesten früheren Arbeiten über Cäsarius sind aufgeführt im Urkundenbuch der Abtei Heisterbach, bearbeitet von Ferdinand Schmitz, S. 6 (Einleitung). Bonn 1908.

[5] Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 138 b. Stadtarchiv Köln.

[6] „In der ganzen Nacht nicht aufgewacht, Vorbedeutung von Frieden und Ruhe". Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 482 b.

[7] Ähnlich J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 1, 210 (1852).

[8] Vgl. auch J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 1, 213 (1852): Von Fischen, Blumen oder Obst träumen bedeutet Tod eines nahen Anverwandten (rheinisch).

[9] Hartmanns Erec, hrsgg. von M. Haupt, 2. Aufl. Leipzig 1871. V. 8122 ff. ,,Keins swachen glouben er phlac . . . er was kein wetersorgaere; er sach im als maere des morgens über den wec varn die iuweln (Eule) sam den musarn (eine Falkenart). Berthold von Regensburg († 1272) bedient sich bereits deutlich des Wortes anegane in seinen Predigten (herausgegeben von Fr. Pfeiffer Wien 1862) I 264, 22 ff. Der Prediger klagt: „So gloubent eteliche an boesen anegane, daz ein wolf guoten anegane habe, der aller der werlte schaden tuot, und daz ein gewîhter priester boesen anegane habe, an dem aller gloube lît.

[10] Ernst Weyden, Köln a. Rhein vor fünfzig Jahren (d. i. 1812), S. 112.

[11] Otto Schell, Der Orakelglaube im Bergischen, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 256 (1914), u. Joseph Müller, Vorbedeutungen aus der Eifel, ebenda 12, 57 (1915).

[12] Aberglaube (Vorbedeutungen) bei Brautleuten, ebda. 5, 117 (1908).

[13] Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren (d. i. 1812), S. 111. Ähnliche Vorbedeutungen in Form von Sagen mitgeteilt von Otto Schell, Bergische Sagen (Elberfeld 1897). und Neue Bergische Sagen (Elberfeld 1905). Ferner Heinrich Hoffmann, Zur Volkskunde des Jülicher Landes, 2. Teil: Sagen aus dem Indegebiet S. 1—3. Eschweiler 1914.

[14] Der Tote erscheint in diesem Volksglauben genau genommen als lebender Leichnam mit gefährlichen Kräften. Der Glaube tritt deutlich zutage in einer Überlieferung aus Lucherberg (Jülicher Land), mitgeteilt von Heinrich Hoffmann S. 3 (vgl. vorige Anmerkung) unter der Überschrift „Das Nichterstarren einer Leiche". Es heißt: „Will die Leiche nicht erstarren, so holt nach weitverbreitetem früherem Volksglauben der Tote noch andere Familienmitglieder

mit sich im Tode nach. So lag in Lucherberg in einem Hause die Leiche einer Tochter mehr wie schlafend als tot auf dem „Schof". Ihr Körper fühlte sich weich an und war auch selbst dann nicht erstarrt, als man sie in den Sarg legte. Es herrschte daher große Furcht und bange Erwartung unter den Familienmitgliedern, wer der Toten ins Grab nachfolgen müsse. Das Gefürchtete trat bald ein, und ein Sohn des Hauses starb." Über die Kräfte des Toten vgl. Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde und Mythologie S. 25—40: Der lebende Leichnam. Jena 1921. Mit diesem Glauben hängt das Bahrrecht und die Bahrprobe zusammen, d. h. die Ermittlung des Mörders durch (Blut)zeichen seines Opfers, wie sie im Nibelungenlied bei Siegfrieds Leiche verwendet ist. Vgl. dazu Franz Kondziella, Volkstümliche Sitten und Bräuche im mittelhochdeutschen Volksepos S. 145 (Wort und Brauch. Volkskundliche Arbeiten namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Theodor Siebs und Max Hippe, 8. Heft. Breslau 1912). Der Glaube an die Kraft des Toten und die Erprobung zu gerichtlichen Zwecken lebte in Köln nachweislich bis 1645 im Volke (Belege von 1532—1645 in den Sammlungen des Altkölnischen Sprachschatzes). Eine reiche Auswahl von Todvorbedeutungen im Bergischen bringt Otto Schell in Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 5, 241 (1908), desgleichen Joseph Müller ebenda 15, 102—113 (1918).

[15] Über „Sternglaube und Sterndeutung" allgemein vgl. Boll in Nr. 638 der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt", 2. Auflage. Leipzig 1919.

[16] Tierorakel im Bergischen von Otto Schell, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 257—265.

[17] Die Frage nach der Herkunft der Wetterregeln zu beantworten, ist nicht so leicht. In der Abfassung gehen viele bis auf den berühmten Geographen und Astronomen Claudius Ptolemäus (150 n. Chr.) zurück, der sie mit großem Fleiß sammelte. Im Gebrauch waren sie freilich noch weit früher, wie ihre Erwähnung bei Dichtern Vergil, Hesiod und Homer und in der Bibel im Buche Hiob beweist. Vgl. J. Paffrath, Von der alten Wetterweisheit zur modernen Klimatherapie in „Stimmen der Zeit" 45, 493—496 (1915), 88. Band der Stimmen aus Maria Laach.

[18] Wilhelm Sieben, Wetterregeln aus Kempen, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 248 (1915).

[19] Vgl. Joseph Müller, Der Kuckuck im rheinischen Volksglauben. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 16, 178—88 (1915).

[20] Eine alte, oft erprobte Bauernregel, welche die Botaniker und Forstleute gelten lassen, und die sich 1911 bei dem heißen Sommer bestätigte, ähnlich im Jahre 1919, wenigstens im Mai und Juni.

[21] Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 70.

[22] Daß die Annahme einer Zeitdauer von genau vierzig Tagen irgendwelche Berechtigung habe, ist von vornherein ausgeschlossen. Im übrigen haben genaue meteorologische Beobachtungen dargetan, daß einzelne solcher Lostage nicht die geringste Beziehung zur Wetterentwicklung haben. Regengüsse und Kälterückfälle im Juni oder Juli haben z. B. nichts mit diesem oder jenem Tage zu tun, sondern mit Strömungen der Luft, die gelegentlich und

unvermittelt eindringen. Auch 1921 sah man mit Spannung dem 2. Juli entgegen. Es regnete zum Leidwesen vieler. Aber es regnete nun nicht 40 Tage weiter, sondern es trat bald eine bis Anfang August dauernde und nach wenigen Regenfällen sich fortsetzende große Hitze und Dürre ein.

23 Eine recht derbe rheinische Fassung überliefert J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 2, 367 (1857), andere ähnlich derb Joseph Müller, Die Nuß in rheinischer Sprache und Sitte, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 14, 51 (1917).

24 Der Bartholomäustag ist ein in ganz Deutschland viel beachteter Lostag. Joseph Müller, Der Bartholomäustag im rheinischen Volksbrauch, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 13, 139 (1916).

25 Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 322 b.

26 Eine umfangreiche und treffliche Zusammenstellung von Lostagen für einen anderen Teil Deutschlands bietet Eduard Kück, Wetterglaube in der Lüneburger Heide, S. 53—98. Hamburg 1915. Einen „Bergischen Wetterkalender" bringt Otto Schell in Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 268 (1914). Vgl. auch 12, 230 u. 244.

27 Das Buch Weinsberg 3, 56. Bonn 1897.

28 Postilla oder Außlegung der Fest- und Feyertaeglichen Evangelien durch das ganzte Jahr . . . durch R. P. Georgium Scherer Societatis Jesu Theologum [Anderer Teil von den lieben Heyligen Gottes] Seite 6 a. Cölln bey Johann Wilhelm Friessem Anno 1683.

29 Otto Schell, Liebeszauber und Liebesorakel im Bergischen. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 3, 64. Vgl. auch S. 82; J. Mayer, Der Saft des Johanniskrautes als Liebesorakel, ebenda 6, 139 (1909).

30 J. Mayer, Abergläubisches aus der Pflanzenwelt der Vordereifel, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 5, 226—228 (1908).

31 Nach mündlicher Mitteilung.

32 Friedrich Gregorius, Volkstümliches aus Horn bei Simmern. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 210; 12, 182.

33 Germania, Kapitel 10: avium voces volatusque interrogare.

34 Tagewählerei des Gesindes im Bergischen. Monatsschrift d. Berg. Geschichtsvereins 26, 13—14 (1919).

35 Der Glaube ist selbst bei großstädtischen Bürgern noch nicht ganz ausgestorben. In einem Vortrag über Frühlingsarbeiten in der Monatsversammlung des Vereins für Gartenkultur und Botanik (Köln) empfiehlt der Redner, bei der Aussaat auf die Mondzeichen zu achten, denn unsere Voreltern hätten auf den Einfluß des Mondes beim Wachstum der Pflanzen großen Wert gelegt. Schon beim Menschen mache sich der Einfluß des Mondes bemerkbar. So z. B. wachse das Haar, wenn es bei abnehmendem Mond geschnitten werde, viel langsamer als bei zunehmendem Mond. Bei Wassersüchtigen steige das Wasser bei zunehmendem Mond, während es bei abnehmendem stehe oder falle. Es sei also alles Gemüse, was in die Erde wächst, bei abnehmendem Mond, alles, was über der Erde wächst, bei zunehmendem Mond zu säen und zu pflanzen. Bericht im Kölner Tageblatt Nr. 171 vom 8. April 1919.

[36] Jos. Müller, Die Bohne in rheinischer Sprache und Sitte, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 14 (1914).

[37] Wilh. Sieben, Mundartliche Sprüche und Wetterregeln aus Kempen (Niederrhein). Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 247 (1915).

[38] Vgl. Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 2, 98. Berlin 1862.

[39] Nur mit Schrecken nimmt eine Mutter wahr, daß ihr Söhnchen sich mit einem Blumenkranz schmückt oder einen Myrtenkranz aufsetzt; denn nach dem Volksglauben wird bald der Tod das Kind holen.

[40] Jos. Alken, Aberglauben bei Brautleuten, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 5, 119 (1908).

[41] Daß Messer als Geschenke nicht erwünscht sind, weil sie die Freundschaft zerschneiden, war in Köln schon 1525 volkstümlicher Glaube. Vgl. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten 2, 135, 41 (Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge, herausgegeben von Karl Kehrbach. Berlin 1899).

[42] Verwandt mit diesem Glauben ist die Meinung, daß ein Mädchen, dem Katzen entgegenlaufen, einen guten Mann bekommt (Köln).

[43] Nach älteren Aufzeichnungen im Besitze der Geschwister Ley, Mayschoß a. d. Ahr.

[44] Vgl. zu diesem Gegenstand die wohlgeordnete und lehrreiche Arbeit von Carly Seyfarth, Aberglaube und Zauberei in der Volksmedizin Sachsens (318 Seiten). Leipzig 1913.

[45] Joseph Müller, Rheinische Segen gegen den Schluckser, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 37 (1913).

[46] Heilsegen aus Akten der evangelischen Pfarrei Wolfersweiler (Nahe, Birkenfeld) vom Jahre 1602 teilt mit Pfarrer Lengler in der Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 9, 1—9 (1912).

[47] J. Mayer, Abergläubisches aus der Pflanzenwelt in der Eifel. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 5, 227 (1908).

[48] Über ähnliche alte Fiebersegen (contra febrem) vgl. Zeitschr. f. deutsches Altertum 17, 429 und Zeitschrift f. deutsche Philologie 6, 94.

[49] Otto Schell, Tod und Leichenbrauch im Bergischen. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 5, 271 (1908). Die Kraft, die in diesem und ähnlichen anderen Fällen vom (lebenden) Leichnam ausgeht, ist im Gegensatz zu der sonst schädlichen (vgl. Anmerkung 14) heilbringend.

[50] Joseph Müller, Die Bohne in Sitte und Brauch, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 28 (1914).

[51] Turmbuch 24, 140 b. Stadtarchiv Köln.

[52] Otto Schell, Rheinische Volksmittel gegen Zahnweh, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 14, 174 (1917).

[53] Turmbuch 50, 106 b Stadtarchiv Köln.

[54] Turmbuch 6, 25 b. Stadtarchiv Köln.

[55] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 141, 280 (1905); 4, 121 (1907); 5, 101, 206, 287 (1908).

[56] Vgl. z. B. die reiche Sammlung von Karl Dirksen, Volksmedizin am

Niederrhein, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 89—103 u. 198—207 (1904). Ferner Otto Schell, Beiträge zur Volksmedizin im Bergischen, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 161—177 (1914). Nach mündlicher Überlieferung wird, um ein Beispiel eigentlicher Volksmedizin anzuführen, an der Mittelmosel Nußöl bei verschiedenen Krankheiten gebraucht. Bei hartnäckiger Stuhlverstopfung soll man einen Teelöffel voll einnehmen, bei Augenentzündung einen Tropfen ins Auge träufeln, bei Fieber einen Teelöffel voll einnehmen zwei- bis dreimal am Tage, bis das Fieber schwindet, bei Lungenentzündung außerdem die Brust einreiben, bei Mandelentzündung mit heißem Öl die Mandeln einreiben. Das ehrwürdige Alter mancher volkstümlicher Heilmittel geht aus einer dem 10. Jahrhundert entstammenden Handschrift hervor, dem jetzt sogen. Codex Trevirensis, der in dem Zisterzienserkloster Himmerode bei Manderscheid in der Eifel niedergeschrieben wurde. Es finden sich darin neben dem bekannten Trierer Zauberspruche und anderen Heilsprüchen zahlreiche Angaben über Behandlung von Verletzungen und Krankheiten. Sie decken sich fast völlig mit solchen noch heute in der Eifel üblichen Volksmitteln und Heilmethoden. Zum Heilen harter Geschwülste wird z. B. empfohlen, Wegebreit und Brot zu mischen und den Brei als Aufschlag zu benutzen, wie es in ähnlicher Weise jetzt noch geschieht. Vgl. die Untersuchung hierüber von Dr. med. Christian Ferckel im Archiv für Geschichte der Medizin 7, 129—143 (1913). Daselbst werden auch Heilsprüche mitgeteilt.

[57] Nach einer undatierten, aber dem Anfang des 19. Jahrhunderts angehörenden Aufzeichnung im Kölner Stadtarchiv. Chrustei ist in der neueren Kölner Mundart Kuschtei (Kastanie).

[58] Nach älteren Vorstellungen reitet die Mahr ihr Opfer. So sagt 1615 in Köln jemand aus: „Weil die vorige nacht inen, mit urlaub, die m a r geritten und ehr sich gefurchtet, es mochte ime die nacht abermaln widerfahren, hett ehr sich eine zeitlangk ihn die fenster gelacht." Turmbuch 32, 172 a Stadtarchiv Köln.

[59] = leilich (zu althochdeutsch le = malum, Übel), häßlich, übel.

[60] In ähnlicher Fassung überliefert in: Der deutsche Niederrhein vom Erftgebiet bis zur Landesgrenze, S. 373. Crefeld 1910.

[61] Friedrich Gregorius, Volkstümliches aus Horn bei Simmern. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 209 (1914).

[62] Karl Lohmeyer, Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes S. 8. Saarbrücken 1920. Zahlreiche Sagen von der Mahr und ihren verschiedenen Gestalten überliefert Otto Schell, Bergische Sagen. Elberfeld 1897.

[63] Das Buch Weinsberg 4, 79—80. Bonn 1898. Eine Kölner Werwolfsage bei Ernst Weyden, Cölns Vorzeit, S. 202. Köln 1826. Mehrere Werwolfsagen bei Otto Schell, Bergische Sagen. Elberfeld 1897. Eine Frau als Werwolf bei Heinrich Hoffmann, Zur Volkskunde des Jülicher Landes. Erster Teil: Sagen aus dem Roergebiet, S. 44. Eschweiler 1911. Vgl. im übrigen zur Entwicklung der Vorstellung und des Glaubens an den Werwolf, über dessen Wesen und über den Wolfsgürtel Richard M. Meyer, Altgermanische Religionsgeschichte 127—129. Leipzig 1910.

[64] Karl Lohmeyer, Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes S. 47. Saarbrücken 1920.

[65] L. Ennen, Geschichte der Stadt Köln, 5. Bd., S. 749—802. Düsseldorf 1880. Delvos, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Siegburg, S. 34—36. Köln 1896. Hexenprozesse in Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 9/10, 135 bis 181 (1861). Hennen, Ein Hexenprozeß aus der Umgegend von Trier aus dem Jahre 1572. St. Wendel 1887. Ernst Weyden, Das Ahrtal S. 202—204. Bonn 1839. Gottfried Kinkel, Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben, S. 100—106. Bonn 1846. Paus, Zauberwesen und Hexenwahn am Niederrhein in Jahrbuch des Düsseldorfer Geschichtsvereins 13, 134—242 (1898). F. W. Lohmann, Geschichte der Stadt Viersen, S. 338—341. Viersen 1913. Alfred Wiedemann, Geschichte Godesbergs und seiner Umgebung S. 476—477. Bonn 1920. Jos. Gaspers, Hexenglaube und Hexenwahn in Erkelenz. Erkelenz 1921. Die Aufsätze in Zeitschriften über Hexen und Hexenwesen siehe in der Bücherkunde zur Geschichte der Rheinlande von Max Bär, 1. Band S. 606 u. 607 (49 Nummern). Bonn 1920. Vgl. auch Soldan-Heppe, Geschichte der Hexenprozesse. Neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer, 2 Bände. München 1911. Eine „Geschichte des Wortes Hexe" bietet Johannes Franck in dem Werke von Joseph Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter S. 614—670. Bonn 1901.

[66] Vgl. Ploß-Bartels, Das Weib. 9. Auflage 2, Kap. 47. Berlin 1909. Ferner Hessische Blätter für Volkskunde 4, 8.

[67] Vgl. Joseph Hansen, Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter, S. 481—490. München 1900. Derselbe, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns, S. 416. Bonn 1901. Paulus, Hexenwahn und Hexenprozeß, S. 195. Freiburg 1910.

[68] Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins, Jahrg. 1909, S. 206. Vgl. auch Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 126. Dülken [1893].

[69] Die Butterhexe. Rheinische Sprüche beim Buttern von Joseph Müller, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 268 (1913).

[70] Ferdinand Schmitz, Volkstümliches aus dem Siebengebirge S. 127. Bonn 1901 (Auch Rheinische Geschichtsblätter 4, 375).

[71] Zu wicheln, wihelen, wihelon = wahrsagen mit zauberischen Mitteln.

[72] Turmbuch 45, 83 b, 267. 275. Stadtarchiv Köln. Siehe auch die gleichzeitige Verordnung bei Scotti (Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in den ehemaligen Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg ergangen sind. Düsseldorf 1821) vom 21. Juni 1634: „Die Weißager oder Wicheler sollen des Landes verwiesen werden; den Unterthanen wird die abergläubische Hülfsuchung bei denselben, gegen Krankheiten oder Viehseuchen, untersagt."

[73] Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 38 S. 93, 95 (1882).

[74] Zu Arnold; Turmbuch 31, 16 b (1613). Turmbuch 46, 365 b (1638). Stadtarchiv Köln. Über den Namen Arnold in der Vagabundenwelt vgl. J. W. Muller, Aernout en consorten, Tijdschrift voor Nederlandsche Taal- en Letterkunde 38, 133—146 (1919).

[75] Turmbuch 42, 247 b (1631) Stadtarchiv Köln.

[76] Vgl. z. B. Turmbuch 48, 252 b (1642); 50, 275 b (1648). Kriminal-Akten 1751, Januar 26. Stadtarchiv Köln.

[77] Vgl. Franz Kreuter, Kölns Legenden, Sagen und Geschichten. Neue Ausgabe S. 170—180. Köln 1919.

[78] Vgl. Hans Schloesser, Der Kölner Dombaumeister in Geschichte und Sage (Beiträge zur Kölner Geschichte, Sprache und Eigenart 2, 328. 337—345). Köln 1917.

[79] Die Sage von dem Teufel, der zum Bau einer Kirche, einer Burg, eines Kanals oder einer Brücke seine Dienste anbietet, aber abgewiesen oder um den Lohn betrogen wird, knüpft sich auch an die Moselbrücke bei Koblenz.

[80] Zu non aus nona (hora). Vgl. altenglisch non, neuenglisch noon Mittag, ebenso noonday, sowie noontide Mittagszeit.

[81] Eine Sammlung von Volksüberlieferungen über dieses Gespenst und andere Geister von Leonhard Korth in der Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 14. Band (1892). Über ihr Wesen und verwandte Erscheinungen ebenfalls Leonard Korth, Mittagsgespenster, herausgegeben von Karl Hoeber, S. 21—31. Köln 1915.

[82] Vgl. Alfred Wiedemann, Geschichte Godesbergs und seiner Umgebung S. 371. Godesberg 1920. Über den Zusammenhang von Godesberg mit Wodan ebenda S. 2, 12 u. 15.

[83] Heinrich Hoffmann, Zur Volkskunde des Jülicher Landes. Sagen aus dem Roergebiete und dem Indegebiet. Eschweiler 1911 u. 1914. Karl Lohmeyer, Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes. Saarbrücken 1920.

[84] Vgl. H. Cardauns, Die Märchen Klemens Brentanos S. 64 ff. 1895. Derselbe in den Historisch-politischen Blättern 133, 487 (1904): Vom literarischen Schwindel.

[85] Kreuze wurden in vielen Fällen als Mordsühne aufgestellt oder als Andenken an ein anderes, meist böses Geschehnis. Über die Sitte, Wegkreuze zu errichten und über Kreuze überhaupt vgl. z. B. Kreuzberg, Wegekreuze am Niederrhein in Mitteilungen des rheinischen Vereins f. Denkmalpflege 6, 186 ff. Weitere Angaben ebenda. Ferner O. Schell, Bergische Monatsschrift 21, 13 f.

[86] Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 52 (S. 60, Weiße Juffern); Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 14, S. 72 ff., besonders S. 121. Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 91, 10. Franz Cramer, Römisch-germanische Studien, S. 245. Breslau 1914. Zahlreiche solcher Sagen mitgeteilt von Heinrich Hoffmann, Sagen aus dem Rur (= Roer) gebiet, Eschweiler 1911, und Sagen aus dem Indegebiet, Eschweiler 1914. Eine vereinzelte auch bei Otto Schell, Neue bergische Sagen S. 71. Elberfeld 1905.

[87] Während der Glaube an die drei Jungfrauen im Volke weiterlebte, kam in der christlichen Zeit die Verehrung der drei hl. Schwestern Fides, Spes und Charitas auf. Vgl. Heinrich Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone und ihre Auswahl für die Erzdiözese Köln und für die Bistümer (Münster, Paderborn, Trier ..) S. 185—186. Paderborn 1892. Besonders Leonard Korth, Die Patrocinien der Kirchen und Kapellen im Erzbistum Köln. Ein Beitrag zur Geschichte des religiösen Lebens und der kirchlichen Organisation in den

Rheinlanden. Düsseldorf 1904. Die christliche Legende weiß von drei auf einem Esel sitzenden Jungfrauen Irmina, Adela und Chlotilde, Töchtern des Königs Dagobert, zu erzählen; sie sind auf einem alten Holzschnitzwerk in dem Kirchlein zu Auw a. d. Kyll dargestellt. Vgl. Phil. de Lorenzi, Beiträge zur Geschichte sämtlicher Pfarreien der Diözese Trier 1, 125 f. (1887). Die Legende bei Fr. Menk, Des Moseltals Sagen, Legenden und Geschichten S. 178—180. Coblenz 1840. In der Erzdiözese Köln ist am bemerkenswertesten die Verehrung der drei hl. Schwestern auf dem Swister Berge (Swister Türmchen) bei Weilerswist (Dekanat Lechenich, zwischen Brühl und Euskirchen). In diesem Gebiete wurden in römischer Zeit die Matronen stark verehrt. Über die Frage nach dem Zusammenhang zwischen dem keltisch-germanischen Matronenkultus und der Verehrung der drei hl. Schwestern, die in Süddeutschland Einbet, Warbet und Wilbet heißen, vgl. Friedrich Panzer, Bayerische Sagen und Gebräuche 1, 1 ff. München 1848. J. Freudenberg in Bonner Jahrbücher 18, 97 ff. (1852) und 52, 117 ff. Franz Cramer u. Fr. Kauffmann Anmerkung 19 u. 20 S. 293.

88 Ernst Weyden, Godesberg, das Siebengebirge und ihre Umgebungen S. 64. Bonn 1837. Fr. Kapell, Erdgeistersagen im „Selfkant" (Kr. Heinsberg). Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 4, 123—128 (1907). Eine Heinzelmännchensage in Die Westmark 1, 13 (1919). Otto Schell, Berg. Sagen, besonders S. 221—25 u. 583—84. Elberfeld 1887.

89 August Horn, Das Siegtal von der Mündung des Flusses bis zur Quelle S. 81—82. Bonn 1854.

90 Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 38, 91.

91 Vgl. die Sage bei Heinrich Hoffmann, Sagen aus dem Indegebiet S. 179. Eschweiler 1914.

92 Hubert Hochhut. Vgl. Ernst Weyden, Cölns Vorzeit, S. 203.

93 Geschildert schon 1815 von Ferdinand Jansen in einem Gedichte vom „Bahkauf" (Bachkalb) in „Sammlung verschiedener Gedichte in der Aachener Volkssprache", S. 6. Aachen 1815. Vgl. auch Joseph Müller, Aachens Sagen und Legenden S. 137—140. Aachen 1858. Über „Stadtgespenster" siehe Friedrich Schön, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 141 (1914).

94 Aug. Tonnar u. Wilh. Evers, Wörterbuch der Eupener Sprache S. 13. Eupen 1899.

95 Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 14, 94 (1893).

96 Vgl. auch die in Anmerkung 13 u. 83 genannten Sagensammlungen. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 5, 221—226 (1908).

97 Vgl. Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 4. Ausgabe Leipzig 1899, 1. Band, Vorrede XV, Anmerkung: der indische rechtsglaube kannte mythische strafen durch seelenwanderung, hauptsächlich für bestimmte arten des diebstahls . . .

98 Ein kölnischer Kaufherr ist wegen „unchristlichen Wuchers" ins Siebengebirge gebannt. Ernst Weyden, Godesberg, das Siebengebirge und ihre Umgebungen S. 64, Bonn 1837.

99 Vgl. auch Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer 4. Ausgabe. Leipzig 1899, 2. Band S. 75.

[100] Vgl. P. Norrenberg, Kölnisches Literaturleben im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts S. 27. Viersen 1873.

[101] Karl Lohmeyer, Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes S. 13. Saarbrücken 1920.

[102] Vgl. Adam Wrede, Schatzgraben mit Zaubermitteln vor Gericht 1648. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 14, 76—83 (1917).

Siebenter Abschnitt (S. 144—290).

[1] Georg Schreiber, Mutter und Kind in der Kultur der Kirche. Studien zur Quellenkunde und Geschichte der Karitas, Sozialhygiene und Bevölkerungspolitik. Besonders S. 89 ff. Freiburg 1918.

[2] Grimms Weistümer 2, 455. Vgl. zu den Abschnitten Geburt und Hochzeit die Aufsätze von Th. Imme, Geburt und Kindheit in Sitte und Volksglauben Altessens und seiner Umgebung sowie Hochzeitsbräuche im Essenschen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Beiträgen zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. 34. und 35. Heft. Auszüge in der Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 81, 161, 241 (1913). Allerliebste Schilderungen aus dem Leben des Kindes bietet Theodor Imme, weiter in dem Büchlein Voßkühlers Pitt. Eine Geschichte aus dem Altessener Kinderleben. Essen 1914. Ähnliches, aber weit Älteres bietet J. W. Wolf (1817—1855) in seinen Aufzeichnungen, herausgegeben von L. Korth unter dem Titel: Altkölnisches Leben. Kevelaer 1909.

[3] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 5, 69 ff. (1908).

[4] Die umgekehrte Meinung herrscht im Schweizervolk. Vgl. E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes S. 23. Zürich 1913.

[5] Dieser Brauch ist z. B. in Köln noch bei alteingesessenen Familien lebendig. Über lateinische Segensformeln für Gebärerinnen vgl. A. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter, Bd. 2, 197 ff. Freiburg 1909.

[6] F. Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart, S. 133, § 177, Bonn 1904. Wohl = Heischepfennig (zu mhd. eischen = fordern). Vgl. auch Rheinische Geschichtsblätter 7, 48.

[7] Über die höhere Wertung der Knaben schon in der altindogermanischen Welt wie noch im Südosten und Osten Europas vgl. O. Schrader, Die Indogermanen, S. 101. Leipzig 1911. (Wissenschaft und Bildung 77.) Vgl. auch P. Sartori, Sitte und Brauch 1, 25. Leipzig 1910.

[8] Ähnlich in der Schweiz, vgl. E. Hoffmann-Krayer, Feste und Bräuche des Schweizervolkes S. 26. Zürich 1913.

[9] In Rheinberg am Niederrhein hatten die Frauen der Licknober (Leichennachbarn) nicht nur bei Sterbefällen zu helfen, sondern auch die Wöchnerin zu pflegen. Vgl. Aloys Wittrup, Rechts- und Verfassungsgeschichte der kurkölnischen Stadt Rheinberg S. 104. Rheinberg 1914.

[10] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 8, 150 (1911).

[11] Vgl. z. B. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 178 (1905), Nahe; 10, 162 (1913), Essen. Rheinische Geschichtsblätter 3, 25 (1897), Siebengebirge.

[12] Otto Schell, Bergische Sagen S. 207 (Rommelspütt) und 588 (Gezelinquell). Elberfeld 1897.

[13] J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 1, 163. Leipzig 1852.

[14] Vgl. Paul Kaufmann, Aus rheinischen Jugendtagen S. 75. Berlin 1919.

[15] Das Wort Krom deutet auf den durch einen Vorhang (Bettvorhang) abgetrennten Teil oder Winkel, in dem das Bett der Wöchnerin steht.

[16] Dieses sowie das S. 174 mitgeteilte Gedicht stammt aus der Zeit 1860—70 und hat den Kaufmann Karl Schultze aus Mörs am Niederrhein zum Verfasser. Herr Hugo Otto in Mörs hat die beiden Gedichte sowie ein drittes „Et Lieweringsken" (Die Lerche, abgedruckt in „Bilder aus der Grafschaft Moers und Umgebung" von Ottsen, Stamm und Otto S. 122. Mörs 1918) der Vergessenheit entrissen. Für den Hinweis auf die beiden Gedichte bin ich Herrn Otto zu Dank verpflichtet.

[17] Als Schutz vor dem Bisse tollwütiger Tiere trugen Männer und Knaben am Tage des Heiligen (3. November) oder auch das ganze Jahr hindurch sogenannte Hubertusriemchen, kleine weißgegerbte und mit roter Farbe bespritzte Lederriemchen. Diese wie auch das (Hubertus)brot erwähnt zuerst Hermann Weinsberg zum Jahre 1552; siehe Das Buch Weinsberg 2, 3 (Leipzig 1887): Van s. Hupertz hiltum . . . da (in S. Jacobskirch) beiert man und offert bestrichen riemen und broit und man hilt es darvur, das die rasen (!) hont und beisten dan einem nit schaden kunnen. Für Köln kann der Brauch noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts bezeugt werden. Vgl. auch J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 1, 146 (1852). Ferner Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 21, 90—97 (1914). Über Hubertusschlüssel und Hubertusbrot in Trimbs (Kr. Mayen) siehe Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 16, 55 (1919).

[18] Ernst Weyden, Köln a. Rhein vor fünfzig Jahren (1812), S. 56. Köln 1862.

[19] Stammt diese Sitte noch aus jener frühmittelalterlichen Zeit, in der Kinder oder Erwachsene ein und derselben Familie auf den Namen desselben Heiligen oder derselben Heiligen getauft, aber mit einem besonderen altgermanischen Namen gerufen wurden, der später fortfiel? Daß Ruf- und Taufnamen sich nicht immer deckten, dafür bieten die Kölner Schreins- oder Grundbücher des 13. Jahrhunderts Beispiele. Vgl. H. Keussen, Topographie der Stadt Köln im Mittelalter 1, 86 Anmerkung 12. Bonn 1910. (Sonderdruck unter dem Titel Köln im Mittelalter, Bonn 1918.)

[20] Dieselbe eigenartige Sitte auf dem Lechrain (Bayern), vgl. Karl Fr. v. Leoprechting, Aus dem Lechrain, S. 237. München 1855.

[21] Auch mit dem Rufnamen der Mutter werden Namen für die Kinder gebildet. Lippegrades ist der Sohn Gerhard einer Mutter Elisabeth oder Lipp, wie sie mundartlich abgekürzt heißt. Weiteres siehe Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 45 u. 46. Dülken [1893].

[22] Das Buch Weinsberg 1, 24. Leipzig 1886.

[23] Kölnische Volkszeitung Nr. 639 vom 4. 8. 1905.

[24] Vgl. Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 119. Dülken [1893].

[25] Die Meinung, es dürfe nach der Geburt des Kindes und in der ersten Zeit seines Daseins nichts aus dem Hause verliehen werden, damit das Kind nicht Schaden nehme, scheint während des 17. Jahrhunderts auch in Köln geherrscht zu haben.

[26] Vgl. „Kluge Kinder werden selten alt“ (Gloster in Shakespeares Richard III. 3, 1).

[27] Vgl. Jos. Müller, Vorbedeutungen meist aus der Eifel. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 58 (1915).

[28] Vgl. J. W. Wolf, Beiträge z. deutschen Mythologie 1, 208. Göttingen 1852.

[29] Joseph Müller, Rheinische Segen gegen den Schluckser, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 37 (1913).

[30] Mehr oder minder umfangreiche Sammlungen solcher und anderer Kinderlieder mitgeteilt in Pauls Grundriß der germanischen Philologie 2, 1211 (2. Aufl. 1909). Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 9, 26—43, 129—145 (1912). Rheinische Geschichtsblätter 2, 275—278; 3, 25—32; 6, 118, 348, 381. P. Joerres, Sparren, Spähne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen, aufgelesen im Ahrtal, S. 34 ff. Ahrweiler 1888. Eine besonders hübsche Sammlung bietet J. Dillmann, Hunsrücker Kinderlieder und Kinderreime. Frankfurt 1909. Ferner Hermann Becker, Altkölnische Wiegen- und Kinderlieder. Köln 1920.

[31] Nach mündlicher Überlieferung.

[32] Nach der Form von Ferdinand Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart, S. 28. Bonn 1904.

[33] Jos. Müller, Handkitzelverse. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 144 (1914).

[34] Vgl. Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus, 3. Aufl. Leipzig 1902, S. 325 ff.

[35] Nach mündlicher Mitteilung aus Vallendar. Zu dem Schreckruf Bollewatz vgl. die Namen für Schreckgestalten, so z. B. Wullewatz, bei Joseph Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau 2, 275—276. Bonn 1872.

[36] Dieses und das folgende Gebetchen zuerst in der Mundart gedruckt bei Ernst Weyden, Cölns Vorzeit. Geschichten, Legenden und Sagen Cölns nebst einer Auswahl kölnischer Volkslieder S. 226. Cöln am Rhein 1826.

[37] Über Kinderspiele im alten Köln vgl. Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren, d. h. 1812, S. 70—86, Köln 1862. Ferner Hermann Becker, vgl. Anmerkung 30. Allgemein K. Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel, Bd. 4 der Handbücher zur Volkskunde. Leipzig 1909. Die weitaus bedeutendste Sammlung der neueren Zeit bildet noch immer Franz Magnus Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig 1897.

[38] Bocksbart, Tragopogon pratensis, Wiesenpflanze mit hochgelber Blume.

[39] Andere Tierreime (vom Hochwald) mitgeteilt von Andreas Schüller. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 7, 283 (1910).

[40] Sappholz, saftiges Holz, eine Weidenart, aus der im Frühjahr Happen oder Huppen und Flöten gemacht werden. Genaue Beschreibung des Vorganges in Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 298 (1913).

[41] Alt-Köln, Zeitschrift zur Pflege kölnischer Geschichte und Erhaltung kölnischer Eigenart 10, 10. Köln 1917.

[42] Vgl. Joseph Müller, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 9, 241 bis 259 (1912).

[43] Vgl. z. B. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 16, 185 (1909).

Ernst Weyden, S. 74 ff. Jugendschrift „Jung-Cöln" 5, 738—743 („Kölsche Ömmerspillcher"), Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 36—39 (1914).

[44] A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten, 2. Teil, S. 135, 47. Berlin 1899. Später, 1603, werden die Kügelchen in den Turmbüchern „umbrianen" und 1611 „omrian" genannt. Vgl. das heutige „ömmer" in der Kölner Mundart.

[45] Rheinische Geschichtsblätter 3 S. 61, 78. Über das Sauspiel im Rheinland vgl. Joseph Müller in Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 15, 113—122 (1918). „Der Kölner Knaben Stammspiel" nennt Hermann Becker das Spiel „Plätsch un Roß" in der Sammlung „Altkölnische Wiegen- und Kinderlieder" S. 84—85. Köln 1920. Über ein anderes rheinisches Schlagholzspiel s. Jos. Müller, Klinke schlagen, Pink klopfen. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 16, 11—22 (1919). In den Spielgeräten, die sich die Kinder auch heute noch meist selbst herstellen, verbergen sich alte Geräte, Waffen und anderes mehr wie in den Spielen selbst alte Lebensbetätigungen.

[46] Vgl. z. B. Leihener, Cronenberger Wörterbuch, S. 15 unter böymkesluepen. Wörterbuch der Elberfelder Mundart S. 32 „bömmkes loopen".

[47] P. J. Kreuzberg, Das Brückenspiel in der Rheinprovinz, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 149 (1905).

[48] Vgl. auch Jos. Müller, Das Fangsteinchenspiel in den Rheinlanden. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 28, 26 (Berlin 1918).

[49] Genaue Beschreibung von Ferdinand Schmitz, Volkstümliches aus dem Siebengebirge S. 13. Bonn 1901, auch in den Rheinischen Geschichtsblättern 3, 79.

[50] Neuestens hat Eberhard Freiherr v. Künßberg in seiner Schrift „Rechtsbrauch und Kinderspiel", Untersuchungen zur deutschen Rechtsgeschichte und Volkskunde (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse Jahrgang 1920. Heidelberg 1920) auf die Wertbedeutung der Kinderspiele für die Rechtsgeschichte hingewiesen.

[51] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 44—53 (1913) und 7, 290 bis 294 (1910) Hochwald, ferner Rheinische Geschichtsblätter 6, 91—94.

[52] Ernst Weyden, Köln a. Rhein vor fünfzig Jahren, S. 83. Andere Lesart bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 460. Vgl. auch J. Bolte, Das Kinderlied vom Herrn von Ninive, Zeitschr. f. Volkskunde (Berlin) 4, 180—184.

[53] Das jedenfalls alte Reigenlied des Rosenkranzes „Rusekranz, wat jilt der Schanz? Einen decken Daler . ." bei Ernst Weyden, Cölns Vorzeit, S. 221. Köln 1826.

[54] Eine etwas andere Fassung mitgeteilt in der Kölnischen Zeitung Nr. 1177 vom 19. Oktober 1913.

[55] Die vergleichende Forschung der Religionswissenschaft hat seit längerer Zeit auch dem Kinderspiel ihre Aufmerksamkeit zugewandt und es für die Religionsgeschichte als beachtenswert anerkannt. Nicht alle Behauptungen haben indessen Stand halten können. Vgl. Samuel Singer, Deutsche Kinderspiele, Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde, begründet von Karl Weinhold. 13, 49—64, 167—179 (1903). Carl Clemen, Der Ursprung einiger Kinderspiele. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 13, 161—175 (1916).

[56] Gemeint Kronenkraniche? Der Anfang des Liedes ist mannigfach entstellt; vgl. z. B. Ernst Weyden, Cölns Vorzeit S. 221. Köln 1826. Derselbe, Köln a. Rhein vor 50 Jahren (1812) S. 82. Köln 1862. Arnim u. Brentano, Des Knaben Wunderhorn, Anhang Kinderlieder.

[57] Dieser Brauch ist alt und entspricht dem beim griechischen Tag- und Nachtspiel. Für Köln ist er aus dem Jahre 1525 bezeugt. Zwei Schüler spielen ein Kugelspiel. Sie wollen die Kügelchen mit einer Peitsche durch einen eisernen, in die Erde gesteckten Ring treiben. Wer anfangen soll, losen sie auf folgende Weise aus: Jeder wählt sich eine Seite eines Messers, der erste die, welche das Zeichen des Schmiedes (Fabrikzeichen) trägt, der zweite die andere. Das Messer wird in die Höhe geworfen; wessen Seite oben liegt, der fängt an. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten 2. Teil S. 135, 48. Berlin 1899.

[58] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 7, 288 (1910), Hochwald; ebenda noch andere mitgeteilt.

[59] Coblenz in seiner Mundart, S. 91. Coblenz 1906.

[60] Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren (d. i. 1812) S. 77.

[61] Vgl. dazu die Fassung bei Otto Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde S. 63 (Sammlung „Wissenschaft und Bildung" Nr. 140) Leipzig 1917.

[62] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 153 (1914) u. 12, 103 (1015).

[63] In der Volkssprache, der Mundart, ist der Stabreim überhaupt sehr lebendig und wird in zahlreichen Wortverbindungen und Redensarten angewandt. Prächtige Proben aus einer einzelnen Landschaft, dem Jülicherlande, bietet Joseph Koulen in seiner Arbeit „Der Stabreim im Munde des Volkes zwischen Rhein und Rur." Programm d. Gymnasiums zu Düren 1896.

[64] Hubert Gierlichs, Reime . . . beim Spielen. Rheinische Geschichtsblätter 6, 85. Bonn 1902.

[65] Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren S. 65. Köln 1862. Fritz Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart S. 20. Köln 1904.

[66] Auszug aus der Privatchronik des Joh. Slosgin 1422 ff. (Pfarrarchiv von S. Andreas, Köln) von H. Keussen, Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln Heft 36—37, 68 (Köln 1918).

[67] Julius Leithaeuser in der Festschrift „Zur Jahrhundertfeier der Stadt Barmen" S. 52. Barmen 1908.

[68] Kinder, die zum Tische des Herrn gegangen waren, durften seitdem z. B. mit in der Reihe der Erwachsenen an der Abendmahlzeit teilnehmen, während die jüngeren mit einem Butterbrot vorlieb nehmen mußten und früher zu Bett gebracht wurden. Auch hatten die Kommunikanten nunmehr Anspruch auf einen Sitzplatz bei Tisch, während sie früher vielfach stehen mußten.

[69] Der Übertritt in das Jünglingsalter knüpfte sich in Oberdollendorf an den Eintritt in die St. Sebastianus-Junggesellenbruderschaft. Ferdinand Schmitz, Volkstümliches aus dem Siebengebirge S. 22. Bonn 1901.

[70] Der Hillichstab dient dem Scholtes (Schultheiß) gewissermaßen als Zeichen seiner Würde. Er handhabt ihn besonders bei der Hillichfeier, einer Vorfeier

der Vermählung; vgl. S. 169—170. Der Stab zeigt am oberen Ende, einer eigenartigen Krümmung, zwei Pfeifen. Vgl. auch Adam Wrede, Eifeler Bauernleben in Sitte und Brauch. Eifel-Festschrift S. 407. Bonn 1913.

[71] Bei den begüterten Bauern an der Gilbach im Jülicher Lande kommen nicht selten auch Verheiratungen naher Verwandter vor, damit der Grundbesitz der Familie nicht verzettelt wird.

[72] P. J. Busch, Volksgebräuche in der Eifel. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 140—141 (1904).

[73] Über den früher stark geübten Brauch, zu den Mädchen nachts ans Fenster zu steigen, „op schnuut joon" oder, wie es in einem Verbot aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts heißt, an die Lehmlöcher zu gehen, s. Ferdinand Münch, Aus dem Kulturleben a. d. mittleren Erft. Rheinische Geschichtsblätter 7, 49. Bonn 1904.

[74] Otto Schell, Bergische Hochzeitsgebräuche. Zeitschrift für Volkskunde (Berlin) 10, 429 (1900).

[75] Vgl. Anmerkung 73.

[76] Für die ältere Zeit vgl. die inhaltreiche Arbeit von Ferdinand Frensdorff, Verlöbnis und Eheschließung nach hansischen Rechts- und Geschichtsquellen. Hansische Geschichtsblätter 1917, 291—350 und 1918, 1—126.

[77] J. H. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes 1, 51. Trier 1856.

[78] Das Buch Weinsberg, Urschrift 1, 597.

[79] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 3 (1913).

[80] Zu mhd. hileich, ursprünglich der dem Brautpaare am Hochzeitstage dargebrachte Gesang, dann das Eheverlöbnis, die Vermählung. Vgl. auch Pauls Grundriß der germanischen Philologie 2, 39—40 (2. Auflage) Straßburg 1901. Ferner Gustav Ehrismann, Die althochdeutsche Literatur S. 31. München 1918. In Köln ist hilich (heilich) lange das herrschende Wort für Vermählung gewesen, brut- oder brautlof aber für die Feier. Vgl. Anm. 76.

[81] Zeitschrift für Volkskunde (Berlin) 10, 46.

[82] Erich Leihener, Cronenberger Wörterbuch, S. 53 (1908).

[83] Eine ähnliche, sehr geräuschvolle Ehrbezeugung am Polterabend im Kreise Altenkirchen (Westerwald), Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 6 (1913). Hillichfeier auf dem Vorderhunsrück, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 222 (1913).

[84] Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 16, 184 (1909).

[85] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 142 (1904); 2, 88 (1905). Zeitschrift für Volkskunde (Berlin) 10, 43 (1900). Im Jahre 1605 wurde in Köln einer Braut, als sie „ihren kirchganck gehalten, hecksels gestreyet". Turmbuch 26, 106 b Stadtarchiv.

[86] Zeitschrift für Volkskunde (Berlin) 10, 163.

[87] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 193 (1905).

[88] Der Hochzeitsgaster. Kölnische Volkszeitung vom 29. Januar 1905, Nr. 83.

[89] Zeitschrift für Volkskunde (Berlin) 10, 164. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 86 (1913).

[90] So noch im Jahre 1921 in Althonrath an der Agger bei Overath beobachtet.

[91] S. Walter Stein, Akten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert 2, 288 (1439). Bonn 1893—95.

[92] Am Niederrhein erschien früher die Braut am Tage der Trauung zum ersten Male in der „Falje", dem großen, lang über den Rücken fallenden Tuch aus schwarzer Seide oder anderem Zeug, dem Kleidungsstück der Frau für besondere feierliche Gelegenheiten. Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 120. Dülken [1893].

[93] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 3, 39—44 (1906). Vgl. auch J. H. Schmitz, Sitten und Bräuche des Eifeler Volkes 1, 53. Trier 1856. Siehe auch S. 83 des Textes.

[94] Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 535.

[95] Vgl. Übersicht über die kleineren Archive der Rheinprovinz 4, 233 (10): Dekret betr. die bey den hochzeiten gewöhnliche abgabe eines sacktugs an den pfarrer von Waltrach (Trier-Land) vom Jahre 1785.

[96] Über ein amtliches Verbot des Schießens bei der Hochzeit vom Jahre 1760 für Köln vgl. Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 29, 272 (Nr. 2673), vom Jahre 1787 für Schleiden (Eifel) vgl. Übersicht über die kleineren Archive der Rheinprovinz 3, 8 (4).

[97] Siehe auch Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 120. Dülken [1893].

[98] Vgl. z. B. Jakob Kemp, Die Wohlfahrtspflege des Kölner Rates (15. Jahrhundert). Bonn 1904, S. 29—32. Bergische Brüchten-Ordnung von 1569 in der Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 20, 97 (1913).

[99] Eine genaue Eifler Speisefolge aus älterer Zeit mitgeteilt von J. H. Schmitz, Sitten und Bräuche des Eifler Volkes S. 60. Trier 1856.

[100] Wie die Abnahme des Brautkranzes oder der Brauthaube hat der Schuh und sein Raub oder Wechsel die Bedeutung eines Übergangsritus. Vgl. Paul Sartori, Der Schuh im Volksglauben, Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 4 (1894). Weitere Parallelen und Literatur s. Paul Sartori, Sitte und Brauch 1, 100 Anmerkung 1. Leipzig 1910.

[101] Vgl. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 20, 97 (1913).

[102] Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 19, 162—163 (1912).

[103] Für die ältere Zeit vgl. allgemein Karl Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter 1, 370. 3. Aufl. Wien 1897.

[104] Das Buch Weinsberg 1, 17. Leipzig 1886.

[105] Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 534.

[106] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 4 (1913).

[107] J. H. Schmitz, Sitten und Bräuche des Eifler Volkes 1, 67. Trier 1856. Zeitschrift für Volkskunde (Berlin) 10, 165.

[108] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 115 (1913).

[109] In seinen Nöten wendet sich das Volk an bestimmter Heiligen Hilfe. Es nimmt dann außer zum Gebet seine Zuflucht zu Dingen, denen nach seinem Glauben auf Fürbitte eines Heiligen heilbringende Kraft verliehen ist. Gegen Fieber gebrauchte man z. B. im alten Köln Walburgisöl oder Ägidiuswasser oder Brigittenwasser oder Servatiusbrötchen oder Thekla-

brötchen. Die Dinge wurden in bestimmten Kirchen den Hilfesuchenden hergegeben. Mit Briefen und Zetteln arbeitete man vorbeugend zum Schutze gegen Pest, Brand und Gefahren der Reise. Wachsvotive und andere Weihegaben bekundeten den Dank für Hilfe aus der Not.

110 Vgl. z. B. H. Meyers, Krankheit und Tod im Eifeler Volksleben. Eifelvereinsblatt 18, 153—155 (1917). Ebenda vier Volkslieder vom Sterben.

111 In Köln gingen früher „Findlingskinder" die sieben Fußfälle, wie für das Jahr 1623 bezeugt ist. Turmbuch 35, 395 b Stadtarchiv. Die Fußfälle bilden die sieben Fälle Christi auf dem Leidenswege. Sie sind die älteste Form des Kreuzweges; ihr Ursprung reicht in die Zeit der Kreuzzüge zurück. Es handelt sich um Gruppenbilder, die in der Regel darstellen: 1. Die Todesangst Jesu am Ölberge. 2. Die Geißelung. 3. Die Krönung mit Dornen. 4. Das Todesurteil durch Pilatus. 5. Die Begegnung des Heilandes, der das Kreuz trägt, mit seiner betrübten Mutter. 6. Veronika reicht dem Heilande das Schweißtuch. 7. Christi Tod am Kreuze. Die Bilder befanden oder befinden sich in Nischen oder Kapellchen in der Kirche oder an der Kirch- oder Friedhofsmauer. Die Besucher und Beter knien vor ihnen nieder und fallen dem Heiland zu Füßen. Vgl. J. S. Müller, Eine schwindende Volksandacht. Kölner Pastoralblatt 53, 65 (1913). Dazu jetzt die ausführliche und zusammenfassende Schrift Paul Fischer und Franz Heckmanns, Die sieben Fußfälle, eine alte Volksandacht, unter besonderer Berücksichtigung der Fußfälle der Umgebung Krefelds. Hüls-Krefeld 1921.

112 Kriminalakten 1571. Annalen 84, 80 (1587). 85, 95 (1599). Turmbuch 45, 305 b (1635). Über diese alte Kölner Sitte verbreitet sich Weinsberg zum Jahre 1596, als die Frau des Schöffen Laurenz Weber gestorben war. „Und man hat ihr hinden an der Hoher Smidten 8 tortischen (gedrehte hölzerne Leuchter mit Kerzen) ußgestechen, daruff vil gespreichs gewesen, dieweil sie beide von keiner herkomst gewesen . . . Insgemein sticht man den verstorbenen burgern 4 tortischen uß, die etwas vom adel, licentiatn, doctorn sin, 6 tortischen, aber den groißen vom adel, doctorn, furstlichen reten, burgermeistern, greven 8 tortischn, selten 10 oder 12, sie weren sonderlichen groißen ansehens. Doch wirtzs zuzeiten wol mißbrucht, darnach die leute prachtisch oder moedich sin." Das Buch Weinsberg 4, 259. Bonn 1898. Am frühesten wird der Brauch 1525 überliefert. Ein Schüler sieht in einem Hause Kerzen (candelae) aus dem Fenster gesteckt und hört von einem andern, daß dort ein Toter liege. Beim Begräbnis würden die Lichter vorangetragen. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten. 2. Teil S. 140, 90. Berlin 1899.

113 Vgl. Paul Sartori, Sitte und Brauch 1, 132, Anm. 2. Leipzig 1910.

114 Otto Schell, Tod und Leichenbrauch im Bergischen, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 5, 248. 249 (1908).

115 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 195 (1905).

116 Beschreibung eines Totenkleides in Köln am Ende des 18. Jahrhunderts siehe in „Kölns Legenden, Sagen und Geschichten", herausgegeben von Franz Kreuter. Neue Ausgabe S. 60. Köln 1919.

117 Vgl. z. B. Aloys Wittrup, Rechts- und Verfassungsgeschichte der kurkölnischen Stadt Rheinberg (Niederrhein) S. 103. Rheinberg 1914.

118 Vgl. Franz Lehner, Die römische Grabkammer zu Efferen bei Köln in Bonner Jahrbücher 104 (1899).

119 Das Buch Weinsberg 2, 301. Leipzig 1887.

120 Den Toten bewachen bedeutete wohl ursprünglich nichts anderes als verhindern, daß er gefährlich werden könnte. Über die Gefährlichkeit des Toten vgl. Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur S. 51—60 (Der gefährliche Tote). Jena 1921.

121 Theodor Trippel, Volkssitten und Gebräuche in der ehemaligen reichsunmittelbaren Herrschaft Dyck (Niederrhein). Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 13, 222—223 (1916).

122 In Alzenbach bei Eitorf an der Sieg mußten die Träger beim Aufheben und Tragen der Leiche auf den Wagen sagen: „Wer mit will, gehe voran oder folge nach." Sagten sie das nicht, so wurde die Leiche zu schwer. Auch wenn eine Kinderleiche auf dem Kopfe getragen wurde, mußten die Worte gesprochen werden. Ähnlich sprach man in Keyenberg (Kr. Erkelenz). Über die Steigerung der Schwere der Leichen siehe die folgende Anmerkung.

123 Diese Vorstellungen und Bräuche sind aus der Eifel und von der Sieg her bezeugt. Sowohl der Glaube an die Wiederkehr des Toten wie der an die Steigerung der Körperschwere bis ins Unermeßliche hängt mit dem Glauben an das Weiterleben des Leichnams und an seine Entwicklung zum Dämon, auch an das Fortleben der Seele und an die Unsterblichkeit zusammen. Vgl. Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur S. 32 und 42. Jena 1921.

124 An der Sieg wurde die Leiche vor Einführung des Totenwagens, wie er in den Städten, z. B. in Köln, schon im 18. Jahrhundert aufkam, auf der im Lande gebräuchlichen zweirädrigen Schlagkarre gefahren. Die Leiche wurde mit den Füßen nach vorn aus dem Hause getragen und mußte zwischen Pferd und Rad, also von vorn, nicht von hinten her, was viel bequemer war, auf die Karre (und so auch später auf den Totenwagen) gehoben werden. Die Füße waren nach dem Pferde zu gerichtet, also ebenfalls nach der Fahrtrichtung zu: Lag die Leiche auf dem Fahrzeug, so fuhr der Fuhrmann drei Schritte vor. Dann kniete alles nieder und betete drei Vaterunser, damit der böse Geist von der Leiche weiche. Der Fuhrmann machte zu diesem Zwecke vor dem Pferde das Kreuzzeichen auf die Erde.

125 Das Bahr- oder Sargtuch war in Köln seit dem 14. Jahrhundert unter dem Namen Balken (baldekinus, mittelhochdeutsch baldekin, neuhochdeutsch Baldachin) im Gebrauch und durfte nicht fehlen. Ausführlich ist in einer Mitteilung aus dem Jahre 1769 von dem Gebrauche die Rede: „Als sie am Sambstag den verstorbenen soldaten Herman Försters nach St. Mauritius [hätten] begraben sollen, [hätten sie] kein schwartzes tuch oder so genanter (!) balcken über die lade vorgefunden. Wie nun die leute hieruber rebellisch worden und die leiche nicht ohne balcken tragen wollen, so hätten [sie] dem hern Pastoren desfalls die vorstellung gemacht, daß in allen pfarren der brauch seye, daß ein schwartzer balcken . . . hergegeben wurde, so hätte das alles nichts fruchten wollen . . . Damit aber keine weitere verdrießlichkeit durch die

rebellische leute entstehen mögte, hätte ein nachbarsmann ein altes regen tuch über die lade geworffen, so fort sie die leiche nach dem kirchhoff getragen."

126 Siehe auch Karl Rademacher, Das Spengeltuch. Totenbrauch aus der Eifel. Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 4, 86—87. Berlin 1894.

127 Soviel wie Gaffelbote, d. h. Zunftbote, Zunftdiener.

128 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 220 (1904); 5, 260, 262 (1908).

129 Vgl. Adam Wrede, Totenzettel. Kölnische Volkszeitung Nr. 922 vom 28. Oktober 1911 und 927 vom 30. Oktober 1911.

130 Zeitschrift für deutsche Mundarten 1918, 163.

131 Über diesen Mißbrauch z. B. in Griethausen am Niederrhein zu Beginn des 19. Jahrhunderts vgl. Georg Mestwerdt, Das clevische Land seit der Vereinigung mit Brandenburg-Preußen. 3. Teil: Die Zeit der französischen Herrschaft 1794—1814. S. 129—130. Cleve 1912 (Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Cleve für das Jahr 1911). Der Gemeinderat von Griethausen schrieb damals in einem Bericht über die Unsitte: „. . . Dann kommt das Mittagessen, das man möglichst in die Länge zieht, bis alles verzehrt ist. Der Fremde, der hereinträte, wäre fast versucht zu fragen: Wo sind die Neuvermählten? Es fehlen nur die Geigen, sonst gleicht das Mahl einem Hochzeitsschmause . . ."

132 Das Buch Weinsberg, Urschrift 1, 478.

133 Früher wurden außer dem eigentlichen und ersten Totenamt oder Seelenamt noch das „sevent" und „mainddrissich" oder die „monstunde" und das „jargezit" gehalten, d. i. eine Totenfeier am 7. und 30. Tage nach dem Tode und am Jahrestage des Todes. Vgl. dazu H. Homeyer in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften Berlin 1864, philolog.-histor. Abhandlungen 87 ff.

134 Vgl. z. B. die Todesanzeige in der Köln. Volkszeitung vom 24. 8. 1918 Nr. 665, und in der Kölnischen Zeitung vom 25. 8. 1918 Nr. 788 über Frau Cäcilie Frohn, geborene Mahlberg aus der Lüsgesmühle bei Füssenich (Zülpich): „Die Beerdigung erfolgt am Dienstag, den 27. August, morgens 10 Uhr 15 von der Lüsgesmühle aus; in der Pfarrkirche zu Füssenich wird im Anschluß daran das Traueramt gehalten, das Sechswochenamt am Mittwoch, den 28. August, morgens 9 Uhr 30". Der Trauerfeier folgt die Gedächtnisfeier unmittelbar, weil noch die auswärtigen Verwandten beisammen sind.

135 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 299 (1913).

136 O. Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache S. 60, 4. Aufl. 1916. C. Nörrenberg, Die Schwarzbrotgrenze. Eifelvereinsblatt 19, 31—32 und 78—79 (1918).

137 Über Formen und Namen mittelalterlichen Feingebäcks vgl. auch Moriz Heyne, Das deutsche Nahrungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Leipzig 1901.

138 Am meisten und besten hat Max Höfler über Gebildbrote allgemein und im besonderen gearbeitet; vgl. seine Zusammenstellung im Archiv f. Religionswissenschaft 12, 342 (1909).

139 „Et Lied vom Diez" in der Sammlung: Gedichte in Trierischer Mundart, 1858.

[140] Köln Stadtarchiv Ratsprotokollbuch 24 (Innenseite des vorderen Originaldeckels, der noch den Vermerk trägt: Inceptum prima Februarii 1568).

[141] Vgl. z. B. Hecking, Die Eifel in ihrer Mundart S. 24 unter Brei. Prüm 1890.

[142] Vgl. Ferdinand Münch, Aus dem Kulturleben der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts a. d. mittleren Erft. VI. Mahlzeiten. Rheinische Geschichtsblätter 7, 130 (1904).

[143] Im Kriege hat der Müller in Herrnstein im Bröltale wieder Breimehl gemacht.

[144] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 7, 284 (1910).

[145] Jos. Müller, Rheinische Kartoffelgerichte und ihre Benennung, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 13, 175—187 (1916).

[146] Vgl. Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart. Dülken [1893].

[147] Vgl. Wilhelm Hamacher, Georg Bärsch. Ein Freiheitskämpfer und Pionier der Eifel S. 37. (Aus Natur und Kultur der Eifel, Heft 1). Aachen 1914.

[148] Zahlreiche Belege in den Turmbüchern. Köln, Stadtarchiv.

[149] Wenigstens bis zu dem Kriege. Vgl. Karl Kollbach, Deutscher Fleiß 2, 177.

[150] Über den Ziehtag des Gesindes im Bergischen vgl. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 26, 13 (1919).

[151] Im ripuarisch-niederfränkischen Grenzgebiet findet (oder fand) der Wechsel des Gesindes am S. Remigiustag (1. Oktober) statt. Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 113. Dülken 1893.

[152] Vgl. dazu die Erklärung in der 1. Auflage S. 145: plener zu Plunder, Habseligkeiten, Kleider- und Wäschebündel, ferner Hecking, Die Eifel in ihrer Mundart S. 65: plönnern zusammenpacken, ausziehen.

[153] Vgl. den lehrreichen Vertrag zwischen dem Kölner Professor Adolf Eicholtz und der Magd Hilla von Hattingen vom Jahre 1545, im Original veröffentlicht von Hermann Keussen im Archiv für Kulturgeschichte 10, 317—319, bearbeitet von Adam Wrede in der Zeitschr. Alt-Köln 11, 5 (1918). Vgl. im übrigen zu dieser und anderen Fragen das umfangreiche Werk (938 Seiten) von Otto Könnecke, Rechtsgeschichte des Gesindes in West- und Süddeutschland. Marburg 1912.

[154] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 212 (1914).

[155] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 4, 294 (1907).

[156] Eine solche Arbeit bietet für Württemberg Max Lohß, Beiträge aus dem landwirtschaftlichen Wortschatz Württembergs nebst sachlichen Erläuterungen, 2. Kapitel: Der Pflug, S. 45—73 (2. Beiheft der kulturhistorischen Zeitschrift für Sprach- und Sachforschung „Wörter und Sachen"). Heidelberg 1913.

[157] Diese sowie eine Reihe weiterer Angaben, die sich auf die mittlere Sieggegend beziehen, verdanke ich Herrn Hauptlehrer J. Heer (Köln), gebürtig aus der Gemeinde Herchen (Sieg). Ausdrücke für Teile der Karre und des Pfluges im Geldernschen siehe im „Niederdeutschen Korrespondenzblatt" 3, 78—79 (1878).

[158] Jos. Müller, Rheinische Saatgebräuche, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 108—110 (1915). Ähnliche bringt O. Schell, Allerlei vom

Säen, Pflanzen und Ernten im Bergischen, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 128—130 (1915).

159 Für das Mittelalter bezeugt Cäsarius von Heisterbach einen ähnlichen Brauch. Er erzählt im Dialogus miraculorum IX, 25: Eine Edelfrau zu Endenich (bei Bonn) fing, wie sie von jemandem gelehrt worden, in einem Stück Brot das Wasser auf, welches bei der dritten Waschung von den Händen des Priesters niederträufelte, indem sie glaubte, wenn sie dieses Brot an den vier Enden ihres Ackers verberge, würde kein Unwetter oder Hagelschlag die Saaten verderben. (Sie legte das Brot einstweilen in eine Truhe; als aber die rechte Zeit gekommen war, um dasselbe auf dem Acker zu verteilen, fand sie das Wasser in Blut verwandelt.)

160 Diese „litania maior" genannte Bittprozession trifft auf denselben Tag, an welchem im alten Rom die „Robigalia" (robīgo Rost, Mehltau, Getreidebrand) mit festlichem Umzuge gehalten wurden, um für die reifende Saat den Schutz der Götter zu erflehen. Über diese Bittgänge überhaupt vgl. Adolf Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter 2, 7 (Freiburg 1909).

161 Adam Wrede, Die Kölner Bauerbänke, S. 78. Köln 1905.

162 Früher in St. Christoph (bei Gereon); vgl. Gelenius, De admiranda sacra et civili magnitudine Coloniae p. 435, 436 (Col. Agr. 1645): feria quarta quatuor temporum infra octavam Pentecostes votivis missarum sacrificiis tempestatis et grandinum amolitionem deprecantur a Deo parochiani. Vgl. auch J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 1, 98 (1852).

163 Aust, eigentlich der Augustmonat, dann Ernte(monat). Über den „Böu" vgl. Th. Trippel, Von der Ernte (Vam beu). Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 111 (1913). An den „Böu" erinnert auch der Wetterspruch: „Wenn et Marien Eendrop ränt, dann ränt et em Böu (während der Ernte) alle Daach" (Fischeln b. Krefeld). Vgl. Monatsschrift f. rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde 2, 631—632 (1876), herausgegeben von Richard Pick.

164 Wieweit die Form der Getreide- und Heuschober mit früheren, etwa vorgeschichtlichen Hausformen zusammenhängt, bedürfte einer auf räumlichen Grundlagen sich aufbauenden planmäßigen Untersuchung.

165 Vgl. jedoch Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 129 (1915), Erntefeste an der Agger, nach C. Simons, Das Aggertal bei Overath S. 49.

166 Am Niederrhein nannte man den Hahn den Bauhahn. Er wurde nach Beendigung der Ernte geschlachtet und bei einem gemeinschaftlichen Mahle der Gutsherrschaft und Dienstboten verzehrt. Vgl. Monatsschrift f. rheinisch-westfäl. Geschichtsforschung und Altertumskunde 2, 632 (1876).

167 Das Wort Sange ist unsicherer Herkunft und Bedeutung. Über die Ernte des Armen vgl. die Stellen aus dem Gesetzbuche Moses: Wenn du Ernte hältst auf deinem Felde, sollst du nicht die Saat bis zu dem letzten Halme abschneiden und die Ähren, die zurückgeblieben sind, nicht nachlesen; auch in deinem Weinberg sollst du die umhergestreuten Beeren nicht aufsammeln:

den Armen und Freunden sollst du sie zur Lese überlassen! Ich bin der Herr, dein Gott. —

Wenn du auf deinem Felde Ernte hältst und eine Garbe auf deinem Felde vergissest, sollst du nicht umkehren, sie zu holen: Du sollst sie den Fremdlingen, den Waisen und den Witwen überlassen, auf daß segne dich der Herr, dein Gott, bei allem, was du tust! —

Wenn du die Früchte deiner Obstbäume eingesammelt hast, sollst du nicht wieder hingehen, um noch zu holen, was zurückblieb an den Bäumen: Du sollst es den Fremdlingen, den Waisen und Witwen überlassen! Gedenke, daß du in Ägypten Sklave warst: darum gebiete ich dir, so zu handeln.

168 Gottfried Kinkel, Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben, S. 163. Bonn 1846. Peter Schroeder, Moselfränkische Winzerausdrücke (Arbeiten im Weinberge, Lese, Keltern usw.), Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 8, 193—202 (1911).

169 Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus 3. Aufl. S. 119. Leipzig 1902.

170 Die Lese der Elfer im Rheingau, Kölnische Volkszeitung Nr. 963 vom 12. November 1911.

171 Vgl. Luise Schulze-Brück, Weinlese im Moseltal. Kölnische Zeitung Nr. 1114 vom 11. Oktober 1911.

172 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 8, 201 (1911).

173 Vgl. Luise Schulze-Brück am angegebenen Orte in Anmerkung 171. Ferner K. Wehrhan, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 9, 69 (1912).

174 Beim Abstich. Von J. Diel, Köln. Volkszeitg. Nr. 438 vom 12. Juni 1921.

175 Vgl. J. Spee, Der Flachs (Aus den Kreisen Geldern und Kempen) Jahrbuch f. niederdeutsche Sprachforschung 3, 152—155 (1877). Ebenda S. 156—159 Flachsbereitung im Göttingischen und S. 160—161 Dat Flas (Lüneburger Mundart). W. J. Spehl, Als der Flachs noch blühte. Aus dem Erkelenzer Flachsland vor 50 Jahren. Rheinische Heimat 1, 85—86 (1921). Eine besonders erschöpfende und wissenschaftlich grundlegende Arbeit für einen anderen Teil Deutschlands bietet Eduard Schoneweg, Flachsbau und Garnspinnerei in der Sitte, Sprache und Anschauung des Ravensbergers. XXV. Jahresbericht des historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld S. 1—109. Bielefeld 1911. Für die vergleichende Forschung siehe auch die noch wertvollere Arbeit von Walther Gerig, Die Terminologie der Hanf- und Flachskultur in den frankoprovenzalischen Mundarten mit Ausblicken auf die umgebenden Sprachgebiete (1. Beiheft der Zeitschrift Wörter und Sachen). Heidelberg 1913.

176 Th. Trippel, Vom Flachs im Wickrather Flachslande. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 17—20 (1913).

177 Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus, S. 78. Leipzig 1902. 3. Aufl.

178 Flachsernte. Von August Lennartz in Kückhoven bei Erkelenz, in Nr. 1177 der Kölnischen Zeitung vom 19. Oktober 1913.

179 Vgl. P. Norrenberg, Aus dem alten Viersen. Viersen 1873.

180 Vgl. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 7, 103 (1910): „Wenn du een Ponk kannst graben und täglich 1 Stein Flachs schwengen, dann bekömmst du Brabants dran", d. h. Brüsseler Spitzen an die Haube.

[181] Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 57 b.

[182] Kölner Tageblatt Nr. 429 vom 23. 8. 1918, Nr. 432 vom 25. 8. 1918, Nr. 541 vom 12. 12. 1920. Über Wiederbelebung des Spinnens und über Spinnlehrgänge in Niederfischbach (Westerwald) s. Rheinisches Land 1, 53. Köln 1921.

[183] Otto Schell, Beiträge zum Baumkultus im Bergischen, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 59 (1904).

[184] Sammlung von Waldbeer- oder Wehlenliedern in Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 4, 132 (1907); 8, 178 (1911).

[185] Vgl. dazu die Fassung bei R. Wager, Über Volkspoesie und Umdichtung S. 61. Barmen 1860.

[186] Jos. Müller, Die Nuß in rheinischer Sprache und Sitte, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 14, 37—64 (1917)..

[187] In den Legenden aus dem Leben der hl. Brigida spielen Haustiere eine große Rolle.

[188] Vgl. Wendelinus-Blatt. Westdeutsche Schäferei-Zeitung 1, 18 (1919 Oktober), Mayen.

[189] Vgl. Wilhelm Felten, Zur Geschichte der Verehrung der hl. vier Marschälle. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 104, 121—149, besonders 145—146 (1920).

[190] Vgl. z. B. Jakob Zender, Tiere und Pflanzen im Eifeler Volksmunde. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 210—234 (1905). Julius Leithaeuser, Volkskundliches aus dem Bergischen Lande. 1. Tiernamen im Volksmunde. Barmen 1906 u. 1907. Hugo Otto, Volkstümliche Namen für Tiere am Niederrhein. Zeitschr. d. Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 33, 135 ff. (1918). Bereits im salfränkischen Dialekt haben die nach Alter, Zucht und Nutzbarkeit verschiedenen Tierarten jedesmal besondere Bezeichnungen. Karl Lamprecht, Skizzen zur rheinischen Geschichte S. 36. Leipzig 1887.

[191] Vgl. z. B. Jos. Müller, Lockrufe für Tiere, aus dem Siebengebirge. Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 1, 207—210 (1904).

[192] Vgl. Monatsschrift des Bergischen Geschichtsvereins 21, 87—89 (1914).

[193] Über gemeinsame Kuhhirten in der Eifel vgl. Hubert Gierlichs, Rheinische Geschichtsblätter 8, 95—96 (1907).

[194] Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden im Bergischen allenthalben die Kühe gemeinsam in den Königsforst getrieben. Frühmorgens gab der Gemeindekuhwärter mit dem Horn das Zeichen zum Öffnen der Stalltüren und strebte dann mit den Kühen den Forsten zu. Abends brachten die Wärter die Tiere wieder zurück. Stadtanzeiger zur Kölnischen Zeitung Nr. 394 vom 25. 8. 1918.

[195] Einige Beispiele siehe Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 107 (1915).

[196] Den Hirtenruf verdanke ich Herrn Lehrer E. Kraus aus Bickenbach (Kr. Gummersbach).

[197] Veröffentlicht von Dr. Joseph Bayer im Alt-Köln-Kalender 1913, S. 38—45.

[198] Mafrau = die „Madam", die Gnädige; vgl. das niederländische mevrouw. Erklärungen für andere Wörter siehe an der angegebenen Stelle.

[199] Ausgabenbuch der Mittwochsrentkammer Nr. 98 für die Jahre 1500 bis 1511. Köln, Stadtarchiv.

[200] A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten, 2. Teil, S. 138, 76.

[201] Eine anschauliche Schilderung von Theodor Trippel in Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 13, 223—225 (1916).

[202] Erich Leihener, Cronenberger Wörterbuch S. 117 u. 142. Rheinische Geschichtsblätter 7, 314—320 (1903).

[203] Früher sehr beliebt war die „Stielmusreise" in Mülheim (Ruhr). Seit zwei Jahrzehnten sind diese Art Reisen dort ausgestorben. Ein Liedchen, die Taube verherrlichend, ohne dessen Gesang man sich eine „Stielmusgesellschaft" gar nicht denken konnte, ist veröffentlicht im Beiblatt zum General-Anzeiger für den Stadt- und Landkreis Mülheim a. d. Ruhr Nr. 33 vom 11. Nov. 1905.

[204] Joseph Bayer in Beitr. z. Kölner Geschichte, Sprache und Eigenart 2, 264.

[205] Allgemeines über Nachbarschaften: Bruno Markgraf, Die Nachbarschaften und ihre Geschichte. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 238—242 (1905). Siegfried Sieber, Nachbarschaften, Gilden, Zünfte und ihre Feste im Archiv für Kulturgeschichte 11, 455 ff. (1913) und 12, 56 ff. (1914). Ludwig Radermacher, Nachbarn. Beiträge zur Volkskunde aus dem Gebiet der Antike. Wien 1918 (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse 187. Band, 3. Abhandlung S. 3—17). Im einzelnen Johannes Bender, Das Nachbarrecht in der Bürgermeisterei Menden an der Sieg, Zeitschr. für rhein. u. westfäl. Volkskunde 5, 161—172 (1908). Fr. C. Amlinger, Die Nachbarschaft in Trechtingshausen am Rhein, ebenda 6, 205 ff. (1909). Heinz Pesch, Geschichte der Bopparder Nachbarschaften. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 7, 161—193 (1910). Aloys Wittrup, Rechts- und Verfassungsgeschichte der kurkölnischen Stadt Rheinberg, S. 102—105. Rheinberg 1914. Theodor Imme, Die Nachbarschaften im Bereich des ehemaligen Stifts Essen mit einer Einleitung über die alten Gilden und Nachbarschaften überhaupt in Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 15, 33—74 (1918).

[206] Vgl. z. B. Johannes Bender, Der Öckmüllendorfer Hundschaftsbaurgerichtsnachbarbuch aus anno 1581. Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein 75, 68—93 (1903).

[207] Karl Hauptmann, Der Bonner Bannbegang. Bonn 1894.

[208] Adam Wrede, Die Kölner Bauerbänke, S. 65 (1905). Über frühere Grenzbegänge in der Eifel vgl. J. H. Schmitz, Sitten und Bräuche des Eifler Volkes, 1, 98. Trier 1856. Vgl. auch Sartori, Sitte und Brauch 2, 185. Leipzig 1911. Zum Grenzumgang vgl. weiter Zeitschr. f. Rechtsgeschichte. German. Abt. 38, 416 u. 397 (1917).

[209] Alfred Wiedemann, Geschichte Godesbergs und seiner Umgebung S. 246. Godesberg 1920.

[210] Vgl. Jakob Zender, Der Gruß und Gegengruß in der Eifel. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 293—300 (1904).

[211] Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 103. Dülken (1893).

[212] Th. Trippel, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 13, 225 (1916).

[213] Vgl. Ernst Weyden, Das Ahrtal. 2. Auflage S. 218. Bonn 1839. Ähnlich, wohl nach E. Weyden, auch Gottfried Kinkel, Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben, S. 161. Bonn 1846. Zu der Bezeichnung „Tierjagen" vgl. Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube S. 95—97. Iserlohn 1854—58 .

[214] Jos. Müller, Schalwaari-Scharewari. Ein Beitrag zur Volksjustiz aus den Saargegenden. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 156—157 (1905).

[215] Stadtanzeiger zur Kölnischen Zeitung, August 1906.

[216] Der Weinkauf, latinisiert vinicopia, war ursprünglich der beim Abschluß eines Geschäftes (eines Kaufes) getrunkene Wein, deshalb auch „nasser" Weinkauf genannt. Später trat an die Stelle der Weinspende eine Geldspende. Die Ablösungssumme hieß daher auch „trockener" Weinkauf, z. B. 1619 popina aut dreuwen vincop (B. Hilliger, Die Urbare von S. Pantaleon in Köln S. 404, § 171. Bonn 1902). Der altdeutsche Brauch, den Weinkauf zu trinken, also der sogenannte nasse Weinkauf wird z. B. beim Abschluß von Verhandlungen zwischen dem Utrechter Arn. Buchel und dem Kölner Rat geübt. Es wird Ratswein präsentiert und der Rechtsakt auf diese Weise als vollzogen bekundet. Vgl. H. Keussen, Die drei Reisen des Utrechters Arnoldus Buchelius nach Deutschland, insbesondere sein Kölner Aufenthalt. Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein 85, 112 (1908). Der Brauch wird weiter noch 1727 aus Linz beim Verkauf eines Hauses bezeugt. Monatsschrift f. rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde 3, 132 (1877). Er wurde mir aber auch noch für den Anfang unseres Jahrhunderts aus Prüm bezeugt.

[217] Diese Abgabe heißt in den älteren lateinischen Urkunden und Akten arrha. Im französischen Volksleben ist der Gottsheller als denier à dieu bekannt.

[218] Die Bäuerinnen von Rennes (Frankreich) achten darauf, wer zuerst kauft und wer ihnen Glück bringt. Sie warten dann später mit dem Beginn des Verkaufs, bis der Glücksbringer wiederkommt. Folk-Lore de l'Ille-et-Vilaine S. 18 (1898).

[219] Für die ältere Zeit (1360) vgl. z. B. Adam Wrede, Das Klostergut Sülz bei Köln S. 41—42 (Köln 1909): resignaverunt et supraportaverunt effestucantes ore, manu et calamo, in deutscher Sprache später, z. B. 1448: . . mit hande, halme ind mit munde . . verzichten. Vgl. auch Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl. 1, 167. 173 u. 2, 146 ff. Leipzig 1899. Ferner Verdam en Verwijs, Middelnederlandsch Woordenboek 6, 492: met plocke ende halm (oder umgekehrt).

[220] Vgl. Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde 7, 3.

[221] Eine von alten symbolischen Handlungen begleitete Einweisung in ein ländliches Besitztum (Haus, Hof, Garten usw.) in Friesdorf bei Godesberg am Rhein aus dem Jahre 1669 nach Aufzeichnungen im Kölner Stadtarchiv jetzt abgedruckt in dem Buche von Alfred Wiedemann, Geschichte Godesbergs

und seiner Umgebung S. 300—303. Godesberg 1920. Für Aachen ist die alte Form der gerichtlichen Einweisung in ein Haus aus dem Jahre 1692 überliefert; vgl. Rheinische Geschichtsblätter 1, 13 (1895).

222 Testament K 240. Köln, Stadtarchiv.

223 Über kirchliche Feste und Kulte, deren kalendarische Entwicklung und Ausdehnung (mit Vigil und Oktav) s. Georg Zilliken, Der Kölner Festkalender. Ein Beitrag zur Heortologie und Chronologie des Mittelalters. Bonner Jahrbücher 119, 13—157 (1910).

224 M. Höfler in der Zeitschrift für Volkskunde (Berlin) 12, 87 (1902). Zeitschrift f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 212 (1904).

225 H. v. Loesch, Die Kölner Zunfturkunden 1, 189. Bonn 1907.

226 J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 2, 115. Göttingen 1857.

227 Das Buch Weinsberg, Urschrift 3, 400.

228 Nikolauslieder, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 8, 180—182 (1911); 9, 41, 62 (1912).

229 Ausführlicher über den Knabenbischof in rheinischen Städten Heinrich Schrörs in Annalen des Histor. Vereins f. den Niederrhein 82, 154 (1907). Für Essen vgl. Franz Arens, Der liber ordinarius der Essener Stiftskirche S. 90. Paderborn 1908.

230 Über die Entwicklung dieses Marktes in Köln siehe Adam Wrede, St. Nikolaus im alten Köln. Bergischer Volkskalender 1921, S. 61.

231 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 135 (1914).

232 F. Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart S. 128. Bonn 1904.

233 Vgl. Karl Müller, Das Kirchenjahr S. 88—89. Freiburg 1911. Arnold Meyer, Das Weihnachtsfest, seine Entstehung und Entwicklung. Tübingen 1913.

234 Vgl. F. Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart S. 109. Fr. Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart S. 101. Köln 1905.

235 Nach Arnold Meyer S. 119 (vgl. 233) ist der Tannenbaum als Weihnachtsbaum zuerst für das Jahr 1605 in Straßburg nachweisbar. Über den ersten Weihnachtsbaum (um 1800) und das Weihnachtsfest in Essen vgl. Theodor Imme, Sankt Nikolaus und Weihnachten in unserer Heimat. Heimatblätter für das Industriegebiet 1, 207—210 (1919).

236 Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 261.

237 Die Weihnachtsfeier unter dem leuchtenden Tannenbaum wurde in den Rheinlanden erst seit ihrer Vereinigung mit Preußen allmählich heimisch. Vgl. dazu J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 2, 303—304 (Göttingen 1857): „solcher wiegen gab es um weihnachten an vielen orten und wir haben noch eine menge von liedern, welche die kinder sangen, wenn sie die kleine wiege schaukelten, z. b.:

> laßt uns das kindlein wiegen,
> das herz zum kripplein biegen,
> laßt uns im geist erfreuen,
> dem kindlein benedeien.

z. (alt. Maingesangb. n. 22) oder:

kommt all herzu ihr engelein,
kommt all herein
und helft uns wiegen das kindelein im krippelein. dem volksglauben zufolge scheuchte diese wiege allen krankheitsstoff, den man als von bösen mächten dem körper beigebracht hielt."

238 Diese Mitteilungen sowie die Melodie verdanke ich Herrn Präparandenlehrer H. J. Schumacher in Köln, früher in Blankenberg a. d. Sieg.

239 Die beiden Melodien verdanke ich Herrn J. Steinebach, Organist in Vallendar.

240 Die Berechnung und Verteilung der zwölf Tage war nicht immer und überall die gleiche.

241 Allgemeines darüber: Adolf Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter. 2 Bde. Freiburg 1909.

242 Akten Pfarrarchiv St. Aposteln.

243 Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 322. Vgl. auch den gedruckten Teil 2, 214 (1570). In Köln hatte man im 13. Jahrhundert für das neue Jahr den sogenannten Osteranfang. Man begann das neue Jahr am Karsamstag mit dem Anzünden der Osterkerze, dem Symbol der Auferstehung Christi. Der Monat Februar 1228 gehörte nach damaliger Zeitrechnung noch zum alten Jahre, nach der unsrigen zum neuen Jahre, also zum Jahre 1229. In Deutschland hatte nur die Erzdiözese Köln diesen sogenannten Osteranfang. Das ist bezüglich der vor Ostern datierten Kölner Urkunden bis zum Jahre 1310 zu bemerken. Die Kölner Synode vom Jahre 1310 hat in diesem Punkte eine Änderung herbeigeführt. Sie faßte den Beschluß, daß Weihnachten, das Fest der Geburt des Herrn, als Jahresanfang gelten sollte. Lange Zeit begann man nun in Köln das neue Jahr mit dem 25. Dezember.

244 Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 108 b.

245 Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 693.

246 Otto Schell, Neujahrsbräuche im Bergischen. ZrhwV 16, 46—47 (1919).

247 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 210 (1904); 13, 214 (1916) mit Abbildungen.

248 A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten. 2. Teil S. 135, 41. Berlin 1899.

249 Das Buch Weinsberg 3, 158—159. Bonn 1897. Bei dem kirchlichen Brauch wird es sich um Predigten handeln, in denen in Sinnbildern gesprochen wurde. Daß es sich bei dem Glückssäcklein, Wunschhütlein, Otmarsfäßlein und dem Keulchen (Knüppel aus dem Sack) etwa um Schriften, d. i. gedruckte Bücher handelt, gar um das bestimmte Volksbuch von Fortunat, ist höchst unwahrscheinlich. Es werden eher mündliche Geschichten gewesen sein, die man den Kindern erzählte und auf diese Weise schenkte. Die Erwähnungen des Glückssäckleins und Wunschhütleins legen übrigens Zeugnis ab von der Volkstümlichkeit des Fortunatusstoffes.

250 Arnold Steffens, Die Übertragung der hl. Drei Könige nach Köln. Beiträge zur kölnischen Geschichte, Sprache, Eigenart 1, 51—58. Köln 1914.

[251] Der Bohnenkuchen geht wohl auf den südniederländischen (flämisch-brabantischen) „boonkoek“ oder das „boonbrood“ (Bohnenbrot) zurück. In Flandern ist nämlich das „Koninkje spelen“ am Vorabend des Dreikönigentages sehr früh nachweisbar und sehr gebräuchlich geblieben; der König wurde und wird durch die Glücksbohne (lukkeboone) oder durch „koningsbrieve of -prentjes“ gewählt. Siehe A. de Cock, Spreekwoorden en Zegswijzen, afkomstig van oude gebruiken en volkszeden S. 171—176. Gent 1908.

[252] Aachener Hausfreund 1892, Nr. 40 (2, 158).

[253] Vgl. das alte Bonner Liedchen „Dreikönnigs-Ovend-Fyer“ mit der Aufforderung am Schluß der ersten Strophe:

„Ei wacker, schrievt noh ahlem Brugch
De Könnigs-Breevcher uus!“

(Germaniens Völkerstimmen, Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern usw. Herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich S. 511. Berlin 1845 ff.). Über das Dreikönigsfest im alten Bonn und besonders über die Wahl des Königs durch die Bohne siehe auch Paul Kaufmann, Aus rheinischen Jugendtagen S. 79—80. Berlin 1919.

[254] J. H. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes 1, 6. Trier 1856.

[255] Das Buch Weinsberg 2, 1. Leipzig 1887. Für das Jahr 1525 wird der Brauch bezeugt durch Hermann(us) Schotten(nius Hessus), Confabulationes tyronum (Schülergespräche). Das 34. Schülergespräch trägt die Überschrift „De eligendo rege“ (Die Wahl des Königs).

[256] Vgl. z. B. Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 60 b (1578 Januar 19). Ein solcher Königsschmaus wird schon 1526 geschildert durch Hermann Schotten, Schülergespräche (vgl. 255), Anhang Gastmahlgespräche. Das sechste Convivium unter der Überschrift „Regium convivium post ferias Epiphaniae“ (Königsschmaus nach . . .) führt den König mit seinem ganzen Hofstaat vor: Rex, Regina, Dux, Obsonator, Cancellarius, Secretarius, Cubicularius, Stultus, Servus.

[257] Das Buch Weinsberg, Urschrift 3, 385. Über Ämter auf flandrischen Königsbriefchen siehe A. de Cock (Anmerkung 251) S. 174.

[258] Das Buch Weinsberg, Urschrift 3, 418.

[259] Gymnasium Laurentianum Rechnungsbuch. Köln, Stadtarchiv U VIII 518, Bl. 75 (1593). Turmbuch 28, 26 b (Köln Stadtarchiv) zum Jahre 1609 Januar 8: vergangen montag zu abend umb 8 uhren hett ehr neben andern studenten, so bei ime ihm selbigen losement (= Logement) wohnen, uff ihrer kammer nach altem gepprauch koning gekoren.

[260] Turmbuch 35, 73—74. Köln, Stadtarchiv.

[261] Turmbuch 43, 149. Köln, Stadtarchiv.

[262] Vgl. die anschauliche Schilderung bei J. L. Gemarker, Wichelkus' Käpp. En Barmer Jongesgeschichte. Elberfeld 1912. Dazu Otto Schell, Zeitschr. f. Volkskunde 9, 90 (1899). Ebenda S. 91 ein Dreikönigslied aus Delling bei Wipperfürth.

263 Vgl. z. B. das Bild bei Gustav Nieritz, Erzählungen und Gedichte ... mit 4 Originalbildern und vielen Holzschnitten von F. Oehme, Fr. Pocci, (L.) Richter. Berlin [184?]

264 So in Köln. Für die frühere Zeit vgl. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten, 2. Teil, S. 140, 95: Ein Schüler will eine teuere Wachskerze kaufen, um sie am Feste Mariä Reinigung in der Kirche zu tragen. Ein anderer begnügt sich mit einem Talglicht in der Überzeugung, daß ein zerknirschtes Herz Gott lieber sei als großer Pomp.

265 Zum Jahre 1575. Das Buch Weinsberg, Urschrift 1, 691 b.

266 Ratsprotokolle 48, 281 (1599). Köln, Stadtarchiv.

267 Ratsprotokolle 49, 222 b. Köln, Stadtarchiv.

268 Ratsprotokolle 68. Köln, Stadtarchiv.

269 Das Lied und eine Beschreibung des Brauches bei Jakob Katzfey, Geschichte der Stadt Münstereifel 1, 350—352. Münstereifel 1854. Über das Feuerrad der Metzger- und Weberzunft in Trier siehe Gottfried Kentenich, Geschichte der Stadt Trier S. 586.

270 Das Buch Weinsberg 4, 225. Bonn 1898.

271 Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren S. 115. Köln 1862. F. Münch, Grammatik der ripuarisch-fränkischen Mundart S. 130. Bonn 1904.

272 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 7, 278 (1910); 12, 106 (1915).

273 Vgl. auch den Aufsatz Frauenrecht in Brauch und Sitte von Albert Becker in der Zeitschr. Hessische Blätter für Volkskunde 10, 145—156 (1911). Über die Weiberfastnacht zu Bremm a. d. Mosel am Fastnachtsdienstag siehe Rheinisches Land 1, 18—19. Köln 1921.

274 Über diesen Zug wie überhaupt über die Kölner Fastnacht ausführlich J. Kemp, Zur Geschichte der Kölner Fastnacht, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 3, 241—272 (1906). Daselbst weitere Literaturnachweise.

275 Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren S. 117. Köln 1862.

276 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 271—277 (1914); 13, 215 (1916).

277 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 271 (1914).

278 Vgl. die Sammlung von K. Rademacher in Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 120, 189 (1904).

279 In fast ähnlicher Fassung zuerst gedruckt bei Ernst Weyden, Cölns Vorzeit S. 224—225. Köln 1826.

280 Die Fastnachtstage hießen am Niederrhein deshalb allgemein de „Dudaach", Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 107. Dülken 1893. Über den lärmenden Umzug der Duckejäger in der Zülpicher Gegend siehe Monatsschrift f. rheinisch-westfälische Geschichtsforschung und Altertumskunde 7, 556 (1881).

281 Düsseldorfer Staatsarchiv: Kurköln, Domänen, Amt Kempen u. Oedt, Mühlen usw. Nr. 8.

282 Es handelt sich um den Schlag mit der Lebensrute. Vgl. auch Ulrich Jahn, Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht S. 96—97. Breslau 1884. Karl Clemen, Archiv f. Religionswissenschaft 1914. S. 139.

283 Das Buch Weinsberg 1, 133. Leipzig 1886. Urschrift 2, 119 b, 123 b.

[284] Vgl. zu dem Brauch und Lied Wilhelm Tilgenkamp, Lazarus Strohmanus im Jülicher Kreisblatt Nr. 28 vom 4. Februar 1921. Die Melodie verdanke ich Herrn W. Tilgenkamp. Für Köln wird das Begräbnis der Fastnacht (Aschermittwoch) noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts bezeugt.

[285] Über Fastnacht und Burgsonntag vgl. M. Bormann, Beitrag zur Geschichte der Ardennen 2, 159. Trier 1842. Über Feuerbrennen am ersten Fastensonntag auf dem Limberge bei Saarlouis und die Rolle, welche die Neuvermählten des verflossenen Jahres dabei spielen vgl. Heinrich Nießen, Sagen und Geschichten des Saartales S. 33—34. Saarlouis (ohne Jahr). Vgl. auch das in Schwaben wenigstens früher so viel verbreitete Funken- und Scheibenschlagen am ersten Fastensonntag, mitgeteilt bei Anton Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 2, 56—71. Freiburg 1862.

[286] In einer handschriftlichen Ausführung, die mir freundlichst zur Verfügung gestellt wurde.

[287] Vgl. z. B. Heinrich Schrörs, Religiöse Gebräuche in der alten Erzdiözese Köln, ihre Ausartung und Bekämpfung im 17. und 18. Jahrhundert. Annalen des histor. Vereins f. den Niederrhein 82, 149—168, besonders S. 160 (1907). Ferner Gottfried Kentenich, Geschichte der Stadt Trier S. 585. Trier 1915.

[288] Vgl. E. Wiepen, Palmsonntagsprozession und Palmesel. Bonn 1903.

[289] Akten Pfarrarchiv St. Columba.

[290] Gottfried Kentenich, Geschichte der Stadt Trier S. 586. Trier 1915.

[291] Vgl. Alex. Schnütgen, Kölner Erinnerungen S. 38/39. Köln 1919.

[292] Domarchiv Köln, Kopiar der Pfarrerbruderschaft S. 31 ff., 15. Jahrhundert nach Vorlage aus dem 14. Jahrhundert. Freundlicher Hinweis von Herrn Dr. phil. H. Kobé.

[293] Freundliche Mitteilung von Herrn Dr. phil. H. Kobé, gebürtig aus Zülpich.

[294] Diese Angaben wie eine Reihe anderer, die sich auf den Kreis Erkelenz beziehen, verdanke ich Herrn Dr. theol. W. Corsten Köln, gebürtig aus Keyenberg, Kr. Erkelenz. Zu erinnern ist noch an die Eigenart des Läutens auf dem Lande. Dieses ist z. B. vor der einfachen Messe anders als vor der „Huhmeß", dem Hochamte.

[295] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 68 (1915). Kleppersprüche vom Hunsrück, mitgeteilt in Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 7, 279 (1910).

[296] Vgl. Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 109—110. Dülken 1893.

[297] Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren S. 120. Hier scheint ein Irrtum des Verfassers Weyden vorzuliegen, da dieser Brauch nach anderer Darstellung am Karsamstag geübt wurde. Vgl. die Mitteilung „Karsamstagsgebräuche im Dom" im Kölner Lokalanzeiger vom 10. April 1914.

[298] J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie 1, 74. J. W. Wolf wurde 1817 in Köln geboren.

[299] „... dat graff, welchs zur gedechtnuß des doiths Christi nach alder guder christlicher gewonheit uffgericht gewesen," wie es 1545 in einem Kölner Ratsprotokoll heißt.

[300] Über das Poschfüür (ignis paschalis) vgl. Adolf Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter 1, 507 ff. Freiburg 1909. Heinrich Kellner, Heortologie S. 64 ff. 3. Auflage. Freiburg 1911.

[301] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 3, 150 (1906). Früher schlug der Pfarrer der an der Nordseite des Domes liegenden, jetzt abgerissenen Pfarrkirche St. Maria im Pesch vor der Tür aus dem Feuerstein neues Feuer, segnete die Osterkerze und das Taufwasser und zog dann in feierlicher Prozession in den Dom dem Chore zu, wo das Wergbündel verbrannt und ein feierliches Hochamt gehalten wurde. Kölner Lokalanzeiger vom 10. April 1914.

[302] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 3, 117 (1906).

[303] Über ein altes Osterspiel aus Gerresheim bei Düsseldorf siehe Hubert Kessel, Der selige Gerrich, Düsseldorf 1877. C. Lange, Die lateinischen Osterfeiern S. 20—75. München 1887. S. 35 eine kölnische des 13. Jahrhunderts und S. 36 zwei kölnische aus Antiphonarien des 18. Jahrhunderts gedruckt. F. J. Peters, Zwei mittelalterliche Osterspiele der Kölner Erzdiözese. Gregorius-Blatt, Organ f. kath. Kirchenmusik 1919, 5 u. 6. Heft. Die daselbst geschilderte Essener Osterfeier neuerdings behandelt von P. Dr. Hugo Dausend O. F. M. in „Heimatblätter für das Industriegebiet" 2, 8—9 (1920) unter der Überschrift „Eine Essener Auferstehungsfeier aus dem Mittelalter".

[304] Gewährsmann war der im Jahre 1824 geb. Großvater des Herrn Dr. W. Corsten; vgl. Anmerkung 294.

[305] Vgl. den Ausdruck exterminium Judaeorum bei Heinrich Schrörs, Religiöse Gebräuche in der alten Erzdiözese Köln. Ihre Ausartung und Bekämpfung im 17. und 18. Jahrhundert. Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein 82, 156 Anm. 5 und 168 Nachtrag.

[306] Über dieses zuerst 1547 erwähnte und seit 1888 verschwindende Gebildbrot vgl. M. Schollen, Aachener Sprichwörter und Redensarten S. 154 Nr. 2371. Aachen 1913. Den Kampf, den Aachens Bürger um die Erhaltung des Poschwecks führten, schildert des Aachener Mundartdichters Heinrich Jansen 1897 erschienenes Bühnenstück „Der Poschwäk".

[307] Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 121 (1579) und gedruckter Teil 3, 367 (1587).

[308] Über ein Eierspiel genannt „Eierschippeln" (Virneburg, Eifel) siehe Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 69 (1915).

[309] Ausführlich geschildert bei J. H. Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes 1, 29—32 (1856) und von L. Pinten im Eifelvereinsblatt 11, 81—83 (1910). Das Eierlesen in Hofen bei Stuttgart ist fast genau so gehalten und wurde 1910 nach zehnjähriger Unterbrechung wieder veranstaltet. Vgl. Kölnische Volkszeitung vom 3. April 1910. Im übrigen siehe über Eierlesen in Schwaben Anton Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 2, 85—89. Freiburg 1862.

[310] Das Buch Weinsberg, Urschrift 3, 437.

[311] Die Sitte, Ostereier gemeinsam zu verspeisen, läßt sich für Köln noch weiter zurückführen. Um die Jahre 1486—87 vermerkt der aus Nördlingen stammende, in Köln immatrikulierte Gregor Raming in einem seiner Kollegheften, die jetzt die Stadtbibliothek in Nördlingen verwahrt, daß die Kölner Studenten in den Bursen zu ihrem Klassenführer (Professor) gingen und mit

ihm gemeinsam Ostereier und Osterkuchen aßen. Vgl. auch H. Clauß in Neue kirchliche Zeitschrift 31. Freundlicher Hinweis von Professor Dr. H. Keussen, Stadtarchivar Köln.

[312] Über ein Verbot in Köln, Maibäume in den Häusern aufzustellen, siehe Handelsakten 206, 210 Stadtarchiv Köln.

[313] Stadt-Anzeiger zur Kölnischen Zeitung Nr. 210 vom 11. Mai 1909.

[314] Rheinische Geschichtsblätter 3, 108 (1897). Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 8, 72—73 (1911). Ebenda (Bedeutung der Maien in Breyell bei Kempen, Rhein) 16, 49 (1919). Wilhelm Schmitz, Die Mischmundart S. 124. Dülken 1893 .

[315] Für Hessen vgl. Hessische Blätter für Volkskunde 1, 72 ff. 220 f. (1902). 6, 148 (1907). Für die untere Saar vgl. den Aufsatz „Die Mädchen- oder Mai-Lehen" bei Heinrich Nießen, Sagen und Geschichten des Saartales S. 92—95. Saarlouis (ohne Jahr). Eine frühe Erwähnung der Versteigerung der Mädchen aus der Gegend von Ulmen am Matthäustage siehe „Gemeinnützige und unterhaltende Rheinische Provinzial-Blätter, herausgegeben unter Mitwirkung vieler . . . von . Jacob Nöggerath. Neue Folge, 3. Jahrgang, 1. Band S. 122. Köln 1836.

[316] Vgl. Ernst Weyden, Das Ahrtal, 2. Auflage S. 215—217. Bonn 1839. Ähnlich Gottfried Kinkel, Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben, S. 160—162. Bonn 1846. Rheinische Geschichtsblätter 3, 107—108 (1897). Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 317 f.; 3, 248; 4, 62 ff., 208 ff.; 6, 127 ff.; 8, 72 ff., 156; 9, 42, 102 ff.; 10, 64. Am Ur-Quell 4, 277 ff. (Niederrhein); Deutsche-Dorfzeitung 15, 139 f. (1912, Kr. Erkelenz). Zeitschrift für Volkskunde 10, 40. 18, 101 f. (Gelderland). Vgl. auch Karl Weinhold, Deutsche Frauen in dem Mittelalter, 3. Auflage 1, 258—259. Wien 1897. Ferner Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage (Stuttgart 1867) 3, 390—391 und 470, Anmerkung 35, wohl abhängig von Ernst Weyden oder Gottfried Kinkel. Über den Maibaum und die an ihm klebenden Volksbräuche in Flandern und Brabant siehe A. de Cock, Spreekwoorden en Zegswijzen S. 181—196. Gent 1908. Dichterisch verarbeitet nach lebenswahren Vorgängen von Schneider-Clauß in dem Roman: Der Gymnicher Ritt, S. 13 ff. Köln 1895.

[317] K. Mütter, Das Maieierholen und das Versteigern der Mädchen (Eifel). Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 9, 100 (1912).

[318] E. F. Kaufmann, Das Maisingen zwischen Broel und Agger. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 12—17 (1913).

[319] Dieses Liedchen sowie mehrere andere Angaben über die Vordereifel verdanke ich Herrn Hermann Ley aus Köln, dessen Familie von der Ahr stammt.

[320] Vgl. den Bericht „Ein altbergisches Maifest" in der Zeitung Rheinische Volkswacht (Köln) vom 26. Mai 1920.

[321] Vgl. z. B. die Bedingungen aus Inden (Kr. Jülich), mitgeteilt von A. Brosius in der Monatsschrift Rheinische Heimat 1, 33—37 (1921).

[322] Karl Rademacher, Alte Sitten und Gebräuche (Maisitten) am Rhein. Zeitschr. d. Bergischen Geschichtsvereins 22, 149—167 (1886).

[323] Vgl. auch J. Klein, Die Maifeier der Burschen in Worringen. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 10, 64 (1913).

[324] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 102 (1915).

[325] Der Aprilscherz kann auf ein hohes Alter zurückblicken und ist in den meisten europäischen Ländern gang und gäbe. Der Volksbrauch führt überall einen anderen Namen; in Frankreich z. B. heißt es jemandem einen Aprilfisch geben, donner un poisson d'avril à qu. Über den Brauch in Flandern, Brabant und Antwerpen sowie über die närrischen Aufträge siehe A. de Cock, Spreekwoorden en Zegswijzen 176—181. Gent 1908.

[326] Theodor Ehrlich, Der Pfingstbaum (Eifel). Zeitschr. f. rhein u. westfäl. Volkskunde 2, 131—133 (1905).

[327] Diese Melodie sowie die auf Seite 286 verdanke ich Herrn August Kirspel aus Berg.-Gladbach.

[328] Vgl. auch Pfingsteierlieder, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 195 (1904). Monatsschr. des Bergischen Geschichtsvereins 20, 93—95 (1913).

[329] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 196 (1904).

[330] Jos. Müller, Thomasesel und Pfingstfuchs, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 11, 138 (1914).

[331] Das Buch Weinsberg 4, 64—65. Bonn 1898. L. Ennen, Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1872, S. 765—767. Ein Fest weltlicher Maienfreude und Pfingstlust war die Kölner Holzfahrt, der Zug in den Ossendorfer Busch, ein Volksfest im Walde, das nach Pfingsten gefeiert wurde. Vgl. H. Keussen, Topographie der Stadt Köln im Mittelalter 1, 20—21. Bonn 1910, Sonderdruck 1918.

[332] Die Melodie verdanke ich Herrn Dr. phil. Heinrich Kobé, gebürtig aus Zülpich.

[333] Vgl. K. Hürten, Festschrift zur 400 jährigen Jubelfeier der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft zu Brühl verbunden mit einem geschichtlichen Rückblick, besonders S. 6 u. 7. Verlag der Bruderschaft (Brühl 1914). Nach Hürten gab es 1914 nicht weniger als 767 Schützengesellschaften im Rheinlande. Ferner Gottfried Kinkel, Die Ahr. Landschaft, Geschichte und Volksleben, S. 158—159. Bonn 1846. Eberhard de Claer, Geschichte der Schützengesellschaft zu Bonn. Bonn 1873. Daselbst S. 19 eine Schilderung der Uniform der Bonner Schützen vom Ende des 18. Jahrhunderts. Siehe weiter Max Bär, Bücherkunde zur Geschichte der Rheinlande S. 344—345. Bonn 1920.

[334] Etwas anders Jos. Müller, Rheinische Johannisbräuche in Vergangenheit und Gegenwart. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 81—100 (1915).

[335] P. Sartori, Sitte und Brauch 3, 225. Leipzig 1914. Vgl. auch Eugen Hoewer, Die Sitte der Sonnenwende. Leipzig [1921?].

[336] Jos. Müller, Rheinische Johannisbräuche in Vergangenheit und Gegenwart, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 81—100 (1915).

[337] Vgl. Blätter für Heimatkunde, Wochenbeilage zur Euskirchener Volkszeitung vom 22. Juni 1912.

[338] Vgl. auch Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 89 (1915).

[339] Vgl. J. J. Scotti, Sammlung der Gesetze und Verordnungen, welche in dem Herzogtum Cleve und in der Grafschaft Mark . . . ergangen sind von 1418—1816. 1. Teil S. 705 Nr. 488. Düsseldorf 1826.

[340] Ferd. Franz Wallraf, Beiträge zur Geschichte der Stadt Köln, S. 157—159. Köln 1818.

[341] Zahlreiche Belege bei Jos. Müller, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 82—84 (1915).

[342] Kriminalakten 1562 Juli 11, Stadtarchiv Köln.

[343] Das Buch Weinsberg 3, 246. Bonn 1897.

[344] Das Buch Weinsberg, Urschrift 2, 231.

[345] Vgl. Max Höfler, Volksmedizinische Botanik der Germanen S. 74—75 und 116—117. Wien 1908.

[346] In Kirchheim (Kr. Rheinbach) sind es folgende sieben: Blitzkraut, Donnerkraut, Bendeknopf (Wiesenknopf), Wurmkraut, Beifuß, Mariä Bettstroh (= Unserer lieben Frauen Bettstroh, Origanum vulgare), Dudistel = Ackergänsedistel, Sonchus arvensis, ähnlich im Bergischen Dudessel; vgl. Julius Leithaeuser, Bergische Pflanzennamen S. 11. Elberfeld 1912.

[347] Auch verbrennt man Teile des Kräuterbuschs auf der Schaufel und trägt diese mit den dampfenden Resten durch Haus, Hof und Stall (Eifel).

[348] Vgl. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten, 2. Teil, S. 140, 93. Berlin 1899, wo es heißt: Ulrich zählt eifrig an den Fingern die Tage bis zum Feste des hl. Bartholomäus, dem letzten Schultage, ab.

[349] Das Buch Weinsberg, Urschrift 1, 100.

[350] Der Allerheiligentag ist gebotener kirchlicher Feiertag und deshalb namentlich in den Städten Ruhetag für viele Familien, bietet also auch gute Gelegenheit zum Besuch der Gräber.

[351] Das Buch Weinsberg 2, 225. Bonn 1887.

[352] Nach der Überlieferung für das Jahr 1525 in Köln bezeugt. Vgl. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten, 2. Teil, S. 1 35, 40. Berlin 1899.

[353] Das Buch Weinsberg 2, 62. Bonn 1887.

[354] Das Buch Weinsberg 2, 140. Bonn 1887.

[355] Ernst Weyden, Köln am Rhein vor fünfzig Jahren, S. 135. Köln 1862.

[356] Karl Clemen, Die Herkunft der Martinsgans. Kölnische Zeitung, Literatur- und Unterhaltungsblatt Nr. 45 vom 11. November 1917: „Die Sitte, zu Martini eine Gans zu schlachten und zu verzehren, gehört ursprünglich zu jenen weit verbreiteten, aus primitiver Zeit stammenden Gebräuchen, die man in der Religionsgeschichte als Töten des Vegetationsgeistes und Gottessen zu bezeichnen pflegt."

[357] Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 263 (1915).

[358] Vgl. Rud. Clément, Ein Martinsabend in Düsseldorf, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 131—137 (1904).

[359] Diese Lieder sowie die Melodie S. 289 verdanke ich Herrn theol. Joseph Scheben (Rheinbach).

[360] Kölnische Volkszeitung Nr. 948 vom 11. Nov. 1910.

[361] Ursprünglich derber „dä A. . . dä soll blute".

[362] Vgl. Hermann Usener, Kleine Schriften 4, 435. A. Ostheide, Zum

Martinsfeste, Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 8, 169—170 (1911) und die weitere, dort angeführte Literatur.

363 W. Jürgensen, Martinslieder. Untersuchung und Texte. Breslau 1910 („Wort und Brauch", herausgeg. von Siebs und Hippe, 6. Heft). Vgl. auch M. Zender, Martinsbrauch und Martinslieder mit besonderer Berücksichtigung der Eifel und ihrer nächsten Grenzgebiete. (Mit Abbildungen). Eifelvereinsblatt 1909, 239—245. Ferner „Der Martinstag und das Mülheimer Martinslied" im Beiblatt zum General-Anzeiger für den Stadt- und Landkreis Mülheim a. d. Ruhr Nr. 33 vom 11. Nov. 1905. Mülheim (Ruhr). Das Lied beginnt: „Sinter Mätes vögelsche — het son roat kapögelsche . . ."

364 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 89 (1905); 6, 276 (1909); 7, 246 (1910); 9, 55 (1912).

365 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 262—263 (1915).

366 P. Joerres, Sparren, Spähne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen, aufgelesen im Ahrtal. Ahrweiler 1888. Ferner Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 8, 170 (1911).

367 Vgl. die reizende Schilderung „Die Martinsfeier in Leversbach" von Hans Hilger in der Zeitschrift „Die Westmark. Heimatblatt der linksrheinischen Wandervögel" 1, 14—16 (1919).

368 Die Feier des Patroziniums (Gedenktag des Schutzpatrons) und des Kirchweihfestes (Jahrestag der Weihe) wurde für jede Kirche der Diözese Köln durch die Diözesansynode von 1308 angeordnet. Vgl. Hartzheim, Concilia 4, 107. Über Kirmesfeiern vgl. z. B. J. Fritzen, Die Kirmesfeier am Mittelrhein Zrhw Volkskunde 16, 34—39 (1919).

369 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 6, 200. 201. 204.

370 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 2, 90 (1905).

371 Die zeitliche Beschränkung der Kirmesdauer ist dem Eingreifen „von oben" zuzuschreiben. Auf brabantisch-flämischem Boden ist man nach wie vor viel ausdauernder. In Brüssel dauert (oder dauerte) die Kermes vier Wochen.

372 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 3, 85 (1906).

373 Zeitschr. f. Volkskunde (Berlin) 15, 282—311 u. 17, 81—85.

374 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 12, 221. 222 (1915).

375 Eine frühe das Kölner Land betreffende Erwähnung stammt aus dem Jahre 1741. Vgl. Adam Wrede, Die Kölner Bauerbänke S. 37. Köln 1905.

376 Vgl. Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volkskunde 6, 217ff. (1909); 7, 183 ff. (1910).

377 Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 7, 190 (1910). Über die alte unter dem Namen Orgelbornkirmes bekannte Kirmesfeier in Boppard vgl. P. J. Kreuzberg, Die Orgelbornkirmes. Boppard 1920.

378 Vgl. die anschauliche Schilderung in dem Aufsatze „Rheinische Kirmes" in Nr. 758 der Kölnischen Volkszeitung vom 12. 8. 1902.

379 Vgl. Kirmesbräuche im Saartale bei Heinrich Nießen, Sagen und Geschichten des Saartales S. 133—135. Saarlouis (ohne Jahr).

380 Vgl. Ernst Weyden, Godesberg, das Siebengebirge und ihre Umgebungen S. 140. Bonn 1837. Neuerdings Karl Kollbach, Ein rheinischer Jahrmarkt. Rheinisches Wanderbuch. Bilder aus dem Natur- und Volksleben der Rheinlande, insbesondere der Rheinprovinz, S. 343. Bonn 1897,2. Auflage.

Verzeichnis der Stichwörter.